Auf

Schwäbischem Boden

Vier Erzählungen

von

Paul Lang.

Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1881.

Auf schwäbischem Boden.

Vier Erzählungen

von

Paul Lang.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1881.

Druck von Adolf Bonz' Erben in Stuttgart.

Seiner Selma.

Vorwort.

Etwas, was erzählt zu werden verdient, richtig und anmuthig darzustellen: das war das Ziel, welches mir vorschwebte, als ich die in diesem Buche vereinigten Geschichten niederschrieb. „Auf schwäbischem Boden“ — habe ich das Buch betitelt, um anzudeuten, daß diese Erzählungen nicht eben aus der Luft gegriffen, sondern aus liebevoller Versenkung in die Geschichte meines Heimatlandes erwachsen sind. Doch denke ich, die Ergebnisse meiner Studien werden keinem Leser mit aufdringlicher Gelehrsamkeit lästig fallen.

Am meisten mußte ich die freie Erfindung bei „Heimo“ walten lassen. Immerhin wissen wir aus der Zeit, da die Römerherrschaft über das Zehntland unter der Wucht alemannischer Volkskraft zusammenbrach (Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr.), so viel, daß ich dem Reiz, ein ausgeführtes Bild der damaligen Zustände im kleinen zu geben, nachgeben durfte.

In „Regiswindis“ habe ich alles, was der Legende angehört, in ziemlich genauem Anschluß an die Lebensbeschreibung der Heiligen erzählt; diese „Vita S. Regiswindis“ ist uns in einer Handschrift des Klosters Böddecken (bei Paderborn) erhalten und in dem riesigen Sammelwerk der Bollandisten (Acta Sanctorum, Jul. T. 4, p. 90—96) abgedruckt. Schon Stälin (Wirtemb. Geschichte I, S. 239) bemerkt, daß es „mit den Geschichtspunkten, woran sich die Legende anreiht, seine Richtigkeit hat.“ Ich hoffe, daß man die Verschmelzung des Legendarischen und des Historischen in meiner Erzählung nicht mißlungen finden wird.

Ob die kleinen Bilder, die ich unter dem Titel: „An der Wiege eines Philosophen“ zusammenreihte, eine Erzählung im strengen Sinn des Wortes genannt werden können, darüber will ich mit niemanden streiten. Das Ganze ist weiter nichts als ein Nachklang der einfachen, aber schwungvollen Feier, die wir in Leonberg am hundertsten Geburtstage Schellings veranstalteten. Unter dem Dach des alten Hauses, in welchem die Wiege des Philosophen gestanden, habe ich fünf Jahre lang gewohnt.

Den interessanten Stoff, der dem „Vikar von Enzweihingen“ zu Grunde liegt, hat mir Herr Professor Dr. Julius Hartmann, der ausgezeichnete Kenner unserer Landesgeschichte, in die Hand gegeben. Ihm, sowie allen,

die mir Mittheilungen über das tragische Geschick des Pfarrvikars zukommen ließen, sage ich bei dieser Gelegenheit herzlichen Dank. Frei erfunden ist in dieser Geschichte eigentlich nur das erste Kapitel; der geneigte Leser möge Föhrenberg und Waldhausen nicht auf der Landkarte suchen. Alles andere ist mit sorgfältiger Benützung des Berichtes verarbeitet, den der Vikar selbst von seiner merkwürdigen Prozeßgeschichte gegeben hat, der jedoch Fragment geblieben zu sein scheint. Auch die Figur Eduard Monniers ist insofern nicht willkürlich komponirt, als verschiedene in dem genannten Bericht zerstreute geschichtliche Züge in seiner Person zusammengefaßt sind.

Ich übergebe mein Buch der Oeffentlichkeit mit dem Wunsch, daß es den Leser anheimeln möge.

Maulbronn, im März 1881.

Paul Lang.

Inhaltsangabe.

Heimo.

Eine Geschichte aus dem Zehntlande.

Heimo.

Eine Geschichte aus dem Zehntlande.*)

1.

„Dich hat Afrikas Sonne gebräunt", sagte der römische Hauptmann Rufinus, als er mit seinem jugendlichen Gastfreund Alexander in das kleine Gemach seines umwallten Schlosses getreten war. Denn bis jetzt hatte er das Gesicht des Angekommenen, dem er bis zum Standlager am Neckar entgegengeritten war, nur im trüben Dämmerschein des nordischen Frühlingsabends gesehen. Er nahm die kunstvoll aus braunem Erz gearbeitete Lampe, die an drei zierlichen Ketten von der Decke des Zimmers herabhieng, aus dem silbernen Ring und ließ ihren vollen Schein ins Antlitz seines Gastes fallen.

„Es sind die Züge der petronischen Familie", sagte er langsam; „aber braun bist Du geworden, Jüngling, braun wie die numidische Wüste."

*) Agri decumates — Name des südwestlichen Deutschlands zur Zeit der Römerherrschaft.

Der junge Mann lächelte.

„Und Dich haben die Nebel Germaniens gebleicht, Rufinus", erwiderte er, „oder nicht gebleicht, sondern, besser gesagt, den thaufrischen Glanz nicht alternder Jugend Dir auf Stirn und Wangen gehaucht."

„Du bist ein Schmeichler", gab der Alte zur Antwort, indem er sich mit der Hand über die Stirne fuhr, „man merkt wohl, daß Du nicht blos im rauhen Dienste des Krieges aufgewachsen bist, sondern auch in den Hörsälen der Redner und bei den Dichtern Dich umgesehen hast."

Der Jüngling legte seine Hand an den Griff seines kurzen Schwertes.

„Die Weisheit der Redner und die Kunst der Dichter haben mich nicht weichlich gemacht; ich bin ein Römer. Ich bin nicht hieher gekommen, um in den Wäldern des germanischen Landes die Flöte erschallen und die Saiten der Leier erklingen zu lassen, sondern um mit dem Schwert an Deiner Seite zu stehen, Rufinus. Und Du weißt, wer mich an Deine Seite gestellt hat, — der Kaiser."

„Ja! unser guter Kaiser Probus, der rechtschaffen ist, wie sein Name sagt, — nun nimm es einmal so an, Alexander; aber glaubst Du, daß nicht noch ein anderer die Hand im Spiel hat, wenn Du jetzt im Zehntland Dich befindest, zwischen Neckar und Rhein, anstatt an der afrikanischen Küste?"

„Du machst mir Muth zu fragen, Rufinus; ich hätte es sonst nicht gewagt, denn ein Soldat hat nicht zu fragen,

sondern zu gehorchen. — Warum bin ich vom Numidier-lande in den Abnoba-Wald * gerufen worden?“

Der Hauptmann blickte schweigend vor sich nieder. Man hörte durch die dicken Mauern, die wohlverwahrten Fenster des Schlosses, wie der Märzsturm draußen im Wald durch die Wipfel der mächtigen Eichbäume sauste und die Aeste der weit ausgebreiteten Linde hin und her-warf. Aber das Gemach, in welchem die beiden Männer sich gegenüberstanden, war aufs angenehmste durchwärmt, indem eine Luft, die den jungen Alexander an den sanften Westwind Italiens erinnerte, aus den Oeffnungen der vier-eckigen, in den Wandnischen angebrachten, gipsbeworfenen Heizröhren strömte.

„Warum Du hier bist?“ begann endlich Rufinus. „Ich will es Dir offen sagen und meine Offenheit sei Dir ein Lohn dafür, daß Du mich mit keiner neugierigen Frage belästigt hast, während wir durch den Wald geritten sind. Du glaubst, ich sei hier Hauptmann seit zehn Jahren; ich bin es nicht. Ich bin zum Bauern geworden. Ich bin ein Befehlshaber ohne Soldaten. Du hast vielleicht be-merkt, wie sie drüben im Standlager am Neckar so gering-schätzig auf mich herabsahen. Und sie haben Recht. Ich habe ja über niemand zu befehlen, als über die alten aus-gedienten Soldaten, die im Frieden ihrer Landgüter, im Schat-ten ihrer Obstbaumwäldchen ihre Narben ausheilen lassen. Unsere Vorfahren haben ihre Helden vom Pflug weg zur

* Der Schwarzwald und seine Ausläufer.

Arbeit des Schwertes geholt. Seit wir Kaiser haben, gehen die Römer den umgekehrten Weg, vom Kampf zum Pflug."

Rufinus schwieg eine Weile.

„Nun, darum nennt man dieses Land zwischen Donau und Rhein das Zehntland", fiel Alexander ein, „weil die Mannen, die dieses Volk der Herrschaft Roms unterworfen haben, jetzt im Verein mit den Unterworfenen den Zehnten des Bodenertrags genießen. Wohl uns Römern, daß wir aus einem eroberten Land nicht eine Wüste machen, sondern, wenn nicht einen lieblichen Garten, wenigstens einen fruchtbaren Acker."

„So habe ich auch gedacht", nahm Rufinus seine Rede wieder auf. „Mit Waffenübungen habe ich die ausgedienten Soldaten, die meinem Befehl unterstellt sind, wenig mehr geplagt; aber das verlangte ich von ihnen, daß sie das Feld bauen lernten, daß sie den Wald ausrodeten und einen Hof mit stattlichen Zaunpfählen umgaben. Und gerne sah ichs, wenn einer der Veteranen die Tochter eines Ansäßigen in sein Haus und seinen Hof als Gattin führte. Aus solchen Ehen wirst Du Knaben und Mädchen in dieser Gegend finden, die unsre schöne Muttersprache ebenso geläufig sprechen, wie die rauhe und ungefüge Mundart der Urbewohner. Auf diese Weise, mein Alexander, hoffte ich dieses Land zu erobern, dauernd für Rom zu gewinnen. Ich selbst habe manches von den Sitten der heimischen Bewohner angenommen. Wie die Einheimischen die enge Bauart der Städte verschmähen, so habe auch

ich mein Schloß, das zwei wichtige hier auf der Hochfläche sich kreuzende Straßen beherrscht, in die Einsamkeit gebaut. Nicht mit einem Kranz von Häusern, nicht mit einer Leibwache von Soldaten habe ich mich umgeben. Und doch fühle ich mich hier sicherer, als die drüben am Neckar, wenn sie bei Tag und bei Nacht eine doppelte Reihe von Vorposten vor ihr Lager stellen. Selbst der zweifache Wall, mit dem ich mein Schloß umgeben habe, soll nicht mich vor dem Anprall feindlicher Horden, sondern soll die Blumen und Gemüse meiner Gärten, die ich zwischen Schloß und Wall angelegt habe, vor dem Anprall des rauhen Nordostwindes schirmen. Ich selbst war bisher durch die Anhänglichkeit meiner Veteranen und durch die Ergebenheit der heimischen Bewohner geschirmt. Aber drüben im Lager denken sie anders. Sie höhnen mich, daß ich ein Bauer geworden, und haben deßhalb meinen Namen in Rusticus verdreht. Sie verlangen gebieterisch von mir, daß ich mich mit einer Heerschaar umgebe. Und sie haben Recht. Die Zeiten sind anders geworden. Zwar treu ergeben sind uns die Bewohner des Zehntlandes, aber drunten am Rhein regen sich die Alemannen. Wie die Meereswoge an den Hafendamm, prallt ihr wildes Ungestüm gegen unsern Grenzwall. Also heißt es wieder: vom Pflug zum Schwert! Ich muß aufs neue Soldat sein. Und Du Alexander sollst mir dabei zur Seite stehen, Du sollst mein Zugführer * werden."

* Mit diesem freilich etwas modernen Ausdruck gebe ich das lateinische subcenturio oder optio.

Das Auge des Jünglings blitzte von edlem stolzem Kampfesmuth.

„Die achte Legion“, erwiderte er, „zu der auch Du gehörst, Rufinus, steht im Ruf großer Tapferkeit. Man sagte mir, das gewaltige Kampfgeschrei derer von der achten Legion übertäube selbst den rauhen Kriegsgesang barbarischer Horden. Befiehl, was Dein Zugführer zu thun hat, mein Hauptmann!“

Rufinus betrachtete mit hohem Wohlgefallen den jungen Mann, dessen gedrungener Gliederbau den knappen Harnisch sprengen zu wollen schien.

„Du sollst mir die Heerschaar sammeln und einüben. Ich brauche eine frische Kraft dazu und einen treuergebenen Mann, der mich nicht höhnt, daß ich ein Bauer geworden. Darum konnte ich keinen von denen im Lager drüben brauchen. Darum dachte ich an Deinen Vater, mit dem ich unter unserem Kaiser Valerianus in treuer Waffenbrüderschaft am Euphrat gestanden bin, bis ihn der Pfeil eines Persers zu Boden streckte. Und ich dachte an seinen Sohn, den er damals in Rom zurückgelassen hatte. Ich beschloß bei mir, Du solltest mein Zugführer werden und kein anderer. Als ich erfuhr, daß Du in Afrika beim Heer stehest, bat ich den Kaiser, Dich mir zuzusenden. Der Kaiser, der mir wohlgewogen ist, willfahrte meiner Bitte. So bist Du hier.“

„Und wann beginnen wir mit der Sammlung der Heerschaar?“ fragte Alexander.

„Heute nicht mehr, aber morgen. Dich hab ich mir

vom Kaiser erbeten, sonst will ich keinen Mann von ihm. Aus den Bewohnern dieses Landes als freiwilligen Bundesgenossen der Römer will ich mir eine Kohorte bilden. Die Anführerstellen will ich zunächst mit einigen Veteranen besetzen."

„Ein kühner Gedanke, aber wie ich glaube, der einzig zweckmäßige. Nur indem wir die Kraft eines deutschen Stammes in unserer Kriegskunst schulen, werden wir der Alemannen Meister werden."

„Die Bewohner des Zehntlandes sind keine reinen Germanen mehr. Nur noch spärlich ist das röthliche Haar, das um den trotzigen Nacken der Männer wallt. Viel gallisches Blut ist unter diese Stämme gemischt. Aber das ist wahr, daß die Deutschen die angesehensten unter den heimischen Bewohnern sind. Einen vor allen müssen wir gewinnen, wenn wir eine Heerschaar werben wollen: Heimo, Heimbods Sohn; haben wir ihn, so folgen die andern wie die Schafe dem leitenden Widder."

„Wer ist dieser Heimo?" fragte Alexander mit gespannter Aufmerksamkeit, „ein Fürst oder ein Häuptling dieses Stammes?"

„Er ist ein freier Bauer, der drunten in der Thalmulde sein Haus gebaut hat. Aber ich sage Dir, ein Mann, der würdig wäre, eine unserer Legionen zu befehligen."

„Und wie gedenkst Du ihn an Dich zu ketten? Ich habe schon gehört, diese Barbaren mit dem rothgoldenen Haar lassen sich leicht durch den Schimmer rothen Goldes blenden und locken."

„Ja, wenn Heimo wäre, wie sein Bruder Heimart, der dort oben hinter dem waldigen Bergrücken seine Siedelung hat. Dessen Freundschaft wollte ich leicht mit Gold erkaufen; aber an ihm liegt mir nichts. Anfangs wohnten die beiden Brüder mit ihrer Schwester zusammen auf dem Erbe, das ihnen Heimbod, ein Nachbar unseres Landsmanns auf der Villa Blanda angewiesen hatte. Als aber Heimart ein reiches gallisches Weib genommen hatte, ward er geizig und schmähte den Bruder vor dem Gesinde, wenn er für etliche Tage den Pflug auf die Seite stellte, um mit Bogen und Pfeil den Wald zu durchstreifen. Das ertrug Heimo nicht. Darum zog er thalabwärts und rodete den Wald auf der Anhöhe über dem Glamesisbach.* Er schien anfangs einen schlechten Tausch gemacht zu haben. Rauh zwar weht der Wind dort oben, wo Heimart haust, aber fett ist der Boden. Mager dagegen war die Hufe, wo Heimo seinen Wohnsitz gewählt. Aber durch unermüdlichen Fleiß hat er den Boden nicht nur urbar, sondern fruchtbar gemacht. Doch ist der fleißige Bauer auch gern noch ein kühner Jäger. Er ist noch unvermählt, seine Schwester besorgt ihm das Hauswesen."

„Und wie gedenkst Du diesen Mann zu gewinnen? Ist er Dir zinsbar?"

„Er zinst mir. Aber er schickt mir den Zehnten seines Feldes, als brächte er mir eine freiwillige Gabe.

* So mögen die Römer die Glems, einen Nebenfluß der Enz — und durch sie des Neckars, genannt haben.

Ich dürfte es nicht wagen, einen meiner Aufseher ihm auf den Acker zu schicken, der die Garben abzählen würde. Nie läßt er sich an die Pflicht der Abgabe erinnern, wie die Kleinbauern. Immer etliche Wochen vor dem Zinstag schickt er einen seiner Hörigen mir ins Schloß mit reichbeladenem Wagen und läßt mir ausrichten: ‚Heimo schickt dem guten römischen Herrn einen kleinen Theil von dem, was die guten Götter ihm bescheert haben.‘ Und damit ich mich ja zum Dank verpflichtet fühle, legt er den Garben und Heubündeln stets stattliches Wildpret bei, Reh oder Rebhuhn, Hirsch oder Hase, wie es die Jahreszeit mit sich bringt. Ja so weit geht sein Stolz, daß er mir noch nie ein Stück Wildpret schickte, an welchem man nicht deutlich sieht, daß er es mit Einem Schuß erlegt hat. Denn er rühmt sich, ein besserer Schütze zu sein als ich."

„Ein merkwürdiger Mann! er wird sich zum Kriegsdienst nicht unter Dich beugen."

„Er wird sich unter mich beugen, wenn ich ihn zum Schein neben mich stelle. Oder nicht neben mich, das würde sich mit der Mannszucht in der Heerschaar nicht vertragen, aber, Alexander, neben Dich! Ich gedenke Heimo ebenfalls zum Zugführer zu machen, und Du sollst sein Waffenbruder werden. Keiner von denen aus dem Lager drüben hätte sich dazu verstanden. Du, Alexander, wirst es mir zu lieb thun."

„Ich bin gewöhnt zu gehorchen", erwiderte der junge Mann.

Während sie noch sprachen, erschien ein Diener des Hauses und öffnete die Flügelthüren zum Speisezimmer, einem größeren Gemach. Bescheiden, aber ohne eine Spur knechtischer Unterwürfigkeit meldete er, daß die Mahlzeit bereitet sei.

„Auch darin bin ich der deutschen Sitte zugethan", sagte Rufinus munter, „daß man das Wichtigste beim Becher und nach der Mahlzeit bespricht. Doch unser Speisezettel ist gut römisch. Ich halte es immer noch mit unsern Alten: Mit den Eiern anfangen und mit den Aepfeln aufhören."

Die Männer traten in das Speisezimmer. Alexander sah an den Ruhepolstern, die um den niedrigen Tisch bogenförmig in Hufeisengestalt liefen, daß drei Personen an der Mahlzeit theilnehmen sollten. Nicht lange sollte seine Neugier gespannt bleiben, wer der dritte Tischgenosse sei. Eine stattliche Jungfrau trat durch die Oeffnung eines reichverzierten Vorhangs und begrüßte den Hauptmann mit zärtlicher Freude.

„Sieh Alexander", sagte Rufinus lachend, „so geht es, wenn man gleich von Staatsgeschäften spricht. Nicht wahr, Du weißt noch nicht einmal etwas von meiner Tochter Tullia, die das Leben im wilden Wald seit sieben Jahren mit mir theilt und einsam wie eine Vestalin ihre Tage hinbringt, seitdem wir ihre Mutter im Boden des fremden Landes begraben. Ich empfehle Dir meine Tochter als Lehrmeisterin in der fremden Sprache, denn ihre Zunge ist gewandter als die meinige."

Tullia bot dem Gast mit edlem Anstand Willkomm; auf einen Wink von ihr nahm der aufwartende Diener dem neuen Zugführer den schweren Reisemantel ab, denn der Hauptmann hatte es im Eifer seiner Rede nicht bemerkt, daß es der Neuangekommene sich noch nicht bequem gemacht hatte. – Man legte sich auf die Ruhepolster; den mittleren Platz nahm der Hausherr ein, ihm zur Rechten Alexander, zur Linken Tullia. Rufinus spendete, während die beiden anderen mit dem Obergewand das Haupt verhüllten, den Hausgöttern den Opfertrank aus dem silbernen Weinkrug. Nun trugen zwei Diener die Tischplatte, auf der sämmtliche Speisen der Mahlzeit zierlich geordnet waren, herein. Der Hauptmann schien während der Mahlzeit alle Sorgen und ernsten Gedanken abgeschüttelt zu haben.

„Schwer wirst Du die Fische vermissen, Freund Alexander, wenn Du in Afrika ein Feinschmecker geworden bist. Aber die Bäche und Flüsse des Zehntlandes liefern in dieser Beziehung nichts Wohlschmeckendes. Nur die Leber der Quappe, die im großen See am Fuße der Alpen merkwürdigerweise nicht selten vorkommt, hat schon zuweilen unsere Tafeln geziert; aber der Weg ist etwas weit.“

Alexander versicherte, daß er auch hinsichtlich der Einfachheit des Mahles es mit den Vorfahren halte, die mit ihrem Brei und Brot weiter gekommen seien, als die verweichlichten Nachkommen mit ihren aus allen Himmelsgegenden zusammengesuchten Leckerbissen. Aber er mußte es doch dulden, wenn ihm, dem ‚altehrwürdigen Römer‘,

Rufinus die saftigsten Stücke des Bratens zuschob. Er griff tüchtig zu, denn der scharfe Wind des Frühlingsabends, dem sie entgegengeritten waren, hatte ihn hungrig gemacht.

„Rosen kann ich Dir freilich nicht von der Decke des Gemachs herabregnen lassen“, nahm Rufinus scherzend das Wort, „wie die Schlemmer der Hauptstadt, wenn sie ein Gastmahl halten, denn im Zehntlande wachsen keine Rosen.“

„Ei Vater“, fiel Tullia ein, „auch im Abnoba-Wald blühen die wilden Rosen und in unseren Gärten werden wir heuer die hundertblättrige erblühen sehen, da wir gelernt haben, ihre Triebe vor dem Frost des Winters mit Stroh zu schützen. Schildere doch das Land dem Gaste nicht gar zu rauh und unwirthlich!“

„Ich zweifle nicht daran, daß auch im Abnoba-Wald die Rose blüht“, sagte Alexander, indem sein Blick sich an die holde Jungfrau heftete.

Tullia erhob sich und verschwand hinter dem Vorhang. Die Diener entfernten die Tischplatte mit den Speisen, und einer brachte das Brettspiel.

„Du bist doch auch ein Würfler?“ fragte Rufinus, indem er seinem Zugführer den hölzernen Becher reichte. „Sonst spielt Tullia mit mir, aber sie begibt sich heute zeitig zur Ruhe, um für die Anstrengung des morgigen Tages Kraft zu sammeln. Sie fährt morgen mit uns zur Jagd in den Elchwald. Laß einmal sehen, was Dein erster Wurf im Zehntland Dir bedeutet! Sehr häufig hast Du

übrigens den Würfelbecher noch nicht geführt, das seh ich an der Art, wie Du ihn in die Hand nimmst!“

Alexander schüttelte den Becher, und die Würfel sprangen heraus.

„Der Wurf der Liebesgöttin“, sagte Rufinus, „ich wünsche Dir Glück!“

Während die Würfel über den kleinen Tisch rollten, und die Steine auf dem Brett klapperten, theilte der Hauptmann seinem Zugführer sein Vorhaben mit, am folgenden Tag eine Elchjagd zu veranstalten.

„Nicht wahr, Du kennst den Elch bis jetzt nur aus Cäsars Kriegsbeschreibung“, fragte er. „Der große Feldherr fabelt, der Elch könne, wenn er zu Boden gefallen sei, sich nicht mehr erheben. Darum pflege man die Bäume halb durchzusägen, an die der Elch sich anlehne, damit er sie vollends niederdrücke und am Boden liege. In der Kriegskunst verstehe ich weniger als Cäsar, aber vom Elch weiß ich Genaueres. Nun Du sollst morgen den Elch kennen lernen, wie er leibt und lebt. Und auch den Sohn Heimbods wirst Du kennen lernen, denn ich habe Heimo zur Jagd geladen. Wohl am leichtesten erwächst Waffenbrüderschaft aus Jagdkameradschaft.

„Ich freue mich auf den Jagdgenossen und den Waffenbruder“, erwiderte Alexander, „wenn nicht sein stolzer Sinn ihm verbietet, sich mir gleich zu stellen.“

Das Spiel war zu Ende. Der Diener, der bisher fleißig den süßen Wein Italiens im Mischkessel mit Wasser gemischt hatte, räumte gewandt die Steine, die

auf dem kleinen Tische zerstreut lagen, zusammen. Rufinus erhob sich und leuchtete dem Gast voran in das Schlafgemach.

„Auf hoher Warte sollst Du Deine erste Nacht zubringen, wie es dem Zugführer geziemt. Zwar hab ich kein Gemach auf dem Söller, denn Wind und Wetter heischen in diesem Lande, daß man nicht durch flache, sondern durch spitzzulaufende Dächer sich gegen sie schützt. Doch ist Dein Gemach das höchstgelegene im Schloß."

So sprach der Hauptmann, während er mit seinem Gast die gewundene Steintreppe emporstieg. Wilder noch brauste der Sturm um das hochgelegene Schlafgemach, als im unteren Stockwerk, wo sein Heulen durch die Dicke der Mauern einigermaßen gedämpft war.

Rufinus untersuchte, ob das schmale, in tiefer Nische angebrachte Fenster dem Sturm Widerstand leiste. Er fand es wohlverschlossen. Dann wischte er den Hauch von der einzigen Glimmerglasscheibe des Fensters und sagte in die Ferne blickend:

„Sieh dort, wo die Lichtung durch den Wald geschlagen ist, blinkt ein Feuerschein wie ein matter Stern. Es ist die Flamme auf dem Herd dessen, der Dein Waffenbruder werden soll. Mich wundert, daß der Mann, der sonst zeitig nach ermüdender Tagesarbeit die Ruhe aufzusuchen pflegt, heute bis tief in die zweite Nachtwache hinein den Kienspan flammen läßt."

„Möge der Stern ein gutes Vorzeichen unserer Waffenbrüderschaft sein", erwiderte Alexander.

Rufinus empfahl seinen Gast in den Schutz der Hausgötter: er bemerkte nicht, wie Alexander auf diesen Segenswunsch hin mit seinen Armen das Kreuz über die Brust schlug.

Der Jüngling stand allein in dem Gemach. Die Lampe flackerte, und in dem Schatten, den sie warf, tauchten vor seinem Auge die seltsamen Bilder des fremden nordischen Landes, welche der letzte Tag ihm vorgeführt hatte, tauchte das stolze trotzige Angesicht Heimos, tauchten die lieblichen Züge Tullias auf. Er schüttelte unwillig das lockige Haupt:

„Zur Ruhe Ihr Schattenbilder! Ein Römer muß auch über seine Träume befehlen, wie der Feldherr über seine Kampfgenossen," sprach er, während er die Riemen seiner Stiefel löste.

2.

Der Kienspan flammte noch am Herde Heimos, und in düsterer Gluth flammte sein Auge, während er den Reden eines Fremdlings lauschte, der bei ihm eingekehrt war.

Zur Zeit der Abendämmerung, als Heimo seinen Rossen das letzte Futter vorwarf, war der Fremdling in die Umzäunung des Hofes getreten; scheu hatten sich die Hunde, die sonst jeden fahrenden Mann mit lautem Gebell schreckten, verkrochen, als er den regendurchnäßten Hut lüftete. Heimos Schwester, Hadwig, hatte ihm gastfrei einen Sitz am Herde geboten; sie hielt ihn für einen der Händler, die von den römischen Ansiedlungen am Rhein

herauf das Herz der Frauen erfreuende Waaren brachten, um dafür einzutauschen, was Feld und Flur, Stall und Hof dem Bauern als Ertrag abwarf.

Schweigend hatte der Fremdling am offenen Feuer der Herdes die nassen Kleider getrocknet; seine Hand ruhte auf dem länglichen Tragkorb, den er vom Rücken abgestellt hatte. Geduldig wartete er, bis der Hausherr erschien, und geduldig wartete nun auch Heimo, ob es dem Fremdling gefalle, Bescheid zu geben, woher er komme und wohin er gehe; denn für ungastlich galt es, mit neugierigen Fragen einen fahrenden Mann zu belästigen, bevor man ihm den irdenen Teller vorgesetzt und den hölzernen Krug mit schäumendem Meth ihm zur Rechten gestellt hatte.

Das einfache Abendessen war abgetragen, aber da der heutige Tag dem guten Gott Balder geheiligt war, trug Hadwig auf rundem Brett den stattlichen Opferkuchen herbei und rief das Gesinde, die zwei Knechte und die vier Mägde, damit jedes seinen Theil an der Gabe bekäme.

So saßen sie zu neun um den Tisch, da ergriff der Fremdling gegen Brauch und Sitte das Messer und zerschnitt den Kuchen in zehn Theile. Er nahm ein Stück davon und warf es dem Hund hin, der neben dem Stuhle des Hausherrn lag.

„Wem gehört im Zehntland der zehnte Theil von allem, was Feld und Flur, Tenne und Teller dem Landmann liefert, weißt Du das Heimo, Heimbods Sohn? Es gehört den Hunden, den Römern“, rief er mit heiserer

Stimme, indem er seinen Gastwirth mit einem durchbohrenden Blicke anschaute und auf den Hund deutete. Der Hund sprang auf und schnappte nach dem ausgestreckten Finger des Fremdlings, aber dieser gab ihm mit der flachen Hand einen so derben Schlag auf den Kopf, daß er winselnd zu seines Herrn Füßen zurückkehrte.

„Von einem Gast höre ich nicht gern wilde Worte, sondern bescheidene Rede", sagte Heimo unmuthig, indem er seinen Hund streichelte, aber laß uns am Tage Balders erst froh werden der Gaben des guten Gottes. Dann magst Du mir sagen, warum Du in mein Haus gekommen bist, um Handels oder Haders, um Kampfes oder Friedens willen."

Das Gesinde verzehrte den Kuchen, aber die Freude des festlichen Tages war ihnen durch die kecke Weise des Fremdlings vergällt. Scheu schlichen sich die Knechte und Mägde vom Tische hinweg in den Hof und die Scheunen.

Nun faßte Heimo den Fremden fest ins Auge und fragte:

„Sage mir zuerst, woher weißt Du meinen Namen? Mir hat den Deinen noch niemand gekündet."

Der Fremdling lachte:

„Wer kennt nicht den gewaltigen Eichbaum, der dem schwächlichen Niederholz entragt? Die Vögel singens auf den Zweigen; nur wenige leben noch im Zehntland, die der Väter und Ahnen werth sind. Zu ihnen gehört Heimo, Heimbods Sohn, aber sorge dafür, daß Du nicht

auch verkrüppelst, wie das schwächliche Niederholz, über das der Fußtritt des Römers gegangen ist. Doch damit Du wissest, wer ich bin: ich bin Ruotmar, der Alemanne."

„Und was suchst Du hier in unserem Gau?" fragte Heimo.

„Ich ziehe mit dieser Wünschelruthe durchs Land", gab Ruotmar zur Antwort, indem er ein unter seinem Mantel verborgenes Schwert hervorzog, „um die Quellen freien Mannesmuths aufzuspüren, die unter hundertjähriger Fremdherrschaft verschüttet und versiegt sind. Hier auf Heimos Hofe, hat meine Wünschelruthe mir gesagt, strömt ein solcher Quell, ich will sehen, wann er zu Tag bricht."

„Wer darf sagen, ich sei kein freier Mann?"

„Niemand kann sich einen Freien nennen, der dem welschen Eindringling zinsbar geworden ist."

„Ich zinse dem Römer nicht. Was ich ihm gebe, das gebe ich ihm freiwillig, wie ich meine Gabe den guten Göttern opfere."

„Der Römer verachtet die guten Götter. Er weiß nichts von ihrem Walten und Weben im Rauschen des Hains und im Wogen des Baches. Auch den Göttern nimmt der Römer ihre Freiheit, wie er sie den Stämmen unseres Volkes nehmen will, indem er ihre Bilder in den dumpfen Kerkermauern der Tempel einschließt."

„Das ist nicht wahr", entgegnete Heimo, „freundlich gesellt der Römer seine Götter den unsrigen; nur andere

Namen gibt er ihnen. Den Gott, den wir Balder nennen, nennt er Apollo Grannus. Dort wo auf der Hochfläche die Wege sich kreuzen, ist auf freiem Felde ein Altar den Göttern errichtet, die den Schritt des Wanderers zum guten Ziele leiten und den Pfad des fahrenden Mannes beschirmen."

„Das ist Klugheit, aber nicht Frömmigkeit; auch der Fuchs lernt die Arme gen Himmel erheben, ehe der Jäger den Balg ihm über die Ohren zieht. Droben, wo der Weg sich kreuzt, steht eine Zwingburg mit zwiefachem Wall — Heimo, Heimbods Sohn, Du mußt uns diese Zwingburg brechen helfen."

„Ich liebe den Mann, der Schloß und Wall gebaut hat. Seine Hand ruht nicht hart auf meinen Gaugenossen, aber milde geöffnet ist sie für jeden Elenden."

„Du liebst den Römer Rufinus? Ich will Dir sagen, warum Du ihn liebst: Du liebst ihn um seiner Tochter willen."

Der Krug, den Heimo in seiner Hand hielt, zitterte. Wenn er der augenblicklichen Aufwallung seines Gefühls gefolgt wäre, er hätte ihn dem kecken Mann, der sich erdreistet hatte, nicht nur das Zehntland, sondern auch sein Herz auszukundschaften, auf den Schädel geschlagen, aber dieser Mann war sein Gast. Er warf einige Scheite in das Herdfeuer und steckte einen neuen Kienspan in die eiserne Klammer, indem er den glimmenden Rest des alten am Boden zertrat.

Hadwig, die sich mit dem Gesinde entfernt hatte, um

ihre Geschäfte in der Milchkammer zu besorgen, trat wieder herein, denn sie hatte es draußen gehört, wie das Gespräch der Männer immer wilder und erregter geworden war. Und nun wußte der kecke Fremdling den Ton seiner Rede zu wandeln. Er öffnete den Deckel seines Tragkorbs und griff ein wollenes Tuch heraus, blauschwarz gefärbt, wie man nur am linken Ufer des Rheines zu färben verstand.

„Meine freundliche Wirthin," sagte Ruotmar, „hat mich für einen Händler gehalten; nur zum Schein führ' ich diese Waare bei mir, damit mich niemand, der es nicht zu wissen braucht, frage: warum streifst Du durchs Land? Aber ein Geschenk nimmst Du an von meiner Hand, Hadwig, Heimbods Tochter, damit es Dich noch nach Jahr und Tag an den fahrenden Mann erinnere, den Du gastlich an Deinem Herd beherbergt."

Bei diesen Worten brachte er noch eine Handvoll kleiner Schmucksachen hervor, deren blankes Metall im Scheine des Herdfeuers blitzte.

Hadwig sah ihren Bruder fragend an, sie wußte nicht, ob er es billige, wenn sie ein Geschenk von dem Gast annehme. Heimo sah schweigend zu Boden. Ruotmar aber fuhr fort:

„Du wirst von einem Alemannen nicht als Geschenk verschmähen, was Du von Deinen Feinden kaufst. Wir wissen auch, was das Leben schmückt und die Gewandung ziert, wir wissens so gut wie die Römer."

„Warum habt Ihr denn nicht die Schätze und Kost-

barkeiten der Römer in Italien geholt, Ihr tapferen Alemannen?" fuhr Heimo auf. „Warum seid Ihr an den Ufern des blauen Sees im italienischen Lande vor dem Kaiser Claudius umgekehrt? Warum habt Ihr Euch von Probus über die Alb und den Neckar zurücktreiben lassen? — In der Kriegskunst sind Euch die Römer überlegen, und selbst der große Hermann wäre im Teutoburger Wald der Legionen nicht Meister geworden, wenn er nicht jenseits der Alpen zuvor das Waffenhandwerk gelernt hätte."

„Zweimal sind wir unterlegen", entgegnete Ruotmar, „es ist wahr, aber wir werden zum drittenmal über den Grenzwall steigen. Kein Kaiser und keiner seiner Feldherrn wird uns mehr zurücktreiben. Heimo, Heimbods Sohn, ich sehe, die Zeit ist noch nicht gekommen, Dich zum Waffengenossen der Alemannen zu werben, aber ich weiß, ein Verräther an unserer Sache wirst Du nicht werden."

Heimo reichte dem Alemannen die Rechte:

„Ich werde Dich nicht verrathen, aber ich kann kein Feind des römischen Mannes sein, der mich bis jetzt in keiner Weise gekränkt hat."

„Versprich mir wenigstens, Dich ihm fernzuhalten und nicht mehr in seinem Gefolge zu reiten."

„Das eben kann ich Dir heute nicht versprechen. Ich habe für morgen zugesagt, ihn auf die Jagd zu begleiten."

„Wo jagt Ihr?"

„Unfern der Quelle des Glemsbachs jagen wir im Elchwalde."

„Wer gibt dem Römer das Recht, in Euren Wäldern zu jagen?"

„Unser Wald hat Wildes die Fülle. Wir brauchen niemanden zu neiden, der uns die Rudel der Elche, der schädlichen Baumverderber mindert."

„Wie der Elch von den Bäumen die Rinde reißt, bis sie verdorren, so werden Euch die Eindringlinge den Mannesmuth und die Wehrhaftigkeit rauben, Euch Männern des Zehntlandes, bis Ihr kahl und glatt, bis Ihr saftlos seid, wie ein geschälter Baum. Gehabt Euch wohl! Heimo, Heimbods Sohn, Du wirst morgen im Elchwald eine Spur von mir finden."

Mit diesen Worten warf Ruotmar den Tragkorb auf seinen Rücken; die Linke am Lederriemen des Korbes, in der Rechten den knorrigen Stab, schritt er aus Heimos Haus und Hof hinaus in nächtliche Dunkel.

3.

Der Sturm hatte sich gelegt. Er hatte in der Nacht Regen und gegen Sonnenaufgang Schnee mitgebracht, aber die Strahlen der aufgehenden Sonne tilgten, wenn sie auch noch matt durch den Wolkenschleier brachen, wenigstens an den südlichen Abhängen der Hügel bald die winterlich weiße Decke.

Im Schlosse des Rufinus herrschte reges Treiben. Von nah und fern strömten aus ihren Gehöften die Landleute herzu, welche theils die angeborene Jagdlust, theils die Hoffnung auf den reichen Lohn, mit welchem Rufinus

nicht zu geizen pflegte, bestimmt hatte, sich dem Jagdgefolge anzuschließen. Einige Diener des Hauses waren damit beschäftigt, den Reisewagen herzurichten, in welchem Tullia mit zum Walde fahren wollte.

Heimo war in der Frühe des Morgens nach einer schlaflosen Nacht zum Schlosse hinaufgeritten; er mochte sich sträuben, wie er wollte, die Worte des Alemannen waren wie äzendes Gift ihm ins Herz gedrungen.

Als er durch das Thor des ersten Walles geritten war, sah er Tullia durch den Garten gehen; sie suchte nach den Blumen, den ersten Frühlingsboten, und spähte, ob sie nicht durch den winterlichen Sturm der Märznacht Schaden gelitten.

Heimo hielt sein Roß an, das sogleich an den Rosenstöcken des Gartens die jungen zarten Triebe beschnupperte, ohne ihnen jedoch Schaden zu thun, denn sie waren durch die braunen Dornen geschützt.

Nun wandte sich Tullia und bemerkte den Reiter. Sie kam lachend auf ihn zu und gab mit der flachen Hand dem Pferd einen leichten Schlag auf den schlanken Hals.

„Nicht sind die Rosen Azung für Rosse, aber Dein Pferd, Heimo, ist weniger spröd als Du, der Du noch nie das Mahl mit uns getheilt hast, auch wenn Du müde vom Jagen mit uns heimkehrtest ins Schloß.“

Heimo schüttelte das Haupt:

„Wie kann ich Euer Tischgenosse sein“, sagte er, „Ihr Römer esset ja den Ratz.“

Bei diesen Worten blickte er scheu nach einer Ecke der

Umwallung, wo Rufinus einen zierlichen kleinen Park für Siebenschläfer, oder wie es in römischer Sprache hieß, ein „Glirarium“ angelegt hatte.

Es war ein Raum von der Größe eines unserer Säle. Die Wände, die sich an den Wall anlehnten, waren senkrecht aus Backsteinen gemauert, glatt wie ein Spiegel polirt, so daß die eingefangenen Siebenschläfer nicht mehr in den Wald ausbrechen konnten, und auf rothem Grund mit schwarzem Zierat bemalt. Auf dem Erdboden waren bemooste Felsstücke künstlich geschichtet, in deren Ritzen sich die Thiere sieben Monate lang verkrochen, den Winterschlaf zu halten. Im übrigen war der Raum durch Drahtgitter abgeschlossen. Von oben herein ragten Haselnußstauden und die weitschattenden Aeste gewaltiger Buchen; diese spendeten mit ihren Nüssen und Eckern dem kleinen Gethier seine Nahrung, das als der ausgesuchteste Leckerbissen auf der Tafel eines vornehmen Römers galt.

„Du darfst ohne Sorgen sein, Heimo, der Ratz ist noch nicht aus seinem Winterschlaf erwacht, und mir selbst ist das niedliche Thier ein so liebes Spielzeug geworden, daß ich es nimmer gern schlachten lasse.“

Ein Stallknecht gieng an ihnen vorbei, auf dem Arm einen künstlich gearbeiteten Ledersattel tragend. Heimo warf die Lippen auf und fragte mit dem Ausdruck tiefer Verachtung:

„Herbergt Ihr einen Sattelreiter im Hause? Ich weiß, daß Dein Vater Rufinus, wie ich selbst, blos auf wollener Decke zu Rosse sitzt.“

„Es wird Alexanders Sattel sein", entgegnete Tullia.

„Wer ist Alexander?"

„Es ist — mein Vater hat ihn sich vom Kaiser erbeten, damit er sein Zugführer werde."

Heimo riß sein Pferd herum:

„Und er reitet auf einem Sattel?" fragte er.

„Warum nicht?" entgegnete Tullia.

„Dann muß ich weg von hier", erwiderte Heimo, „mein Roß mag den Brodem gegerbten Leders nicht leiden."

Er sprengte zum Thor der Umwallung hinaus, während Tullia ihm kopfschüttelnd nachsah, und ritt die Straße, die über die Hochfläche ins Thal führte, einigemale auf und ab.

Da wo die Wege in der Nähe des Schlosses sich kreuzten, stand im Feld ein Altar der Vierstraßengötter. Rufinus hatte ihn vor langen Jahren errichtet. Er trug eine Inschrift und in halberhabener Arbeit das Bild der Schutzgeister, von denen der Wanderer sicheres Geleite auf fremden Pfaden hofft. Die Bilder waren gut erhalten, denn der Altar war gegen Westen vor Wind und Wetter durch das Laubdach einer Linde geschirmt. An diesem Altar wollte Rufinus ein Opfer bringen, ehe man zur Jagd zog. Ein gallischer Priester, der auch mit den römischen Opferbräuchen wohl vertraut war, hatte im Schlosse sich eingefunden. In feierlichem Zug kam er mit den Dienern des Hauses soeben aus dem Hofe geschritten. Zwei Jünglinge führten den stattlichen Widder, der am

Altare geopfert werden sollte. Hinter den Knechten kam der Herr des Hauses mit seiner Tochter und seinem Gaste. Auch Heimo verehrte die Schutzgeister der Kreuzstraße. Er hielt sein Roß an, stieg herab und senkte ehrerbietig grüßend das Haupt vor dem gallischen Priester.

Lautlose Stille herrschte im Kreise. Der Priester warf sich auf den Boden, mit der Stirne den feuchten Rasen berührend, dann erhob er sich und reckte die Arme weit ausgebreitet gen Himmel; er flehte in feierlichen Gebetsworten um den Schutz der unterirdischen und der himmlischen Götter für den Herrn des Hauses und die Genossen des Opfers.

Der Priester schwieg; schon blitzte das breite Messer in der Hand eines der Jünglinge, da trat Rufinus zu Heimo und reichte ihm die Opferschale, mit der man das Blut des Opferthieres für die im Blau des Himmels thronenden Götter auffangen mußte, während das übrige Blut am Fuß des Altars in einer Grube als Spende für die unterirdischen Götter versickerte.

Heimo nahm die Schale in Empfang.

„Du ehrst mich hoch, Rufinus“, sprach er, „aber vergönne mirs, daß ich die Ehre dem Gaste zutheile, der über Deine Schwelle getreten ist.“

Mit diesen Worten wollte er die Schale dem jungen Römer in die Hand geben, aber dieser trat einen Schritt zurück und sagte mit fester Ruhe:

„Erlasset mirs. Ich beuge mich nur vor Einem Gott, der im Himmel waltet und der des Blutes der Opferthiere

nimmer begehrt, seit sein Sohn am Kreuze gestorben. Heilig ist mir das Kreuz, aber nicht der Schutzgeist einer Kreuzstraße."

„So bist Du ein Galiläer!" rief der Hauptmann aus.

„Ich bin ein Christ", sagte Alexander.

Dumpfes Gemurmel lief durch die Reihen der Opfergenossen. Ein zorniger Blick aus den Augen des Priesters traf den Zugführer. Tullia und Rufinus blickten verlegen zu Boden, nur Heimo sah ihm freundlich und offen ins Angesicht:

„Zwar merk ich, daß Du die alten guten Götter vergessen hast über neuen, aber Dich ehrt der Mannesmuth, mit dem Du ausgesprochen hast, was Du glaubst."

Alexander hatte diese Worte, die Heimo deutsch sprach, nicht verstanden, aber er ahnte ihren Sinn:

„Ein Jeglicher sei seines Glaubens gewiß, so denken wir Christen", sagte er halb zu dem Hauptmann, halb zu Heimo gewendet.

Der Priester gab, um schnell über die peinliche Lage, in der sich die Opfergenossen befanden, hinwegzukommen, dem Jüngling das Zeichen. Vom Stahl getroffen stürzte der Widder; Heimo fieng das Blut auf und goß es als Spende auf den Altar, indem er die himmlischen Götter um milden Sonnenschein, glückliche Jagd und reiche Beute anflehte.

Das Opferthier wurde zerlegt, und während die zum Opferschmaus bestimmten Stücke desselben für die Daheimbleibenden am hochlodernden Feuer gebraten wurden, ordnete sich der Jagdzug und setzte sich in Bewegung.

Heimos Gebet schien gewährt zu werden, denn immer kräftiger drangen die Strahlen der neugeborenen Frühlingssonne durch Nebel und Wolken, während die Jagdgenossen ihres Weges munter dahin zogen. Bald befahl Tullia das Verdeck ihres Wagens zurückzuschlagen, und so fuhr sie meistens zwischen den beiden Reitern, Alexander und Heimo, bald diesem ein römisches Wort, bald dem Zugführer ein deutsches dolmetschend. Selbst mit dem Sattel, auf dem Alexander ritt, schien der Deutsche sich nach und nach auszusöhnen.

Bald gelangte der Jagdzug an das tief eingeschnittene Thal des Glemsbachs, das man überschreiten mußte, um in den Elchwald zu kommen. Der Weg, der am steilen Abhang des Thales hinabführte, war von den wilden Wassern des geschmolzenen Schnees gefurcht und zerrissen.

Der Hauptmann stieg von seinem Pferde, ihm folgte Alexander, und bald verließ auch Tullia den Wagen, da derselbe über die durcheinandergeworfenen Felsblöcke nur mühsam vorwärts kam. Heimo blieb ruhig sitzen und leitete sein Pferd mit der größten Sicherheit, wie spielend, den steilen Abhang hinunter. Ueber den Bach selbst führte eine Brücke , aus rohen Baumstämmen gezimmert. Ein Theil des Gefolges hatte schon auf der Brücke den Bach überschritten, aber sie war durch die Ueberschwemmungen des Winters schadhaft geworden.

„Der Brücke ist nicht zu trauen!“ rief Heimo zurück, „besser fährt und reitet sichs durch die Furth.“

Schnell hatte er mit scharfem Blick die seichteste Stelle

des Baches erspäht und leitete sein Pferd durch das Wasser. Ihm folgte der Hauptmann und Tullias Reisewagen. Tullia selbst wollte auf einigen großen Steinen, die aus dem schäumenden Wasser ragten, den Bach überschreiten, aber einer der Steine gab nach und ängstlich klammerte sie sich an die Mähne des Pferdes, das Alexander durch die Furth führte. Mit starkem Arm ergriff der Zugführer die Jungfrau und trug sie ans andere Ufer. Heimo, der das mit angesehen, sprengte wie vom wilden Heere verfolgt den Thalabhang hinauf. Oben traf er einen Hirten, der in der Wiese am Hasenbrunnen seine Schafe weidete; er sprach hastig einige Worte mit ihm, dann ließ er sein Roß ruhig an der Quelle trinken und am Raine weiden, bis die andern ihn eingeholt hatten.

„Warum bist Du uns davongeritten?“ fragte Rufinus.

„Wir haben Tag- und Nachtgleiche, aber noch nicht Sonnwendfest“, entgegnete Heimo.

„Wie meinst Du das?“ fragte Tullia.

„Am Sonnwendfest mag einer, der den Göttern opfert, im Tanze die Jungfrau über das lodernde Feuer schwingen, aber zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche soll keiner sie über das Wasser tragen, sonst zürnen die Götter der Tiefe und holen sie hinab in ihr nasses Reich.“

Tullia wechselte die Farbe.

„Dolmetsche das dem Zugführer“, fuhr Heimo fort, „so gut Du's einem dolmetschen kannst, der unsern Göttern nicht opfert.“

Sie ritten weiter.

„Dort oben dient auch einer einem neuen Gotte", sagte der Hauptmann, indem er mit der linken Hand auf einen Bergvorsprung deutete, der eine stattliche schloßartige Ansiedlung trug. „Dort wohnt ein Hauptmann von der achten Legion, der den Dienst des Sonnengottes Mithras aus Persien mitgebracht hat. Er hat ihm zu Ehren ein gewaltiges Löwenbild aufstellen lassen mit der Inschrift: „Dem niemals Besiegten." Seine Nachbarn nennen deßhalb den Berg neuerdings den Löwenberg. *"

„Mir kommt es vor," sagte Heimo, als seien die Asen alt geworden, nur mit Mühe vermögen sich die alten guten Götter der fremden ungerufenen Eindringlinge zu erwehren. Mit dunklem Fittig senkt sich der Schatten der Götterdämmerung über die alternde Erde, und sie singen und sagen: einst werden auch die Götter zu Grunde gehen im alles verzehrenden Weltenbrand."

Tullia übersetzte diese Worte, die Heimos Mund schwermüthig sprach, in die dem Zugführer verständliche Sprache.

„Das Feuer brennt schon seit mehr als zweihundert Jahren", sagte Alexander, „und längst ist leuchtend wie ein Phönix der wahre Herrscher des Himmels und des Erdkreises aus der Asche des Weltbrandes gestiegen."

„Gäb's keine Jagd", fuhr Heimo, zu Rufinus gewendet,

---

* Jetzt Leonberg; die andere Ableitung des Namens von lewenberg = Hügelberg ist mir wohl bekannt.

fort, „so gienge auch ich am liebsten mit den alten guten Göttern zu Grabe, aber wenn ich die Spur eines Hirsches im weichen Boden erblicke, so wird mir die Seele wieder frisch und das Auge wieder wacker. Siehst Du hier den Fußtritt des Elches im schwarzen Moorboden, Rufinus? Ein stattliches Thier, mit acht Geweihsprossen, das sehe ich am Abdruck seines Hufes so deutlich, daß ich das Bild des Geweihs mit scharfem Feuerstein in den Griff meines Schwertes ritzen könnte.“

„Ich denke, Du wirst das Geweih selbst heute als Jagdbeute heimtragen, Heimo,“ erwiderte der Hauptmann.

Heimos Augen leuchteten, und rasch ritt er den andern voran zu der Stelle, wo sich unter einer gewaltigen Eiche die Jagdgenossen gesammelt hatten, um nun nach den Anordnungen der Jagdmeister sich durch den Wald zu vertheilen und die Elche herbei zu treiben. Hier an der Eiche hielt auch Tullias Reisewagen und munter sprang die Tochter des Hauptmanns heraus auf den schwellenden Teppich des weichen Mooses. Aber das Glück der Jagd war den Jagdgenossen anfangs nicht günstig. Ueberall sah man an den geschälten Bäumen und in dem sumpfigen Boden die Spuren der Elche, ein Geweih jedoch hatten die Jäger nicht zu Gesicht bekommen, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand. So beschloß man, den Lauf des Glemsbachs thalaufwärts bis in die Gegend seiner Quellen zu verfolgen. Dort bildete der Bach einen großen Sumpf, der den Elchwald vom Bärenwald trennte

und die Geweihträger vor den Ueberfällen der blutgierigen zottigen Raubthiere schützte.

Dort, versicherten die ortskundigen Eingeborenen, pflegen sich um die Mitte des Nachmittags die Elche zu sammeln, um ihren Durst in den Quellbächen der Glems zu löschen. Andere meinten, die Thiere seien von unholden Waldgeistern verscheucht und thalaufwärts getrieben worden.

Heimo, der nicht vom Pferd gestiegen war, ritt brennend vor Jagdeifer immer um einige hundert Schritte voraus. Er ritt durch Schilf und Busch, er ritt an der Halde hinauf, kreuz und quer, von Zeit zu Zeit kehrte er spähend zu Alexander und Tullia zurück, die von zwei trefflichen Hunden begleitet den Zug abschloßen.

Da wurden plötzlich die Hunde, die seit einiger Zeit verdrossen durchs Moos getrabt waren, lebendig. In wilder Hast stürzten sie in eine Seitenschlucht, die nur durch ein enges Thor zugänglich, sonst rings von Felsen eingeschlossen war. Vergebens suchte Alexander die Hunde zurückzurufen, laut erscholl ihr Gebell durch Schlucht und Wald.

„Ich glaube nicht, daß sie die Spur eines Wildes gefunden haben“, sagte der Zugführer zu Tullia, „vielleicht ist ein Wanderer hier im wilden Walde verirrt und verunglückt, und die klugen Thiere wollen uns zur Hilfe herbeirufen.“

„Wir wollen eilen“, sagte Tullia, und so drangen sie beide in die Schlucht ein.

Da, wo am Ende der Schlucht der Bach in dünnem Faden an der Felswand herniederrann, lagen zwei junge Bären im Moose. Die Hunde spielten mit ihnen, aber das Spiel schien mehr und mehr in Ernst überzugehen, und sicher wären die erst ein paar Monate alten Raubthiere von den Hunden abgewürgt worden, wenn nicht Alexander diese mit Schlägen vertrieben hätte. Tullia klatschte in die Hände:

„Eine herrliche Beute!“ rief sie, „längst hab ich mir in den Zwinger vor unserem Schlosse solch zottige Gesellen gewünscht und nun find ich sie selbst hier im Walde. Ich nehme sie in meinem Wagen mit; der eine soll Romulus heißen, der andere Remus.“

Beherzt griff sie den Thieren ins Gebiß: „Sie haben noch Milchzähne“, sagte sie, „man braucht ihnen keinen Maulkorb anzulegen.“

Das Jagdgefolge hatte indessen einen bedeutenden Vorsprung gewonnen. Alexander war im Begriff, die Schlucht zu verlassen und einige Männer herbeizurufen, von welchen Romulus und Remus zur großen Eiche geschafft werden sollten, da knackten die dürren Zweige am Eingang der Schlucht und in eiligen Schritten trollte zähnefletschend eine gewaltige Bärin über den Bach. Alexander trat einen Schritt zurück. Wohl hatte er schon in den Thiergärten der afrikanischen Städte solche Thiere gesehen, aber furchtbarer erschienen sie ihm im wilden Walde des Zehntlandes.

Die Hunde sprangen herbei und stürzten sich auf die Bärin; die jedoch schlug den einen mit ihrer Tatze zu

Boden, den andern schleuderte sie in den Bach. Tullia lehnte mit blassen Wangen an einem Baumstamm. Nun erblickte die Bärin ihre Jungen und ohne Zweifel wäre sie, ohne sich um den Mann zu kümmern, ihnen zugeeilt, wenn nicht Alexander sich ihr mit gezücktem Schwert in den Weg gestellt hätte. Jetzt aber schien auch die Bärin keinen Scherz mehr zu verstehen. Mit unheimlichem Brummen wendete sie sich gegen den Zugführer; dieser stieß zu, aber sein Stoß gieng fehl, weil das lang herabwallende Haar des Thieres ihn täuschte. Der Stoß drang dem Raubthier nur in die Haut, und nun drückte die Bärin den Mann mit solcher Gewalt in die Vorderpranken, daß ihm die Sinne schwanden. Tullia stieß einen gellenden Schrei aus und glitt am Stamme des Baums zu Boden auf das weiche Moos.

Da polterte ein mächtiger Stein an der Felswand der Schlucht hernieder; die Bärin ließ erschrocken den Mann fahren, und im nämlichen Augenblick sauste Heimos Wurfspeer vom Felsen herab durch die Luft, die Gurgel des Raubthiers durchschneidend. Mit dumpfem Prall sank die Bärin zu Boden, ihr Blut strömte über die grauen Steine und färbte die Wellen des Baches.

Ruhig kam Heimo an den Eingang der Schlucht herabgeritten; er band sein Pferd an einen Baumstamm und netzte die Stirne des noch vom Schrecken betäubten Zugführers mit kaltem Wasser. Alexander schlug die Augen auf und drückte seinem Lebensretter die Hand, ein Wort brachte er noch nicht hervor.

Heimo ritt durch den Wald, und bald sammelte sein gewaltiges Rufen die Genossen der Jagd in die Schlucht. Allen andern voran eilte der Hauptmann über die todte Bärin hinweg zu seiner Tochter, und bald hatte sich Tullia in den Armen ihres Vaters vom tödtlichen Schrecken erholt.

„Wer mag die jungen Bären hieher verschleppt haben?“ fragte Heimo. „Ohne daß man ihr die Kinder geraubt hätte, wäre die Bärin nimmermehr durch den Sumpf in den Elchwald gebrochen.“

„Es war ein Jagdgruß von mir“, ertönte eine Stimme vom Felsen über der Schlucht, „aber nicht für Dich, Heimo, sondern für die Römer. Ich will ihnen bald ein paar andere Bären ins Nest legen, den Elch aber werdet ihr heute vergebens im Wald suchen, ich bin der Unhold, der ihn verscheuchte.“

Der Mann, der das gesprochen hatte, war Ruotmar, der Alemanne. Einer der Jäger schoß einen Pfeil nach ihm ab, lachend fieng er ihn mit seinem Tragkorb, wie mit einem Schild auf; dann schritt er weit ausholend in der Rinne des Baches bergan und war im Dunkel des Waldes verschwunden.

Rufinus trieb die Jagdgenossen zu eiligem Aufbruch an. Tullia begehrte nicht mehr, die Bären mit nach Hause zu nehmen, aber Heimo sagte:

„Wir dürfen die Thiere, denen wir die Mutter genommen, nicht im Walde verschmachten lassen“, und packte Romulus und Remus, ohne weiter zu fragen, in den Reisewagen.

Alexander hatte im Kampf mit der Bärin keine ernstliche Wunde davongetragen, doch war er auf dem Heimweg etwas kleinlaut.

Die übrigen Jagdgenossen waren mißvergnügt über die geringe Beute. Sie wußten, daß die erlegte Bärin nach dem Brauche der Jagd in Heimos Haus abgeliefert werden mußte. Als sie wieder an die Furth des Glemsbachs kamen, fanden sie die Brücke hergestellt und den Weg an der Halde hinauf von Steinen gesäubert.

„Die Hirten vom Hasenbrunnen haben hier die Frohnpflicht", sagte Heimo kurz, als sich der Hauptmann über die rasche Herstellung des Schadens wunderte.

Am Thor seines Schlosses angekommen lud der Hauptmann seinen deutschen Freund ein, das Abendessen mit ihm zu theilen.

„Ja, wenn wir den Elch erlegt hätten", sagte Heimo lachend, „aber wir kommen ja mit leeren Händen heim, und Du würdest mir am Ende doch den Ratz vorsetzen."

Er wendete sein Pferd und ritt schweigend zu seinem Hause hinab.

4.

Am andern Tag saß Alexander in seinem Gemach. Er hatte ein Blatt Pergament vor sich auf dem Tisch liegen; Rufinus saß neben ihm und diktirte ihm die Liste der Männer, die nach seiner Ansicht geeignet waren, die neue Heeresabtheilung zu bilden. Mit gewandten Zügen schrieb der Zugführer die Namen der Veteranen, von denen

man hoffen konnte, daß sie sich aus Ansiedlern gerne wieder zu Soldaten machen ließen, sowie die fremd und seltsam klingenden Namen der heimischen Bauern, welche Rufinus als römische Bundesgenossen für den Kriegsdienst gewinnen zu können glaubte, auf das geglättete Pergament nieder.

Des Hauptmanns Hand war im Alter schwer und des Schreibens entwöhnt geworden, Alexander aber hatte auf einem Morgenspaziergang in der Nähe des Schlosses am Rand eines kleinen Teiches das Schilfrohr gefunden, das sich trefflich zum Schreiben eignete, und mit Freude sah Rufinus die Reihe der Männer, die in römischer Kriegszucht geschult werden sollten, auf dem Pergament wachsen.

„Noch ist die Zahl nicht voll", sagte er, „doch ich ziehe eine geringe Zahl getreuer Männer dem großen Schwarm der Unzuverlässigen vor."

Da trat, von einem Diener des Hauses geleitet, Heimo in das Gemach. Er war der dringenden Einladung des Hauptmanns gefolgt; warum dieser ihn gerufen, wußte er nicht. Die Tatzen der Bärin, die ihm als Jagdbeute abgeliefert worden war, hatte er mitgebracht; die Keulen des erlegten Thieres hatte einer seiner Knechte schon vorher in der Küche des Schlosses abgegeben. Lächelnd legte Heimo die Tatzen vor Alexander auf den Tisch. Der Hauptmann hieß ihn freudig willkommen, Alexander aber empfand schmerzlich, daß er dem Mann, der ihm das Leben gerettet, seinen Dank nicht aussprechen konnte, weil er seiner Sprache nicht mächtig war.

Der Hauptmann deutete auf eine leere Stelle am oberen Rande des Pergaments und sagte zu Heimo gewandt:

„Hier haben wir Dir einen Platz vorbehalten, Heimo, den Ehrenplatz unter tapferen Männern, die ich als Bundesgenossen des großen Römervolkes in der Kunst des Krieges schulen will. Willigst Du ein, so steht Dein Name hier und in der gleichen Linie mit meinem Zugführer Alexander wird ‚Heimo‘ zu lesen sein.“

Heimo warf einen halb scheuen, halb verächtlichen Blick auf das Pergament, dann ergriff er abwehrend die Hand Alexanders und sagte:

„Ich bitte Dich, schreibe meinen Namen nicht mit den schwarzen Runen auf die Eselshaut. Wir besiegeln in anderer Art unser Wort, wenn wir jemanden Heeresfolge zu leisten gedenken. Wir ritzen am rechten Arme die Ader, und die da Kampfgenossen sein wollen, lassen zusammen ihr rothes Blut in die Grube des Erdbodens sickern. Schlimmer Zauber, so fürcht ich, steckt in dem Schilfrohr und steckt in dem schwarzen Safte, darein Ihr das Rohr zu tauchen pflegt.“

„Aber Du bist doch gewillt, in meinem Dienste die Waffen zu tragen?“ fragte der Hauptmann.

„Laß mir noch zwei Tage Bedenkzeit“, bat Heimo.

„Ein wackerer Mann braucht keine Bedenkzeit, sondern ist sogleich entschlossen, das Richtige zu wählen. Kannst Du noch schwanken, wenn es die Wahl gilt, ob Du lieber ein Bauer unter den Hörigen des Zehntlandes sein willst,

oder ein Befehlshaber über die tapferen Krieger des mächtigsten Volkes der Erde?"

„Wohl ist ein wackerer Mann in manchen Fällen schnell entschlossen, was er zu wählen hat, wenn das Recht so klar ist wie die Mittagssonne, und das Unrecht so schwarz wie die Neumondnacht. Aber wenn Recht und Unrecht ineinander gewirrt sind wie die Halme des Vogelnestes, dann ist es nicht gut, sich sogleich zu entscheiden, sondern man soll sich die Sache überlegen und prüfen im Getreibe des Tages bei seiner Arbeit und in der Stille der Nacht auf seinem Lager."

„Bedenkzeit forderst Du, Heimo? Das forderte einmal auch der Syrerkönig vom römischen Gesandten, als dieser ihm die Frage vorlegte, ob er für oder gegen Rom streiten wolle. Weißt Du, was unser Gesandter hierauf that?"

„Nein."

„Er zog mit seinem Stab im Sande einen Kreis um des Königs Füße und sprach: ‚Ehe Du aus diesem Kreise trittst, muß ich Deine Entschließung wissen'. Sieh, etwa so, Heimo!"

Mit diesen Worten ergriff der Hauptmann ein Stück Kreide, das auf dem Tische lag, und von dem niedrigen Sessel, auf welchem er saß, zur Erde sich niederbückend, beschrieb er in kleinem Abstand von Heimos Fußsohlen eine Kreislinie auf den röthlichen Ziegelsteinen des Zimmerbodens.

„Der Bannkreis hat einen Fehler", sagte Heimo,

indem er wie festgewurzelt stehen blieb und zur Erde blickte. „Lösch ihn wieder aus, Rufinus!“

„Welchen Fehler?“ fragte Rufinus gespannt.

„Er ist zu weit gezogen; lösch ihn wieder aus, dann will ich ihn enger ziehen und diesen engeren Bannkreis will ich wahrhaftig nicht verlassen, bevor ich Dir Antwort gesagt.“

Der Hauptmann sah ihn mit ungläubiger Verwunderung an. Auf seinen Wink wollte der Diener, der den Deutschen ins Gemach geleitet hatte, die weiße Linie verwischen, aber Heimo sagte ruhig:

„Du hast mit eigener Hand den Bannkreis gezogen, Hauptmann, Du wirst ihn auch mit eigener Hand wieder auslöschen.“

Rufinus that es. Da nahm Heimo die Kreide aus des Hauptmanns Hand und zog mit ihr eine weiße Linie auf seinem Ledergürtel, an welchem sein Schwert hieng.

„Diesen Bannkreis werde ich nicht verlassen, bevor ich Dir eine bestimmte Antwort gegeben“, sagte er.

Rufinus lachte:

„Ich glaubte bisher, daß Du's dem Bären an trotziger Kraft gleichthust, Heimo, aber ich sehe, daß Du an Schlauheit den Fuchs übertriffst.“

„Ich wollte Dir nur sagen“, entgegnete der Deutsche, „daß sich ein freier Mann von keinem andern gebieten läßt, was er zu wählen hat, sondern die Entscheidung in seiner eigenen Brust trägt.“

Auch Alexander hatte wohl gemerkt, was Heimos

Sinn war, wenn er gleich die Worte seiner Rede nicht verstand. Er rollte das Pergamentblatt, auf welchem die Namen der Krieger verzeichnet waren, zusammen und legte es bei Seite.

„Also Du willst ein Knecht der Alemannen werden, Du, der Du würdig wärest, ein Freund des römischen Volkes zu heißen?" wandte sich der Hauptmann mit sanftem Vorwurf an Heimo.

„Nein, ich will Niemandes Knecht sein."

„Aber wenn nun die Alemannen ins Land brechen, wenn ihr roher Fußtritt zerstört, was wir Jahrzehnte hindurch in friedlichem Verein gebaut und gepflanzt haben, wenn sie Deine Saaten verwüsten, wenn sie Dir die Brandfackel ins Gehöfte schleudern, wenn sie Dir die Rinder aus dem Stalle ziehen, wie dann? — wenn sie Deine Schwester als Sklavin —"

„Dann werd' ich mich an die Thüre stellen und den ersten Mordbrenner, der durch meinen Zaun bricht, wird meine Axt zu Boden schmettern."

Der Hauptmann lachte bitter:

„Als ob Du mit Deinen paar Knechten der wilden Horde Meister würdest! — Doch ja, Heimo, ich will Dirs zutrauen, daß Du mit den Alemannen fertig wirst, daß Du Dich mit ihnen abfindest, so oder so, denn Du bist ja stark wie ein Bär und schlau wie der Fuchs — nein, geh Heimo, ich habe mich in Dir getäuscht, Du denkst nur an Dich selbst, Du denkst nicht an Deinen alten Freund, der im Schlosse sitzt, in der Stunde der gemeinsamen Gefahr.

Geh und verwahre den Zaun Deines Gehöftes, daß es fein ungeschädigt bleibe. Ich will mit meinen Veteranen die Brust dem Schwertstoß der Feinde bieten. Siegen wir, so siegen wir auch Dir zu gut, unterliegen wir, so kränkt Dichs ja nicht, wenn die wehrhaften Männer verblutend auf der Haide liegen und wenn die Wehrlosen in Ketten und Banden über den Main geführt werden. Geh!"

Heimos Augen rollten. Er riß sein Schwert aus der Scheide, hob es in die Höhe und legte drei Finger seiner Rechten an den Griff desselben:

„Ich gelobe Dir Heeresfolge, Rufinus", sprach er, „wenn ein Alemanne in Dein Gebiet bricht. Du wirst mich an Deiner Seite sehen, sobald der Kriegsruf erschallt, auch wenn mein Name nicht dort auf dem gelben Blatte steht! aber vorher nicht."

Er steckte sein Schwert in die Scheide und verließ das Gemach.

Rufinus wog die eine der Bärentatzen, die Heimo auf dem Tisch hatte liegen lassen, sinnend in seiner Rechten.

„Der Mann scheint im Unmuth von uns gegangen zu sein. Wir werden den Vogel kaum wieder einfangen?" fragte der Zugführer kleinlaut.

„Ich halte seine Hand so sicher, wie diese Tatze, die er der Bärin abgehauen", entgegnete der Hauptmann zuversichtlich. „Laß uns nur dafür sorgen, daß unter seinem Volke bekannt wird, was er mir zugesagt hat. Er ist ein Deutscher; darum wird er mir halten, was er mir versprochen. Laß uns die Liste abschließen!"

5.

Anstatt der wilden Horden, gegen die Rufinus sich zur Wehre setzte, kam zunächst ein holder Gast ins Land, der Frühling. Der Wald, in dessen Lichtung das Schloß des Hauptmanns lag, kleidete sich in schmuckes Grün, die Gundelrebe, mit welcher Tullia die Wälle und Mauern des Schlosses bepflanzt hatte, trieb saftige, schlanke Sprößlinge, und die Siebenschläfer wagten sich in den lauen Nächten aus den Felsenritzen ihres kleinen Parkes hervor. Mehr aber als für die Siebenschläfer sorgte Tullia für ihre beiden jungen Bären, Romulus und Remus. Anfangs waren sie in einem der wohlverwahrten Ställe des Schlosses untergebracht worden, und bald waren sie die Lieblinge der Dienerschaft. Dann als sie heranwuchsen, ließ ihnen Tullia im Graben am Eingang des Schlosses einen Zwinger ausmauern, in welchem sie sich, wenn sie nicht gerade in ihrer Höhle schliefen, auf den Sandsteinplatten ergehen, an ein paar dürren Baumstämmen ihre Kletterübungen anstellen oder das Wasserbecken, das von der trefflichen Wasserleitung des Schlosses aus gespeist wurde, zum Baden benützen konnten. Selten gieng jemand über die Brücke ins Schloßthor, ohne den beiden einen Leckerbissen in den Zwinger hinabzuwerfen. Auch die Schwalben trafen ein, und Alexander freute sich der munteren Vögel, die wie er von den warmen Gestaden Afrikas in die rauhen Gegenden des Nordens gezogen waren.

Indessen führte der Zugführer die Aufgabe, die Rufinus

ihm gestellt hatte, mit allem Eifer durch. Den Grundstock der Heeresabtheilung, die Rufinus zu schaffen gesonnen war, bildeten die ausgedienten römischen Soldaten; nicht wenige von ihnen freuten sich, wiederum zum Soldatendienst aufgerufen zu werden, weil die alte Lust am Kampf oder die Begierde nach Kriegsbeute neu in ihnen erwachte. Waren sie selbst nicht mehr im Stande, die Waffen zu führen, so sandten sie ihre Söhne zum Schloß. Indessen stellten sich auch viele der einheimischen jungen Männer dem Römer zum Dienste, besonders solche, denen es in dem allmählig dicht bevölkerten Land zu eng wurde, und die der Ansicht waren, mit gekrümmten Rücken hinter dem Pflug herzugehen sei eines freien Mannes unwürdig.

Rufinus steckte, um zu zeigen, daß er seinerseits gewillt sei, Opfer zu bringen, die rüstigsten seiner Diener unter die Abtheilung. Im übrigen verstand er es vortrefflich, die Last der Unterhaltung des Heeres sich zu erleichtern und unter die einzelnen hervorragenden und begüterten ‚Bundesgenossen des römischen Volkes‘, wie er die Bauern des Zehntlandes nannte, zu vertheilen.

Wer es irgend vermochte, sorgte für seine Ausrüstung selbst; kleinere Scharen der angeworbenen Soldaten wurden in den benachbarten Gehöften und bei befreundeten ‚Bundesgenossen‘ ins Quartier gelegt. Von hier aus sammelten sie sich Morgens im Schloß, um Abends in ihre Quartiere zurückzukehren. Nur eine mäßige Anzahl von Soldaten wurden in den weitläufigen Nebengebäuden des Schlosses selbst untergebracht. Hier wurden auch Werkstätten angelegt,

in welchen man Pfeilspitzen und Lanzen schmiedete und lederne Schilde anfertigte. Auf den Wällen des Schlosses ließ der Hauptmann durch seine Soldaten Vertheidigungsthürme errichten. Bauholz hiezu lieferte in Hülle und Fülle der Eichenwald; Rufinus hatte es schon im vorangehenden Winter schlagen lassen. Die Quelle der Wasserleitung, die er angelegt hatte, weil die innerhalb des Schloßhofes gegrabenen Brunnen ein allzu kalkhaltiges Wasser lieferten, wurde durch einen besonderen Wall und Graben, sowie durch einen vorgeschobenen Vertheidigungsthurm geschirmt; sie war einige hundert Schritte vom Schlosse entfernt. So wußte der Hauptmann seine Soldaten stets zu beschäftigen, denn er sagte, Müssiggang fresse den kriegerischen Muth wie der Rost das Eisen. Er ahmte hierin im Kleinen seinem Kaiser Probus nach, der an der untern Donau, in Pannonien stand und von dem man sagte, er lasse seine Soldaten Städte bauen, Weinberge anlegen und Sümpfe austrocknen. Darum wurde auch keinem Römer und keinem Deutschen in der Heerschaar des Hauptmanns der Urlaub verweigert, wenn er auf etliche Tage zu seinem häuslichen Herde zurückkehren wollte, um das Feld zu bestellen. Ein wackerer Mann, pflegte der Hauptmann zu sagen, müsse in jedem Augenblick gleich tüchtig sein zu den Geschäften des Kriegs wie des Friedens. So sei es zu verstehen, wenn der Kaiser gesagt habe, bald werde der römische Staat keine Soldaten mehr brauchen. Das gefiel namentlich den Deutschen ausnehmend wohl. Nicht als Ableistung einer lästigen Pflicht erschien ihnen der Dienst

im Schlosse des Hauptmanns, sondern als ein fröhliches Waffenspiel, zu dem sich die Tüchtigsten des Volkes freiwillig vereinigten. Drüben im Standlager am Neckar spöttelten sie freilich über die Kohorte des Rufinus; der Hauptmann, hieß es, führe keinen Krieg gegen die Alemannen, sondern gegen die Wald- und Baumnymphen des Zehntlandes, die unter den Axtstreichen der Zimmerleute jämmerlich ihr Leben lassen müssen. Aber Rufinus ließ sich durch solchen Spott, wenn er ihm zu Ohren kam, nicht kränken oder irre machen.

Die Ausbildung der Mannschaft in kriegerischer Tüchtigkeit hatte Alexander in die Hand genommen. Er hätte die Uebungen gern regelmäßiger gesehen, die Zucht gern straffer, aber er fügte sich in den Willen des Hauptmanns. Mit Entzücken athmete er die Luft des nordischen Waldes ein, wenn er Morgens seine Mannschaft auf das Uebungsfeld führte, wozu er sich einen Wiesenplan in der Nähe des Schlosses ausgewählt hatte.

„Hier marschirt es sich leichter als auf den sonnendurchglühten Felsenrücken der afrikanischen Küste“, sagte er zu Rufinus.

Das Kommando war römisch, aber mit großem Eifer erlernte er im täglichen Umgang mit den heimischen wehrhaften Männern die Sprache des Zehntlandes; sie hiengen mit Liebe und Begeisterung an ihrem Zugführer.

„Einst hat Kaiser Caracalla nach germanischer Art seine Locken gescheitelt“, sagten sie, „aber Alexander nimmt auch unsere Sprache an.“

Anfangs lachten sie, wenn sich die Zunge des Römers vergebens mühte, die volltönenden Laute ihrer Muttersprache richtig auszudrücken, aber schon im Lauf einer Woche konnte er die Zehntlandmänner seiner Heerschar alle bei Namen nennen, und wenn er mit sinkender Sonne in sein Gemach zurückkehrte, schrieb er die Kriegslieder auf, die er aus ihrem Munde gehört hatte. Auf seinen besonderen Wunsch bedienten sich auch Tullia und ihr Vater in der täglichen Unterhaltung mit ihm der fremdländischen Sprache. Ungern hörte er es, wenn ihn Rufinus seinen Subcenturio nannte; der Name, sagte er, sei allzu volltönend für ihn, der nur über eine Hand voll Krieger den Befehl führe, allein Rufinus entgegnete, da er die Heerschar selbst geschaffen, so gebühre es ihm auch, den Titel des Anführers zu bestimmen; hierin werde ihm selbst der Kaiser nicht dreinreden. Die Zehntlandmänner aber gaben ihm einen noch stolzeren Namen, sie nannten ihn ihren „Herzog Alexander."

Heimo hielt sich, nachdem er im Schloß seinen bestimmten Willen erklärt hatte, den Römern ferne. Noch fleißiger als sonst bestellte er mit seinen Knechten die Frühlingssaat, aber wenn er von ferne die Waffen der neugeworbenen Heerschar in der Sonne blitzen, wenn er hinter seinem Pfluge schreitend sah, wie seine Volksgenossen auf grünem Wiesenplan die Pfähle einrammten, um nach römischem Brauch ein befestigtes Lager schlagen zu lernen, und wie sie sich in die drei Glieder der römischen Schlachtordnung aufstellten: dann flog es wie ein Schatten über

sein ehrliches sonnenhelles Antlitz und es kam ihm als eine schwere Mannesaufgabe vor, die Entscheidung in der eigenen Brust zu tragen. Daraus, daß er versprach, dem Römer Heeresfolge zu leisten, falls die Alemannen ins Land brechen würden, machte er kein Geheimniß, und mancher seiner Volksgenossen ließ sich nur deßhalb von Rufinus anwerben, weil er im Stillen dachte: „Heimo kommt auch noch auf unsere Seite herüber, wenn es einmal Ernst wird."

Indessen hörte man immer weniger von kriegerischen Gelüsten der Alemannen, und die wehrlosen Bewohner des Zehntlandes sahen auf ihrem Felde die Halme wachsen in der sicheren Hoffnung, man werde in diesem Sommer ernten können, ohne durch einen kriegerischen Einfall geschreckt zu werden.

Alexander hatte an einem schwülen Sommernachmittage die Genossen der Heerschar zeitiger als sonst entlassen.

„Was fangen wir an," fragte er den Hauptmann, „wenn die Alemannen so ruhig bleiben wie bisher?"

„Wenn!" sagte Rufinus. „Nun wir bleiben auch ruhig, beziehen unsere Winterquartiere und pflegen die Künste des Friedens. Schon seit einigen Tagen beklagte sich meine Tochter, daß vor dem Lärm der Waffen, womit wir die Wälder des Zehntlandes erfüllen, die Musen im Schlosse verstummt seien. Wir haben früher, um uns die Zeit zu kürzen, unsere Dichter gelesen, aber seit Wochen liegen die Bücherrollen müßig im Schranke. Wir wollen heute sie hervorholen, und damit wir der lateinischen Sprache

nicht gar zu sehr entwöhnt werden, auch einmal wieder unsere Muttersprache zu Ehren kommen lassen. Ich habe jemanden dazu geladen, der uns in den letzten Wochen auch fast völlig entfremdet worden ist, Heimo, Heimbods Sohn."

Alexander lächelte:

„Sollte Heimo begierig sein, unsere Dichter kennen zu lernen?"

„Warum nicht?" entgegnete Rufinus, „er rühmte mir im vergangenen Herbst einmal die Schlachtgesänge seines Volkes und war hoch erstaunt, als ich ihm sagte, daß auch wir Römer die Dichtkunst pflegen. Ich versprach ihm, aus unsern drei größten Dichtern etwas vorzulesen, sobald er unserer Sprache noch besser mächtig sei, als er es damals schon war. Nun denke ich, er hat die Sprache Virgils und Ovids vollends gelernt, denn, wie ich höre, hat er in den letzten Wochen einen römischen Diener ins Haus genommen. Ich will heute mein Wort einlösen."

Sie traten in ein kleines Zimmer des Schlosses, wo der Hauptmann seine Büchersammlung aufbewahrte. Im Schrein aus Eichenholz lagen hier die Papyrusrollen zierlich geordnet.

Auf den weißen elfenbeinernen Köpfen der schwarzen runden Stäbe, um welche die mit mennigrothem Schnitt versehenen Papyrusblätter gewickelt waren, standen die Titel der Bücher angeschrieben. Zum Schutze gegen die Motten war jede Rolle in feine mit Cedernöl getränkte Leinwand gewickelt.

Es waren wenige Bücher, die der Hauptmann aus Italien mit in das fremde Land genommen hatte; in drei Fächern waren sie geordnet. Im untersten lagen die Beschreibungen der Kriege Cäsars und die Bücher der römischen Geschichte des Livius. Im mittleren Fache Cicero nebst einigen andern berühmten Rednern und Gelehrten. Im obersten Fache die Dichter.

Tullia trat ein und holte die Gedichte Virgils aus dem Schranke hervor. Sie entrollte die Blätter und schlug den Gesang von der Zerstörung Trojas auf.

„Ich denke, das wird unserem Freunde am besten gefallen," sagte sie zu Alexander gewendet.

Nun kam auch Heimo und entbot, was er früher niemals gethan hatte, den Versammelten in römischer Sprache seinen Gruß.

„Sind das die Sänger Eures Volkes?" fragte er den Hauptmann, einen Blick auf die Rollen werfend.

„Sie sind es," entgegnete der Hauptmann, „längst ist ihr Mund verstummt, aber ihr Lied wird nach Jahrhunderten noch ertönen."

Sie setzten sich im Kreise, und Alexander begann vorzulesen. Gespannt hörte Heimo zu. Wenn der Sinn der Verse ihm dunkel war, so wußte Tullia anmuthig die Worte des Dichters in deutsches Gewand zu kleiden. Heimos Antlitz leuchtete, als er hörte, wie die Trojaner das hölzerne Roß, das die reisigen feindlichen Männer in seinem Leibe barg, in ihre Stadt zogen, wie die Griechen in die Stadt brachen und die Burg des Priamus er-

stürmten. Seine Faust ballte sich, als der greise Priamus vom Sohne des Achilles hingeschlachtet wurde, und unwillkürlich heftete sich sein Blick an die ergrauten Locken des alten Hauptmanns. Er jubelte dem kühnen Muth des Aeneas zu, der seine Kampfgenossen zu tapferer Gegenwehr anfeuert. Aber er schüttelte den Kopf, als er hörte, wie Aeneas seine Frau in der brennenden Stadt zurückließ, um mit seinem alten Vater und seinen Kampfgenossen ans Gestade des Meeres zu eilen.

Alexander hielt inne und sah den Deutschen fragend an.

„Nein, er ist doch kein wackerer Mann, Euer Aeneas," rief Heimo unmuthig aus. „Wer mag sein Weib so schnöde im Stich lassen?"

Tullia lächelte.

„Du hörst ja, daß es Göttergeschick war," nahm Rufinus das Wort; „Aeneas sollte sein Weib, das ins Schattenreich hinabgestiegen war, nicht mit ins Land Italien nehmen."

„Ich hätte sie dem Willen der Götter abgerungen," sagte Heimo, indem er die geballte Faust auf den Tisch legte.

„Du bist schwer zu befriedigen," entgegnete der Hauptmann.

Er griff nach einem kleinen Büchlein und las selbst eines der kriegerischen Lieder des Horaz vor. Heimo hörte mit nachdenklichem Schweigen zu. Die Stelle:

„Süß ists und ruhmvoll
Sterben fürs Vaterland"

ließ er sich wiederholen und prägte sichs fest ein. Dann fragte er:

„Und singet Ihr auch diese Lieder, Ihr Römer, wenn Ihr in den Kampf zieht? Ich habe sie noch nie aus dem Mund Eurer Soldaten gehört."

Der Hauptmann verneinte die Frage.

„Schade," sagte Heimo, „ein Kriegslied taugt wenig, wenn es nicht in den Reihen wehrhafter Männer erschallt."

„Nun kommt die Reihe des Vorlesens an mich," fiel Tullia ein. „Laßt auch unsrem Ovid das Wort. Ich kann nicht alles billigen, was er geschrieben hat. Aber seine Lieder des Leides, die er in der Verbannung am schwarzen Meer gedichtet, haben mir längst das Herz abgewonnen. Höret ein Lied des Verbannten."

„Warum ist er verbannt worden?" fragte Heimo.

„Er hatte den Kaiser beleidigt, den großen Augustus," erwiderte Tullia kurz. Und mit wohllautender Stimme las sie eines der weichen Heimwehlieder, in denen Ovid darüber klagt, daß er am unwirthlichen Gestade des schwarzen Meeres wohne, seine Sehnsucht nach Rom ausspricht und die verscherzte Gunst seines Kaisers wieder zu gewinnen hofft.

„Wie gefällt Dir unser dritter Dichter?" fragte Tullia.

„Ich will nicht zum drittenmal tadeln," antwortete Heimo, „Ihr möchtet mich sonst für einen Neidhart halten."

„Mit Ovid bin i ch nicht zufrieden", fiel Alexander ein. „Es ist mir in tiefster Seele zuwider, wenn er den

Kaiser Augustus wie einen Gott verehrt, wenn er vor seinem Zorn tiefer den Rücken beugt, als vor dem Blitzen des Donnerers im Himmel, wenn er die Strafe, die ihn getroffen, nicht wie ein Mann trägt, sondern wie ein Hund, der zur Peitsche seines Herrn herankriecht."

Tullia zuckte zusammen. Sie warf trotzig das Haupt in den Nacken. Schamröthe stieg ihr in die Wangen, sie schämte sich für den geschmähten Dichter, dessen Schwächen sie wohl auch kannte, der aber in den Liedern, in denen er die Hauptstadt des Erdkreises preist, das aussprach, was sie selber empfand, wenn sie mit wehmüthiger Sehnsucht an Rom dachte.

Der Zugführer fragte sich im Stillen, ob er nicht zu viel gesagt habe.

Tullia aber sah ihn mit zürnendem Blick an und sagte nachdrucksvoll:

„Ihr Christen aber, verehret nicht gerade Ihr den Propheten von Nazareth wie einen Gott? Lehren nicht Eure heiligen Bücher, daß der Fromme die Ruthe der Gottheit, die ihn gezüchtigt, in scheuer Ehrfurcht küsse?"

Der Hauptmann warf seiner Tochter einen strafenden Blick zu, dann stand er unmuthig auf und ordnete die Bücherrollen im Schranke. Mit ängstlicher Sorgfalt hatte er bis dahin jede Erörterung über die Religion seines Zugführers vermieden, seit dieser an der Kreuzstraße sich geweigert hatte, den Göttern zu opfern.

Alexander schwieg noch immer. Da wandte sich der Hauptmann um und fragte:

„Wie, Alexander, vermag ein Christ nicht seinen Glauben zu vertheidigen? Oder hat vielleicht Plinius fälschlich an den Kaiser Trajan berichtet, daß die Nazarener, wenn sie an ihren heiligen Tagen zusammenkommen, ihrem Christus als einem Gotte Lieder singen?"

„Plinius hat die Wahrheit gesagt," entgegnete Alexander ruhig, „und unser Christus ist der göttlichen Verehrung ebenso würdig, als unsere Kaiser, die solche Verehrung forderten, derselben unwürdig gewesen sind. Gerade die Bessern unter unsern Kaisern haben das nicht gethan."

Der Hauptmann schlug seine Arme übereinander und zwang seinen Unmuth nieder, aber die Zornesader schwoll ihm auf der Stirne.

„Lästere nicht die Majestät des Kaisers," sagte er endlich mit mühsam erzwungener Ruhe. „Verblendet ist Dein Sinn durch Deine Vorliebe für den galiläischen Propheten. Doch sprich, warum hältst Du ihn göttlicher Verehrung für würdig?"

„Weil er nicht anstatt des wahren Gottes verehrt sein will," entgegnete Alexander, „sondern die, die durch ihn zu Gott kommen, lehrt, wie der wahrhaftige Gott wahrhaft zu verehren ist, weil er den Seinen gezeigt hat, wie ein Frommer Ungemach und Leiden mit kindlicher Ergebung trägt, aber nicht mit knechtischer Unterwürfigkeit."

„Was denkst Du von der Sache, Heimo?" fragte der Hauptmann den Deutschen, der still und nachdenklich vor sich niederblickte.

„Ich denke," entgegnete Heimo, „wie ich Dir schon auf der Elchjagd sagte, daß die Zeit gekommen ist, in welcher die alten Götter den neuen das Feld räumen müssen. Einst lag neben dem Elchwald das Gelände der Rennthiere, sie sind von dannen gezogen, um im hohen Norden ihre Zuflucht zu suchen. Bald ist vielleicht auch der Elch ausgetilgt aus unsern Wäldern, und wer weiß, ob nicht dann die Reihe an den Bären kommt. So mag es auch unsern und Euren Göttern ergehen und denen, die wir gemeinsam verehren."

Der Hauptmann wollte erwidern, da trat ein Diener in das Gemach und meldete, daß ein Eilbote aus dem Standlager angelangt sei, der dem Hauptmann eine wichtige Nachricht überbringe. Sogleich begab sich Rufinus in das Vorzimmer, um die Botschaft entgegenzunehmen. Nach wenigen Augenblicken kam er mit ernstem Angesicht zurück.

„Wir werden keine Zeit mehr haben, über die alten und neuen Götter mit Worten zu streiten," sagte er. „Die Alemannen sind ins Land gebrochen."

Bei dem Wort „Alemannen" sah er den Deutschen bedeutsam an.

„Wir werden uns morgen früh wieder sehen," sagte Heimo und reichte dem Hauptmann die Rechte zum Abschied.

Auch Tullia verließ schweigend das Gemach.

Mit seinem Zugführer aber blieb der Hauptmann in eifriger Berathung zurück. —

6.

„Ja, die Alemannen sind ins Zehntland gebrochen," wiederholte Rufinus, „zwischen Kocher und Jaxt, wo man ihren Ansturm am wenigsten vermuthet hätte, haben sie unsern Grenzwall überstiegen, und die achte Legion, Alexander — kaum will es mir über die Lippen — die achte Legion, sie ist zwar von den Barbaren nicht besiegt worden, aber nur mit Mühe hält sie nach einem unentschiedenen Treffen den reißenden Waldbach der wilden Horden noch auf. Hier lies selbst, was der Lageroberste mir meldet."

Er reichte mit diesen Worten dem Zugführer einen gewichtigen Brief mit stattlichem Siegel. Alexander las und gab das Schreiben in die Hand des Hauptmanns schweigend zurück.

„Und nun," fuhr Rufinus fort, „angesichts der gemeinsamen Gefahr soll uns kein Glaube und kein Aberglaube mehr entzweien. Nicht wahr, Alexander?"

„Meine Religion hat mich noch niemals gehindert, die Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen," entgegnete der Zugführer.

„Sie heischen Hilfe von mir," sagte Rufinus. „Meine Zimmerleute sind plötzlich in ihrer Achtung gestiegen. Von allen Seiten her ziehen sie Verstärkungen an sich und auch ich soll mit meiner Handvoll Soldaten die Lücke, die das Treffen in die Reihen der achten Legion gerissen hat, ausfüllen; ich soll mein Schloß preisgeben und mich in

das Lager werfen. Sprich Alexander, kann ich diesem Befehl Folge leisten?"

„Es gibt einen Mittelweg," sagte der Zugführer nach einigem Besinnen, „laß mich der achten Legion mit hundertfünfzig Mann zu Hilfe eilen, mit hundert Mann, glaube ich, vermagst Du das Schloß zu halten."

Der Hauptmann trat einen Schritt zurück.

„Also, doch! Mich willst Du verlassen. — Und wenn ich Dich nun bitten würde, Alexander, bleibe bei mir, gib mein ergrautes Haupt, gib mein Schloß, gib meine Tochter nicht der Wuth der Barbaren preis."

Alexander schlug seinen Blick zu Boden.

„Wenn Du mich so bitten würdest, mein Hauptmann, so würde ich Dir entgegnen: über dem Wohl jedes Einzelnen von uns steht das Vaterland und die Ehre des römischen Namens."

„Wahrlich, Du bist doch ein Römer!" rief Rufinus hocherfreut aus, „und noch ist das Zehntland nicht verloren für das Reich. Willst Du mir die Antwort für den Eilboten schreiben?"

Alexander ergriff die Feder und setzte sich. Der Brief lautete:

„Rufinus, der Hauptmann, entbietet dem Lagerobersten Metellus seinen Gruß. Die Hilfe, die Du von mir verlangst, werde ich nach Kräften Dir leisten. Ich werde Dir unter Führung des Subcenturio Alexander etwas über hundert Mann zuschicken. Es ist nothwendig, daß ich den Rest der Kohorte hier in meinem Schlosse

behalte, das ich gegen jeden Feind vertheidigen werde. Möge es den Zimmerleuten des Rufinus vergönnt sein, dem Feind, wenn Du ihn geschlagen haben wirst, Brücken zu bauen."

Alexander rollte den Brief zusammen, Rufinus schloß ihn mit seinem Siegel und händigte ihn einem Diener zur Uebergabe an den Eilboten ein.

Indessen war die Sonne hinter den Bäumen des Waldes gesunken. Kein Schlaf erquickte in dieser Nacht die Augen der streitbaren Männer im Römerschlosse. In den Werkstätten wurde an den Schilden gehämmert; die Schwerter und die Lanzen wurden geschliffen. Vom Schloß aus giengen die Boten nach den benachbarten Gehöften, wo die Kriegskameraden im Quartier lagen und ließen den Ruf: „Zu den Waffen!" erschallen.

Mit dem ersten Hahnenschrei sollten sich alle innerhalb der Wälle des Schlosses versammeln.

Auch zu dem gallischen Priester sandte der Hauptmann einen Boten; vor Tagesanbruch solle er sich zum Opfer einfinden und den Rathschluß der Götter kund thun.

Alexander schritt schlaflos in seinem Gemache auf und ab; dann eilte er hinunter in die Werkstätten. In der Küche gab er Befehl, daß man den Mundvorrath für die Abziehenden zubereite, dann sah er nach den Wachen, die am Thore des Schlosses standen, dann saß er wieder mit seinem Hauptmanne zusammen und sah den auf der Pergamentkarte sauber gezeichneten Straßenzug an, auf dem er der achten Legion zu Hilfe eilen sollte. Die Legion stand

den Nachrichten, die der Eilbote gebracht hatte, zufolge auf den Höhen über dem Remsthal in der Nähe von Clarenna*). Wenn er die Lage von Clarenna mit dem Orte zusammenhielt, an welchem die Alemannen den Grenzwall überstiegen haben sollten, so konnte er sich nicht verhehlen, daß die achte Legion eher selbst gewichen zu sein schien, als daß sie den Feind zum Weichen gebracht hätte.

Der Hauptmann wurde abgerufen durch die Nachricht, der gallische Priester sei angekommen. Um den Mund des Zugführers zuckte es wie mitleidiger Spott.

„Glaubst Du wirklich an das, was der Priester Dir sagen wird, mein Hauptmann?“ fragte er.

„Ob ich von der Wahrheit seines Spruchs überzeugt bin oder nicht,“ entgegnete Rufinus, „darum handelt es sich gar nicht. Kein Römer würde mit Dir ziehen, Alexander, wenn ich nicht zuvor durch den Priester den Willen der Götter befragt hätte.“

Der Priester trug das Haupt gar hoch, als Rufinus ihm entgegen kam. Von vornherein erklärte er, daß er aus den Eingeweiden der Opferthiere nicht weissagen könne. Das Licht des hellen Tages müsse darauf fallen, wenn er durch das Beschauen der Leber und des Herzens der Opferthiere den Willen der Götter klar erkunden wolle. Er habe aber die heiligen Hühner mitgebracht, und sie werden ihm einen Wahrspruch an die Hand geben. Bei diesen Worten deutete er auf eine runde hölzerne

*) Das heutige Welzheim.

Scheibe, die auf einem Tische lag. Hier waren im Kreise die Buchstaben des Alphabets angeschrieben. Auf jeden Buchstaben wurde ein Gerstenkorn gelegt, dann wurde das heilige Huhn auf die Scheibe gebracht und in der Ordnung, wie dasselbe die Körner wegpickte, wurden die Buchstaben zu einem Wahrspruch zusammengesetzt. Der Priester mußte aber bei diesem Geschäft allein sein; darum ließ ihm der Hauptmann ein besonderes Gemach anweisen. —

Auch Heimo fand in dieser Nacht keinen Schlummer. Er gieng nicht den geraden Weg nach Hause, sondern wählte den Umweg über die Anhöhe, auf der die große Linde stand, von wo aus man weit hinaus in die Lande blickte. Er schritt seines Weges in Gedanken verloren, fast wie ein Trunkener.

„Den Göttern sei Dank, daß die Entscheidung da ist," jubelte es in seinem Herzen. Und zwischen die kampfesfreudigen Gedanken schlich sich wieder und wieder der andere herein: „Die stolze römische Jungfrau liebt den Zugführer nicht, sie kann ihn nicht lieben. Sie ehrt die Götter, die er verachtet."

Dann sagte er wieder halblaut vor sich hin:

„Schäme Dich, Heimo, Du bist ein Neidhart. Wenn Du nur dadurch die Liebe der Römerin Dir gewinnst, daß der Götterglaube sich zwischen sie und Alexander stellt, so bist Du ihrer Liebe nicht werth!"

Nun stand er auf der Anhöhe unter dem Blätterdach der Linde und ließ seine Blicke durch das sternerhellte Dunkel der Nacht nach Nordosten schweifen. Feuer=

zeichen an Feuerzeichen loderte auf den Bergen, die den nördlichen Gesichtskreis begrenzten, empor.

„Das sind die Alemannen; es ist kein Zweifel mehr," sprach Heimo, „man kennt sie ja am Sengen und Brennen."

Er gieng in sein Gehöfte hinab. Mit ernstem Antlitz trat ihm seine Schwester Hadwig entgegen:

„Heimo, ich erkenn es, auch zu Dir ist die Kunde vom nahenden Kampfe gekommen. Der Wiederschein vom Feuer der Feinde funkelt in Deinen Augen. Aber ich zage und zittere nicht, denn ich weiß, Dein Arm wird Haus und Hof, wird Deine Hadwig vor den Alemannen schirmen."

„Du wirst Schutz und Schirm finden im Schatten des Römerschlosses," entgegnete Heimo. „Sein Wall hält fester als die Wand unserer Hütten. Dorthin bring ich Euch alle, ehe der Tag anbricht."

Hadwig erbleichte.

„Nimmermehr weich ich aus unserer Wohnung," sprach sie fest. „Nimmermehr ißt eine Freie das bittere Brot aus des Fremdlings Hand."

„Kein Fremdling ist in unserem Lande der Römer. Im Frieden hat er unter uns gewohnt und gewaltet. Ich stehe zu ihm wider die, die den Frieden stören."

„Nein, Dir ist der Römer kein Fremdling, aber mir. Eh ich die Gnade derer auf dem Schlosse begehre, soll mich das Schwert des Alemannen erschlagen."

Heimo lachte bitter:

„Wohl merk ich, den Alemannen bist Du verkauft, seitdem Du das schwarzblaue Tuch aus dem Korbe Ruotmars angenommen.“

„Und Du bist den Feinden, den Römern verkauft, seitdem Du in die schwarzen Augen der Römerin geschaut hast.“

„Laß mich zur Ruhe gehen, Schwester! Der Ruf zu den Waffen wird rechtzeitig mich wecken. Du weißt, mein Wort hab ich dem Römer gegeben, daß ich in seinen Reihen stehe, wenn der Alemanne einbricht.“

„Heimo — Du kannst mir den Rücken nicht kehren; reiße Dich los von den Römern. Heimo, schirme Dein Haus!“

„So sei Du von heut an die Herrin des Hofes. Ehe das Wort Heimos wankt, sinken die Säulen des Himmels.“

Mit diesen Worten schritt Heimo in den Hof hinaus und gab dem ältesten, vertrauten Knecht kurze Befehle. Er solle ruhig abwarten, ob die Alemannen feindlich in den Hof brechen, er solle sie aber in keiner Weise kränken, sondern ihnen reichlich mittheilen, wenn sie Vorrath für Mann oder Roß begehren. Die Schwester solle er im Hause auch vor den Blicken der Feinde bergen; er selbst ziehe morgen zum Kampf aus. — Dann befahl er dem Gesinde, zur Ruhe zu gehen und warf sich selbst auf sein Lager. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so hörte er im Stalle sein Roß stampfen.

„Mein Rappe wacht und wiehert dem Morgen ent-

gegen," sprach er, sprang auf und warf reichliches Futter in den Trog des Thieres.

Einige Stunden später, nachdem er Gürtel und Schwert vom Pflocke genommen und auf dem Gürtel die letzte Spur des Kreidestrichs getilgt hatte, zäumte er sein Roß auf, ohne den Knecht oder die Schwester zu wecken. In der dritten Nachtwache ritt er vollständig zum Kampfe gerüstet aus dem Zaun seines Hofes hinauf zur großen Linde. Das Pferd suchte sich die kurzen Grashalme des Rasens zusammen; der Reiter starrte hinaus nach Nordosten und sah, wie die Feuerzeichen der Alemannen emporloderten und erloschen.

7.

Indessen hatten sich im Hofe des Schlosses die streitbaren Männer des Zehntlands gesammelt. Noch hatten sie sich nicht in Reih und Glied aufgestellt, sondern standen, wie es der Zufall gab, in kleineren Gruppen beieinander. Die Römer warteten schweigend auf den Götterspruch, den der Priester verkündigen sollte; in den Mienen der eingeborenen Männer drückte sich heute mehr als sonst gespannte Erwartung und gehaltener Ernst aus. Der Hauptmann trat aus dem Thore des Schlosses und begrüßte seine Heerschar mit freundlichen aufmunternden Blicken.

„Seid Ihr bereit, Ihr wackeren Bundesgenossen des römischen Volkes, mein Haus mir zu schirmen, wenn ich Eure Kameraden zu unserer Legion stoßen und dem Feind entgegen rücken lasse?"

So fragte er die Deutschen, ohne eigentlich eine Antwort zu erwarten. Sonst, wenn er ihnen ein freundliches Wort gegeben, hatten sie mit den Schwertern an die Schilde geschlagen oder laut jubelnd einen kriegerischen Ruf erschallen lassen. Diesmal blieb alles ruhig. Der Hauptmann stutzte. Endlich trat Municho, ein wegen seines höheren Alters und reifen Verstandes von seinen Gaugenossen hochangesehener Mann aus den Reihen der Deutschen und sprach in feierlichem Tone:

„Höre, mein Hauptmann, ein wohlbedacht Wort in Hulden an. Ungern nur kämpfen meine Gaugenossen hinter Mauern und Wällen. Auf freiem Blachfeld dem Feind zu begegnen, dünkt uns allein eines wackeren Mannes und eines Wehrhaften würdig. Ungern streiten meine Gaugenossen gegen die Alemannen, denn von einem Stamme sind wir und sie. Das gleiche Blut rollt in ihren Adern und in den unsern. Mache Frieden mit den Alemannen und führe uns über den Rhein ins Land der Gallier, damit wir mit reicher Beute beladen heimkehren wenn das Kriegsgewitter über unsere Fluren hinweggebraust ist, oder daß wir schönere und fruchtbarere Landstriche uns zur Siedelung aussuchen, wenn die Alemannen auf unserer Hufe sich festsetzen. Hinter den Mauern Deines Schlosses würde unsere Kraft vertrocknen, wie der seichte See auf sandiger Haide; auf dem Kriegszug ins fremde Land wird sie schwellen, wie der reißende Waldbach."

Der Sprecher schwieg. Beifallsgemurmel lief durch die Reihen der Gaugenossen.

„Ueber den Rhein nach Gallien!" riefen sie.

„Heil Hauptmann Rufinus! Heil Herzog Alexander! Führet uns über den Rhein; wir heben Euch auf die Schilde!"

Der Hauptmann rang sichtlich nach Fassung. Er fragte sich selbst, ob das, was er hörte, im bitteren Ernst oder in tollem Scherz gemeint sei. Beides war gleich gefährlich, denn die Bande der strengen Mannszucht waren offenbar gelockert, der unbedingte Gehorsam, den er bei seinen Römern zu finden gewöhnt war, war durchbrochen. Unschlüssig sah er bald die Männer des Zehntlandes, bald seinen Zugführer an, der solche Sprache aus dem Mund eines „Bundesgenossen" auch noch nie gehört hatte. Er zwang sich zum Lächeln:

„Unmögliches verlangt ihr; ich bin römischer Soldat, nicht, wie Ihr wähnet, der Führer einer beutelustigen Räuberschar."

Da wieherte am Thore des Walles ein Roß. Der Hauptmann sah auf, und sein Blick fiel auf Heimo. Dieser hatte die Rede Munichos mitangehört. Nun ritt er in den Kreis seiner Gaugenossen und fragte kurz:

„Gestattest Du mir auch ein Wort zu reden, Rufinus?"

Der Hauptmann nickte.

„Nun, dann sage mir, Municho, in Treuen und ohne Falsch," begann Heimo, „wann ist der Sendbote der Alemannen, der Deinen Blick nach den Gefilden Galliens hinübergelenkt hat, von Dir gegangen? Denn hinter Deinem Stirnbein ist der Rath, über den Rhein auf

Raub auszuziehen, nicht gewachsen. Den Plan hat Dir ein Alemanne ins Herz gegeben, wie der Kukuk, der sein Ei in fremdes Nest legt."

Municho war einen Augenblick verwirrt, dann aber erhob er frei seinen Blick zu dem stolzen Reiter:

„Wohl, in Treuen will ich Dir künden, daß in der vergangenen Nacht ein Bote der Alemannen mich gelehrt hat, wie es Frevel sei vor den Göttern und Menschen, wenn Brüder das Schwert in das Blut ihrer Brüder tauchen."

Wiederum lief ein Murmeln des Beifalls durch die Reihen der Deutschen.

Aber Heimo richtete sich stolz auf und fragte:

„Wohl, wenn das Frevel ist, so sage mir, warum brechen die Alemannen als Feinde in unser Land? Sind denn die Feuerzeichen, die Du, Municho, wohl auch über dem Saume des Waldes gesehen hast, Grüße von Brüdern?"

„Nicht unsere Feinde sind die Alemannen," entgegnete Municho; „sie sind Feinde der Römer. Sie wollen den Adlern, die über die Alpen geflogen kamen, auf den Auen des Zehntlandes die Federn zerzausen. Denn nicht alle Römer sind gütig und mild wie unser Hauptmann Rufinus, nicht alle sind hochherzig wie unser Herzog Alexander, sondern die meisten herrschen mit Gewalt und List über die Gauen des Landes."

„Und wie, wenn das wahr ist," rief Heimo in höchster Erregung, „wenn auf unserem Hals ein hartes Joch liegt, wozu brauchen wir die Hilfe der Alemannen, das

Joch zu zerbrechen? Seit wann sind unter den Stämmen des deutschen Volkes die Alemannen den Sueven über das Haupt gewachsen? Doch Ihr seid nicht werth, Sueven zu heißen, Ihr, die Ihr eine Horde von Mordbrennern ins Land rufen müßt, wenn die Herrschaft der Römer Euch drückt. Zu unserer Väter Zeit sagte man, daß ein Sueve so viel werth sei, als drei Alemannen. Aber Ihr seid keine Sueven, Ihr habt den Namen Eurer Väter vergessen und heißet Euch Zehntlandmänner."

Er wandte sich mit einer Geberde der Verachtung ab und sprach zu dem Hauptmann:

„Rufinus, entlasse diese Bastarde; wenn Du einen Platz für mein Roß hast in Deinem Stall und für seinen Reiter Raum auf Deinem Wall, so will ich Dir das Schloß schirmen."

„Nein, wir sind Sueven, wir wollen Sueven sein!" scholl es aus den Reihen der Gaugenossen.

„Heimo hat Recht; die Alemannen sind nicht mehr als die Sueven."

Jetzt schlugen sie mit den Schwertern an die Schilde:

„Heimo, warum bist Du nicht früher ins Schloß gekommen, Dich mit uns in der Führung der Waffen zu üben?"

„Weil ich den Krieg als einen Ernst ansehe, nicht wie Ihr als Kurzweil und Scherz. Die Pfeile, die ich in Friedenszeiten verschieße, gelten den Hirschen und Hasen. Laßt einmal sehen, ob ich Schwert und Lanze schlechter führe als Ihr, weil ich im vergangenen Frühjahr meine

Saaten bestellt habe, anstatt wie Ihr das Gras der Waldwiese zu zertreten."

„Heimo ist der Wackerste von uns," riefen jetzt Einige in den Reihen der Deutschen. „Wenn Heimo bleibt, so bleiben auch wir."

„Wer sich den Alemannen in die Arme werfen will," entgegnete Heimo, „der kann gehen; ich halte ihn nicht zurück. Du, Municho, könntest mir zuerst den Gefallen thun, mir aus den Augen zu gehen und den Alemannen zu künden, daß sichs über die Schlachtreihe der Sueven nicht so leicht hinwegspringt, wie über den Pfahlgraben der Römer."

Municho wollte etwas erwidern. Aber in diesem Augenblick trat der gallische Priester aus dem Thore des Schlosses. Lautlose Stille trat ein, und aller Augen richteten sich auf den Mann im langen Mantel. Inzwischen war auch die Sonne emporgestiegen, dunkelroth blickte ihre Scheibe durch den Morgennebel des östlichen Himmels. Der Hauptmann trat dem Priester ehrerbietig entgegen.

„Was lassen die Götter uns durch die heiligen Vögel verkünden?" fragte er.

Der Priester legte seine Stirne in finstere Falten und blickte zur Erde.

„Es ist ein Unglückstag," erwiderte er, „die Götter hüllen sich in Schweigen. Kein einziges Huhn hat ein Gerstenkorn berührt."

Schrecken und Bestürzung malte sich auf dem Ant-

litz der römischen Krieger, während die Deutschen gleichgiltiger dreinschauten, ja mancher von ihnen kaum ein Lächeln verbergen konnte. Denn sie hielten wenig auf die Deutung des Vogelflugs, und das fremdländische gackernde Huhn, von dem sie nicht zu sagen wußten, welchem Gott es heilig sei, nach dem Willen der Götter zu fragen, schien ihnen spaßhaft.

„Aber, wie kann es anders sein, Rufinus,“ fuhr der Priester fort, „wenn Du in Deinem Haus einen Mann herbergst, der der Gottesfurcht bar ist, der am Altare zu opfern verschmäht, der —“

„Ereifere Dich nicht weiter,“ sprach Alexander, indem er hervortrat. „Um meinetwillen soll keiner meiner Kriegskameraden wähnen, daß die Gottheit ihm ungnädig sei. Keinen habe ich in seinem Glauben gekränkt, keiner mich in dem meinen, dieweil ich mit ihnen in Reih und Glied stand. Aber wisse, Priester, die Saat des Mißtrauens sollst Du nicht zwischen die Reihen meiner Waffengefährten aussäen, weil ich einen andern Gott verehre als sie.“

Er nahm das Schwert, das ihm Rufinus gegeben, als er ihn zu seinem Zugführer ernannt hatte, eine herrliche, am Griff kostbar verzierte Waffe, sammt der Scheide aus dem Wehrgehänge und sprach zu dem Hauptmann:

„Nimm dieses Zeichen des Vertrauens, das Du in mich gesetzt hast, aus meiner Hand zurück, mein Hauptmann. Von dieser Stunde an diene ich als gemeiner

Soldat in Deiner Kohorte. Vielleicht berühren dann die heiligen Vögel ein Gerstenkorn!"

„Vielleicht auch ohne das," rief Heimo dazwischen. „Was gilt es, Priester, Du hast den heiligen Vögeln taube Körner vorgesetzt? Das ist nicht recht von Dir."

Er schlug mit der flachen Hand auf den wohlgefüllten Futtersack, der über den Rücken seines Rosses hieng.

„Hier hab ich bessere Gerste mitgebracht. Bringe mir Deine Hühner heraus, Priester, und laß mich sehen, ob sie das Korn verachten, das auf meinem Acker gewachsen ist!"

Die Deutschen lachten laut auf, die Römer blickten verwundert den kühnen Mann an, der solche Worte an einen Wahrsager zu richten sich herausnahm.

„Zum Scherzen fehlt die Zeit," fuhr Heimo fort. „Ehe die Sonne untergeht, werden die Alemannen an unsere Thore klopfen. Sueven und Römer! Wer mit Municho die Alemannen als Freunde begrüßen will, der mag sogleich ihnen entgegeneilen. Wen der Hunger der Hühner kümmert, der gehe mit dem Priester in den Hühnerstall. Wer Schwert und Lanze, wer Pfeil und Bogen im Ernst zu gebrauchen gedenkt, der stehe mit mir zu Rufinus und Alexander und schirme das Schloß!"

„Wir gehen nicht in den Hühnerstall, in den Hühnerstall schleicht nur ein listiger Fuchs!" rief einer der Deutschen.

„Wir sind Sueven und fürchten keinen Alemannen," riefen jetzt mehrere zusammen.

Der Hauptmann sah mit einem Blick voll innigen Dankes seinen jungen Freund an, der sich in der Stunde der Noth ihm so getreu bewährte. Dann sagte er:

„Nicht alle will ich hier behalten, die zu kämpfen bereit sind, sondern nur die Hälfte; die andere Hälfte zieht unter Alexanders Führung der achten Legion zur Hilfe. Diese sollen nicht besorgen, daß sie hinter Mauern und Wällen kämpfen müssen. Behalte Dein Schwert, mein wackerer Zugführer Alexander, und behalte Deinen Christenglauben. Führe Dein Schwert mit Ehren."

„So lasset Euch küren zum Kampfe," rief Heimo, „Ihr Sueven und Römer; lasset Euch küren, wie es freier Männer würdig ist. Erst nennt Alexander einen Namen; wen er aufruft, der folgt ihm zum Kampf in das Blachfeld. Wen ich aufrufe, der bleibt hier und schirmt dem Hauptmann das Haus."

Er ritt nach links. Der Zugführer stellte sich rechts auf. Der erste Name, den Alexander aufrief, war Munichos Name. Laut auf jubelten die Sueven über dieses Zeichen hochherzigen Vertrauens.

„Du sollst sehen, Herzog, daß ich im Kampf auf dem freien Feld meinen Mann stelle," sagte Municho, indem er sich hart neben den Zugführer stellte.

Heimo rief zuerst einen Römer auf. Rasch waren die Männer auf diese Weise vertheilt und in Marschordnung aufgestellt. — Der Priester hatte sich mittlerweile unbemerkt davongeschlichen.

Ein kurzes Kommandowort ertönte aus Alexanders

Mund. Er schritt seiner Schar voran zum Thore hinaus. Hinter ihnen rollte der Lastwagen, der ihnen Gepäck und Lebensmittel nachführte.

Es gab einen dunstig heißen Tag, aber Sueven und Römer hielten sich wacker auf dem Marsche. Auch für die im Schloß Zurückgebliebenen gab es einen heißen Tag. Heimo setzte mit einer Thatkraft und Umsicht, über welche der Hauptmann im Stillen staunte, das Schloß in vollen Vertheidigungszustand. Daß ihn der Hauptmann an Alexanders Stelle zum Zugführer ernenne, duldete er nicht.

„Ich bin Dein Freund," entgegnete er, „das genügt. Ich bin nicht mehr, als die andern Sueven und Römer. Den Befehl führst Du."

Es war hohe Zeit, sich gegen die heranstürmenden Feinde zu verwahren. Im Zwielicht des Abends flog ein Pfeil über den äußeren Wall des Schlosses. Heimo brachte ihn zum Hauptmann.

„Es ist ein alemannisches Geschoß," sagte er, „mit den blauschwarzen Federn des Holzhähers ist es geziert. Mit Fug wählen die Alemannen die Federn des frechen Raubvogels. Aber der Holzhäher soll sich krümmen in den Krallen des Adlers."

Als die Nacht eingebrochen war, trug der Westwind aus dem nahen Wald wilden Kriegsgesang herüber zum Schlosse.

„Nie hab ich die Wölfe noch so heulen hören," sagte der Hauptmann.

„Es ist das Lied vom Alemannenkönig Chrokus,“ entgegnete Heimo.

„Welche großen Thaten hat er verrichtet?“

„Er hat auf den Rath seiner Mutter viele gallische Städte verbrannt.“

„Auf den Rath seiner Mutter —?“

„Ja! denn die wackere Alte meinte, ihr Söhnlein werde sich viel eher mit Niederreißen und Zerstören einen Namen machen, als mit Bauen und Pflanzen. Es ist dem Söhnlein gelungen. Keinen Helden feiern die Alemannen in ihren Liedern so hoch wie den König Chrok. — Weißt Du, Rufinus, wie mir der Eichenwald drüben vorkommt? Wie das trojanische Roß, voll riesiger Recken.“

„Wir sind belagert,“ sagte der Hauptmann, indem er einen ernsten Blick auf die vom Mond beschienene Rauchsäule heftete, die sich in der Ferne aus dem Laubdach des schwarzen schweigenden Waldes emporwand.

8.

Heimo stand an einem regendunkeln Abend auf der Brücke zwischen dem äußern und innern Wall des Schlosses und schaute in den Bärenzwinger hinab. Romulus und Remus waren zu stattlichen Thieren herangewachsen; mißmuthig brummend schritten sie auf den Sandsteinplatten hin und her und achteten kaum darauf, daß ihnen Heimo den Rest seines Gerstenbrotes hinabwarf.

„Die armen Schlucker!“ sagte er zu Tullia, die zu

ihm herantrat. „Sie merken auch, daß ein Belagerter mit schmalen Bissen vorlieb nehmen muß! Ihr habt sie in guten Tagen verwöhnt, Tullia. Unser Gerstenbrot ist den Leckermäulern zu bitter.“

„Sie sollen nichts besseres verlangen,“ entgegnete Tullia wehmüthig, „wenn bei uns die armen Weiber und die kleinen Kinder mit der harten Brotkrume und magerer Milch zufrieden sind.“

„Wir waren auch gegen die Flüchtlinge zu weichherzig, Tullia. Wir hätten dem fahrenden Volk, das sich hilfeflehend ins Schloß drängte, unsere Pforte ebenso verschließen sollen, wie den Feinden, durch die sie von Haus und Hof vertrieben worden sind.“

„Heimo, das ist nicht Dein Ernst! Wo hätten die Armen Schutz suchen sollen, als bei uns?“

Heimo zuckte die Achseln.

„Du hast Dich ihrer getreulich angenommen, wie eine Mutter ihrer Kinder. Du hast ihnen Obdach und Gewand geboten, hast sie mit Speise und Trank versorgt. Aber ich kann nicht helfen. In etlichen Tagen müssen die Bissen aufs neue geschmälert werden. Nun — vielleicht sinds auch morgen etliche streitbare Männer weniger, die sich in die schmale Kost zu theilen haben. Wir müssen morgen einen Ausfall machen, koste es was es will, um Futter für unsere Rosse und Rinder zu bekommen.“

Tullia blickte mit thränenfeuchtem Auge hinab in den Zwinger. Das Wasserbecken, in welchem sich Romulus und Remus sonst fröhlich zu tummeln pflegten, war

mit grünlicher Schlammdecke überzogen. Denn es war den Feinden gelungen, sich des Thurms an der Wasserleitung zu bemächtigen und die Wasserleitung zu zerstören.

„Vielleicht wird den Alemannen die Zeit ebenso lang wie uns," begann Tullia wieder, „und sie ziehen ab, wenn sie merken, daß das Schloß zu fest ist, es mit stürmender Hand zu erobern. Vielleicht zieht auch Alexander mit seiner Schar heran, um uns von dem übermächtigen Feind zu befreien."

Heimo schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Du bewahrst Deinen alten Freunden ein treues Gedächtniß," sagte er.

„Alexander vergißt auch uns nicht," entgegnete Tullia eifrig.

„Sicherlich nicht. Er kommt, wenn er kann. Aber die letzten Nachrichten, die er uns geben konnte, lauteten nicht so, als ob seine Schar der achten Legion entbehrlich wäre. Seit zehn Tagen wissen wir nichts mehr von ihm, denn seit zehn Tagen haben uns die Alemannen eingezwängt, wie mit eisernem Ringe. Morgen ist der dreißigste Tag, daß sie ihren Gruß uns entboten haben. Ich glaube, sie halten es noch einmal dreißig Tage aus."

„Aber wir nicht, Heimo, wir nicht — was hilft es, uns diese Wahrheit zu verhehlen?"

Heimo blickte düster vor sich nieder.

„Darum," fuhr Tullia fort, „trenne Dein Geschick und das Geschick Deiner Gaugenossen von unserem Unglück los, solange es noch Zeit ist. Ueber uns Römer

haben die Götter das Verderben beschlossen. Nur gegen uns führen die Alemannen Krieg, die Siedlungen unserer Veteranen brennen sie nieder; Eure Gehöfte verschonen sie. In Dein Haus, Heimo, ist noch kein Alemanne räuberisch eingedrungen."

Heimo lachte bitter.

„Das ist ihres Anführers Ruotmar — sie nennen ihn ‚König' — tückische List. Auf diese Weise sucht er die Sueven und Römer zu trennen, um über beide zu herrschen. Auch Du kennst ja den wilden Ruotmar vom Elchwalde her; ihm verdankst Du eigentlich die beiden zottigen Thiere dort. Euch Römern hat er ewigen Haß geschworen; mir hat der kecke Mann zugemuthet, ihm Euer Schloß brechen zu helfen. Seine Drohungen haben keinen Eindruck auf mich gemacht. Und nun, Tullia, willst Du mit sanften Worten mich fortschmeicheln, weil Ihr auf die ungewisse Hilfe Eures Alexander wartet. Aber glaube, Tullia, ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dach. Jetzt bin ich da, und Alexander ist ferne."

„Du thust mir Unrecht, Heimo, bitteres Unrecht! Ich weiß, daß Deine Treue echt ist wie Gold. Aber eben deßwegen wollen wir Dich nicht mit ins Verderben reißen. Sage mir aufrichtig, wie lange vermögen wir das Schloß noch zu vertheidigen? Meinen Vater frage ich das umsonst, nimmer bricht er sein düsteres Schweigen."

„Wenn morgen der Ausfall uns gelingt, vielleicht

noch acht oder zehn Tage; wenn er nicht gelingt, höchstens noch vier Tage."

Tullia seufzte.

„Quälender noch als der Hunger ist der Durst."

„Wir haben ja noch die Quelle im Schloßhof," entgegnete Heimo.

„Und wenn diese versiegt? —"

„So versiegt der Mannesmuth und die Treue der Sueven noch lange nicht. Auch der Hunger ist nicht so gefährlich. Kommts zum Aeußersten, so sollen Romulus und Remus uns ernähren, anstatt daß sie mit uns die schmalen Bissen theilen. Und noch Eins, Tullia! Wir haben noch einen Leckerbissen im Schlosse. Hast Du die Siebenschläfer ganz vergessen? — Ich gelobe Dir, ehe ich Deinen Vater und Dich verlasse, esse ich den Ratz."

Tullia lachte, während ihr die Thränen im Auge standen. Sie gieng ins Schloß zurück.

Heimo suchte sein Nachtlager in einer der Scheunen auf. Der Hauptmann hatte ihm das Gemach angeboten, das Alexander früher bewohnt hatte, er hatte es nicht angenommen, weil er, wie er sagte, nicht weicher ruhen dürfe als die andern Sueven und Römer. Nun lag eine kranke Frau, die sich ins Schloß geflüchtet hatte, in dem Gemach. Heimo war von zwei durchwachten Nächten erschöpft; er legte sein Haupt auf den Strohbündel, und bald hatte die Gewalt des Schlafes über die sorgenvollen Gedanken, die sein Herz bewegten, den Sieg davongetragen. —

Gegen Sonnenaufgang wurde er geweckt. Ein Jüngling, den niemand kenne, sei in den Bärenzwinger eingedrungen und kauere in einer Ecke, das Antlitz auf die Brust gesenkt. Aber auch Romulus und Remus liegen auf den Steinplatten, ohne sich zu rühren. Ob man mit Pfeilen auf den Eindringling schießen solle, fragte der Wächter.

Heimo antwortete nichts. Er sprang auf, ließ sich eine Leiter bringen und stieg in den Zwinger hinab. Die Gestalt in der Ecke rührte sich nicht. Als er näher herantrat und dem Jüngling mit der Hand über den lockigen Scheitel fuhr, schnellte dieser empor wie eine Wildkatze und sprang, während ihm die Hände schlaff herabhiengen, mit solcher Gewalt gegen Heimos Brust, daß er zurücktaumelte.

„Gemach, Du Knirps!“ sagte Heimo, indem er mit eherner Faust die beiden Handgelenke des Knaben zusammenpreßte.

Stechender Schmerz verzerrte einen Augenblick die Züge des jugendlichen bartlosen Antlitzes, aber kein Schrei drang aus seinem Munde.

„Laß mich fahren!“ sagte er trotzig, „es thut weh, ich habe mir den Daumen ausgerenkt.“

„Was hast Du hier unten zu schaffen?“ fragte Heimo, indem er den Druck seiner Faust etwas mäßigte.

„Ich wollte Euch den rothen Hahn aufs Dach setzen, damit Euch sein Krähen zum Kampf im offenen Feld rufe,“ erwiderte der Jüngling, indem er mit dem Fuß

an eine Pechfackel stieß, die neben ihm auf dem Boden lag. „Anders lockt man Euch tapfere Männer doch nicht aus Euren Verstecken hervor.“

„Warum ist der Hahn so flügellahm und uns nicht aufs Dach geflogen?“

„Deine Wachposten hätten es nicht verhindert,“ lachte der Knabe, „die schliefen fest am Eingang der Brücke. Um sie nicht zu stören, kletterte ich in den Zwinger herab. Aber das Hinaufklettern gieng nicht so leicht, wie das Herabkommen. Die Bären waren wachsamer als Deine Streiter, sie zupften mich unsanft am Gewand und wollten mich bei sich behalten. Es ist ihnen übel bekommen. Ich habe sie beide erwürgt. Hier mit dem kleinen war ich bald fertig; er schläft und wacht nimmer auf. Der große, braune machte ein wenig mehr zu schaffen, ich habe mir beim Würgen den Daumen an der rechten Hand ausgerenkt. Darum wars mit dem Klettern vorbei. Auch hat er mir ein Andenken hinterlassen, ehe er sich zum Morgenschlaf legte.“

Bei diesen Worten streifte der Knabe mühsam den linken Aermel zurück, das Blut rann ihm am Arm herunter, tief in die Muskeln waren die Spuren des Bärengebisses eingegraben.

„Wo hast Du das Würgen gelernt, Knabe?“ fragte Heimo.

„Das liegt den Cennen*) im Blut. Wenn ihnen

*) Ein keltischer Volksstamm.

im Kampf ein Pfeil ins Fleisch fährt, so ziehen sie ihn mit den Zähnen heraus, um die Hände fürs Würgen frei zu haben."

„So bist Du kein Alemanne?"

„Mein Vater ist ein Cenne. Chrodilo heiß ich, Chrodegangs Sohn. Meine Mutter ist König Ruotmars Schwester. Man schickte mich auf die Wiese, meines Vaters Fohlen zu hüten, denn ein Schwert vermöge mein Arm noch nicht zu führen, sagte meine Mutter. Als ich aber meinen Ohm Ruotmar zum Kampf ziehen sah, ließ ich die Fohlen auf der Wiese weiden und lief den Alemannen nach."

„Und nun hat Dir Dein Ohm die Brandfackel in die Hand gegeben?"

Der Knabe schüttelte den Kopf.

„Er hat mir kein Schwert gegeben und keine Fackel. Ich solle mir mein Schwert durch eine kühne That verdienen, sagte er. Nun redeten sie gestern Abend im Kriegsrath davon, es wäre jetzt an der Zeit, Euren Fuchsbau auszuräuchern. Da nahm ich eine Fackel vom Wagen Ruotmars und schlich mich davon. Das Uebrige weißt Du. — Und nun" — er entblößte die Brust — „gib mir mit Deinem Schwert den Todesstoß und lege mich in die Mitte zwischen meine beiden braunen Freunde!"

„Ich habe in diesem Schloß nicht das Bannrecht," erwiderte Heimo, „und keine Gewalt über Leben und Tod eines Gefangenen. Du mußt mir zu dem Hauptmann Rufinus folgen."

„Stoß mich nieder!“ bat Chrodilo. „Wenn ich zu meinem Ohm zurückkehre, so gibt er mir Schläge, weil mein Streich mir mißlungen, und komm ich dann heim, so wird mich die Mutter schlagen, weil ich von der Fohlenwiese davongelaufen.“

„Du bist zum Sterben noch zu jung,“ sagte Heimo kurz. Er führte den Knaben ins Schloß und erstattete dem Hauptmann Bericht.

Rufinus betrachtete den Knaben mit einer Mischung von Grauen und Wohlgefallen.

„Wenn ein unbärtiger Knabe den Romulus und Remus abwürgt — —“ sagte er vor sich hin.

Er vollendete den Satz nicht.

Tullia trat herein und verband Chrodilos Wunde, wogegen dieser sich anfangs sträubte. Dann nahm sie den Knaben beiseite und setzte ihm einen Morgenimbiß vor.

„Was sollen wir mit dem Knaben anfangen, Heimo?“ fragte der Hauptmann endlich, aus seinem düsteren Brüten auffahrend.

„Als Mordbrenner hat er eine Züchtigung verdient, und wenn Du befiehlst, so laß ich ihn fesseln, wiewohl es mir schwer wird. Das junge Blut —“

„Wir könnten ihn auch als Geisel behalten. Wenn er der Neffe Ruotmars ist, den die Alemannen einen ‚König‘ nennen, so kann es in nächster Zeit von Werth für uns sein, einen königlichen Neffen in Händen zu haben.“

Heimo lächelte:

„Mit dem Königstitel sind die Alemannen sehr freigebig, aber klüger und edler würden wir handeln, mein Hauptmann, wenn wir den Knaben, ohne ihm ein Haar zu krümmen, ohne Lösegeld für ihn zu fordern, seinem Oheim ins Lager zurückschicken.“

„Aber wenn er nicht geht, wenn er geraden Weges zu seinen Fohlen zurückläuft? —“

„So bring ich ihn selbst zu Ruotmar.“

Der Hauptmann wiegte sinnend sein Haupt hin und her.

„Thue das,“ sagte er endlich. „Es wäre schmählich für uns, uns an einem wehrlosen Knaben zu vergreifen. Aber was ists dann mit dem Ausfall, den wir auf heute geplant haben?“

„Wir verschieben ihn auf morgen,“ entgegnete Heimo.

Eine Stunde später war Heimo mit Chrodilo auf dem Weg nach dem Alemannenlager. Heimo schritt ohne Schwert und Schild neben dem Knaben her; auf seinen Helm hatte er ein Lindenreis gesteckt, das Zeichen, daß er als Sprecher, nicht als Streiter zu dem Feind komme.

Am Saume des Waldes wurden die Beiden von den Wächtern der Alemannen angehalten. Sie mußten kurze Zeit warten, bis einer der Wächter ihre Ankunft dem König Ruotmar gemeldet hatte. Dann wurden sie vor das Zelt des Königs geführt.

Ruotmar saß auf einem moosbewachsenen Felsblock. Er erhob sich als die Beiden nahten. Heimo erstaunte, wie der Mann, der als fahrender Händler verkleidet ihm

klein und unansehnlich erschienen war, in seinem ganzen Auftreten etwas Königliches angenommen hatte.

„Ich bringe Dir hier Deinen Neffen, der in unsere Hände gefallen ist,“ begann Heimo. Er erzählte kurz den Sachverhalt, während der Knabe mit niedergeschlagenen Augen zur Seite stand.

Ruotmar hörte schweigend zu. Dann winkte er Einem von seiner Umgebung und sagte:

„Bringe dem Knaben ein Schwert, er hat es verdient.“

Chrodilo erröthete vor freudigem Schreck, er vermochte kein Wort hervorzubringen.

Nun wandte sich Ruotmar zu Heimo und fragte:

„Was verlangen die Römer als Lösegeld für meinen Neffen?“

„Keines,“ erwiderte Heimo, „wir führen mit Männern Krieg, nicht mit Knaben.“

„Die Römer sollen mich an Großmuth nicht übertreffen,“ versetzte der Alemannenkönig. Er gab seinem Waffenträger einen Wink. „Wie viel gefangene Römer sind in unsern Händen?“ fragte er.

„Vier,“ erwiderte der Angeredete.

„Nehmt ihnen die Fesseln ab und schicket sie sogleich ins Schloß zurück! Vier gegen einen“ — er wandte sich an Heimo — „ich denke, Dein Hauptmann wird zufrieden sein. Wir haben sie, glaub ich, auf dem Thurm an der Wasserleitung gefangen genommen. Die Wasserleitung selbst habe ich zerstören lassen; ich denke, Ihr werdet den Wein, den Ihr noch in den Schläuchen berget, auch un-

gemischt trinken können. Vielleicht laßt Ihr uns auch etwas davon übrig?"

„Wir haben noch Wein und Wasser," entgegnete Heimo. „Und selbst, wenn wir keinen Quell im Schloßhof hätten, der Himmel öffnet seine Schleusen auch über dem Schlosse. Diese Wasserleitung zerstört nicht einmal Ruotmar, der Alemanne."

„Kann ich ein vertrauliches Wort mit Dir reden, Heimo, Heimbods Sohn?"

„Mein Ohr steht Dir offen, König Ruotmar."

Die Waffengenossen Ruotmars verstanden den Wink ihres Königs. Sie zerstreuten sich im Walde. Heimo stand mit Ruotmar allein unter dem Eichbaum, in dessen Wipfeln der Wind spielte.

„Heimo, Heimbods Sohn," begann der Alemanne, vor vier Monden bin ich als Gastfreund an Deinem Herd gesessen; wie kommt es, daß Du heute als Feind vor meinem Zelte stehst?"

„Das Gleiche könnte ich Dich fragen, Ruotmar. Warum hast Du die Brandfackel des Krieges in unser friedliches Land geschleudert?"

„Habe ich Dir vor vier Monden verschwiegen, daß ich die Zwingburg der Römer zerstören will? Ich habe ja Dich gebeten, mir dabei zu helfen. Nicht gegen meine Volksgenossen führe ich Krieg, sondern gegen die Römer. Nur die gefangenen Römer habe ich fesseln lassen. Wer Dein Gaugenosse war unter meinen Gefangenen, ist frei von mir gegangen."

„Warum nennst Du dann mich Deinen Feind?“

„Weil Du Dich an die Römer verkauft hast.“

Heimo zuckte zusammen, als hätte ihn eine Natter in die Ferse gestochen. Aber er bezwang sich.

„Schwer ists zu erkennen, daß Ihr unsere Freunde seid,“ sagte er. „Die flüchtigen Weiber und Kinder des Zehntlandes, die Ihr uns ins Schloß gejagt habt, haben es nicht begriffen, daß König Ruotmar mit dem Feuerbrand in der Faust um Freundschaft wirbt. Niedergebrannte Gehöfte bezeichnen den Weg der Alemannen.“

Ruotmar lachte.

„Es ist wahr, jenseits der Glems und der Enz sind meine Mannen im ersten Eifer mit dem Feuer nicht ganz vorsichtig umgegangen, und selten ist das römische Unkraut vom deutschen Weizen reinlich geschieden worden. Aber, bei meinem Schwert,“ fuhr er zornig auf, „bin ich daran schuldig, daß Unkraut und Weizen hier durcheinandersteht? Den Schandfleck der Römerherrschaft wäscht der Neckar und der Rhein nicht vom Zehntland weg. Wir mußten ihn wegbrennen. Seit wir jedoch den Fuß über den Glemsbach gesetzt haben, wo haben wir einem Deiner Gaugenossen, der sich nicht im Sold der Römer gegen uns zur Wehr gesetzt hat, ein Haar gekrümmt? Liegt nicht Dein eigener Hof in der Thalmulde friedlich und sicher wie das Kind in der Wiege? Heimo, Heimbods Sohn, ich könnte Dich lieben wie meinen Bruder, und Du zwingst mich, Dich zu hassen mit tödtlichem Haß, weil Du ein Römerknecht bist. — Laß mich offen mit

Dir reden! Wir Alemannen verstehen es schlecht, ein Schloß zu erobern, denn wir führen keinen Sturmbock mit uns und keinen Belagerungsthurm —"

„So laß das Schloß liegen, wie es liegt, und ziehe weiter!"

„Das kann nicht sein. Was Römerhände im Zehntland gebaut haben, muß niedergerissen werden. Sechs Könige der Alemannen sind wir zum Streit ausgezogen. Meine fünf Genossen eilen von Sieg zu Sieg. Ich liege hier einen Monat lang vor dem Fuchsbau und verzehre mich in Ungeduld."

„Ist das meine Schuld?"

„Ja, es ist Deine Schuld! Denn Du steifst den Römern den Nacken. Heimo, liefere uns die Römer aus und zerstöre mit uns das Schloß; dann sollt Ihr unsere Brüder sein!

„Du weißt nicht, was Du sagst, Ruotmar. Willst Du Verräther — Deine Brüder nennen?"

„So bleibst Du ein Römerknecht!"

„Ich bleibe meinem Wort getreu."

„Dann ist nur noch Eines zwischen uns möglich, Kampf auf Leben und Tod. Heute schützt Dich noch der grüne Lindenzweig auf Deinem Helm. Morgen ist Dein Haupt meinem Schwert verfallen."

„Ich bins zufrieden," sagte Heimo und gieng nach dem Schlosse zurück.

„Gute Botschaft!" rief ihm der Hauptmann entgegen, der auf einem der Thürme des Walles stand. — „Alexander

führt seine auf hundert Mann zusammengeschmolzene Schar zu unserer Hilfe herbei; ein Bote von ihm hat sich in Weibskleidern durch die Reihen der Alemannen geschlichen und vor einer Stunde die Nachricht gebracht," fuhr er fort, als Heimo eingetreten und zu ihm auf den Thurm gestiegen war.

„Gut, dann sind wir etwas über zweihundert Mann stark," entgegnete Heimo.

„Und wie stark schätzest Du die Alemannen?"

„Achthundert."

„Nicht möglich!" sagte der Hauptmann tonlos.

„Weniger führt ein Alemannenkönig nicht an, so klein auch sein Machtgebiet ist. Es ist tollkühn, wenn wir uns im freien Feld mit den Alemannen messen. Doch ich sage nicht: es ist unmöglich."

„Achthundert!" rief der Hauptmann. „Wohlan! Ruotmar hat mir vier Gefangene gegen den Knaben zurückgeschickt. Vier von uns gegen Einen von ihnen! Morgen soll es umgekehrt sein: Einer von uns gegen vier von ihnen. Morgen vor Tagesgrauen soll ich das Lager der Alemannen geradezu angreifen, läßt Alexander mir sagen; er will den Feind im Rücken packen; er zieht das Thal herauf durch den großen Wald."

„Ich werde mich rüsten," sagte Heimo.

Er stieg vom Thurm, während der Hauptmann oben blieb und in die Ferne spähte, als ob er schon heute seinen sehnlich erwarteten Zugführer erblicken könnte.

Im Hofe begegnete Heimo einigen Dienern des Schlosses,

welche Spaten auf der Schulter trugen. Sie hatten am Abhang des äußeren Walles die beiden Bären begraben.

„Noch einmal gilt es, mit Dir um den höchsten Preis zu ringen, Alexander!“ sagte Heimo, indem er sich auf sein Lager warf.

9.

Der Mond stand noch am Himmel, als Rufinus die Reihen seiner Soldaten zum Ausfall ordnete. Nur wenige ließ er im Schlosse zurück, um für den schlimmsten Fall sein Haus zu schirmen; er meinte den Sieg schon in den Händen zu haben. Schweigend schritten die Männer über das thauige Gras dem Walde zu, indem sie in weitem Bogen den von den Feinden besetzten Wasserleitungsthurm auswichen.

Die Wächter der Alemannen machten Lärm, und eilig rafften sich die Männer im Lager vom Schlaf empor, um nach den Waffen zu greifen und den Ueberfall zurückzuschlagen. Anfangs war die Schar des Rufinus im Vortheil, da sie vorerst einen ziemlich gleich starken Feind anzugreifen hatte. Aber nach und nach fühlten sie deutlich, daß die ihnen gegenüberstehende Streitkraft zur Uebermacht anschwoll; die Hände der Sueven und Römer ermatteten. Schon begann ihre erste Schlachtreihe vor den mit immer stärkerer Wucht anstürmenden Feinden zu wanken, da stieg die Sonne empor, und fern im Thalgrund sahen die Römer, die den Alemannen gegenüber auch den Vortheil einer erhöhten Stellung hatten, den

silbernen Adler der hilfebringenden Schar Alexanders blitzen. Von neuem Muthe belebt stürzten sie sich auf den Feind, und lange schwankte das Zünglein siegreicher Entscheidung des Kampfes zwischen den Streitern hin und her.

Heimo, der allen seinen Genossen voran war, war, ehe er sichs versah, ins Handgemenge mit den Feinden verwickelt. Er focht ebenso tapfer als ruhig, sorgfältig darauf bedacht, sich nirgends eine Blöße zu geben. Da sah er plötzlich, wie die Gegner, die er vor sich hatte, zur rechten und linken Seite wichen. Erstaunt blickte er auf. Ein stattlicher Reiter sprengte auf falbem Roß heran; Ruotmar war es.

„Heimo, zum Zweikampf auf Leben und Tod!" rief der Alemannenkönig, indem er vom Rosse sprang und den Zügel seinem Waffenträger zuwarf.

Als Antwort sandte Heimo seinem Gegner einen Wurfspeer entgegen, den er einem verwundeten Alemannen aus der erstarrenden Faust gerissen. Ruotmar fieng den Speer mit dem Schild auf. Nun sauste auch Ruotmars Speer durch die Luft. Mit gewandtem Seitensprung wich Heimo ihm aus, daß er hinter seinem Rücken tief in den Rasen der Wiese fuhr.

Nun begann der Kampf mit den Schwertern. Auf Ruotmars Seite war die wuchtige Stärke; Heimo zeichnete sich durch flinke Behendigkeit aus. Es gelang ihm, einem Gegner eine leichte Wunde am linken Arm beizubringen, während er selbst noch unverletzt, aber freilich

durch den vorangegangenen Kampf im Handgemenge schon ziemlich erschöpft war. Er sah wie die fünf, sechs Alemannen, mit denen er handgemein gewesen war und die jetzt auf ihre Speere gelehnt zur Seite standen, jede seiner blitzschnellen Bewegungen verfolgten. Ruotmar hielt seine Kraft besser zu Rath, aber wenn er einen Streich gegen Heimo führte, so sprühten die Funken vom Stahl seines Schwertes. Heimos Kraft begann zu sinken; er merkte, wie ihm das warme Blut an den Schläfen herabrieselte; eine Wunde fühlte er nicht. Dunkel umflorte seine Blicke. Seine Linke hielt den Schild noch krampfhaft empor, aber wohin die Hiebe seiner Rechten fielen, wußte er nicht mehr.

„Laß Dir den Todesstoß geben! — Süß ists und ruhmvoll sterben fürs Vaterland — aber Heimo, wo ist Dein Vaterland? — Da, wo Tullia ist. — Rufinus, Tullia, Alexander.“

Diese Gedanken wirbelten mit Blitzesschnelle durch sein Haupt. Er senkte den Nacken vor seinem grausamen Todfeind —

„Täppischer Römer, wer hat Dich geheißen, Dich zwischen die Schwerter zweier Deutschen zu drängen?“ hörte er mit kreischender Stimme den Alemannenkönig rufen, und im nämlichen Augenblick lag ein römischer Krieger, vom Schwerte Ruotmars in die Brust getroffen, vor seinen Füßen.

Heimo erkannte den Mann, als er ihm ins brechende Auge sah; es war Alexander. Mit der letzten Kraft,

die ihm zu Gebot stand, deckte er den Schild über den Mann, der sich für ihn geopfert. Nun bemerkte er erst, daß auch Municho, in der rechten Hand das gezückte Schwert, in der linken den römischen Adler, neben ihm stand.

„Keiner von Euch rührt diesen Römer an!“ rief Municho den Alemannen zu, als er sah, daß sie Miene machten, sich auf Heimo und Alexander zu stürzen.

„Keiner rührt den Mann an, den Euer König im Waffengang gezeichnet!“ donnerte nun auch Ruotmars Stimme. „An meine Seite, Alemannen! Wir haben dort im Thalgrund Arbeit. Kein Römer soll sich mehr rühmen, die Schlachtreihe der Alemannen im Rücken durchbrochen zu haben! Treibt die dort hinten zusammen wie ein Rudel Rehe und laßt die da vornen sich in ihren Fuchsbau zurückschleichen. Sie entgehen uns nicht.“

Mit diesen Worten schwang er sich aufs Roß. Dann mit dem bloßen Schwert auf Alexander deutend, rief er:

„Heimo, wir haben auf Leben und Tod gekämpft. Bei dem Alemannenkönig ists Brauch, immer nur einen Mann im Zweikampf zu erlegen. Sieh, so groß ist die Freundschaft Deiner Römer für Dich, daß sie Dich nicht einmal einen ehrlichen Gang mit einem Volksgenossen ruhig ausfechten lassen.“

Er ritt von seinem Gefolge geleitet dem Thalgrund zu, wo die Schar Alexanders entmuthigt durch das Verschwinden ihrers Führers und des Adlers gegen den Bach zurückwich.

Heimo sah dies mit scharfem Blick.

„Municho, wir müssen den Bedrängten den Adler zeigen. Laß es uns ihnen verschweigen, daß der Zugführer gefallen.“

„Heimo, einen Schluck Wasser!“ stöhnte der Schwerverwundete.

„Du lebst Alexander!“ rief Heimo. „Du hast für mich den Todesstreich empfangen. Ich sterbe mit Dir.“

Du hast mich aus den Tatzen der Bärin befreit im Elchwald, ich habe heute den Bären von Dir abgehalten,“ erwiderte der Zugführer, während ein Lächeln über seine blassen Züge flog. „Gebt mir einen Trunk Wasser, ehe ich sterbe!“

Heimo eilte davon. Kein Quell war in der Nähe, als der beim Wasserleitungsthurm, den die Alemannen besetzt hielten. Er eilte dorthin. Mit lautem Geschrei begrüßten die Alemannen den tollkühnen Mann und spannten die Bogen. Während er den Schild über den Kopf hielt, um sich vor den schwirrenden Pfeilen zu schützen, kniete er nieder am Quell und schöpfte Wasser in seinen Helm. Schon glaubte er außer Schußweite zu sein, da fuhr ihm ein Pfeil ins Schulterblatt.

„Die erste Wunde, die Heimo auf dem Rücken davonträgt,“ sagte er, die Zähne zusammenbeißend. Er eilte weiter.

„Alexander, hier ist Wasser; Municho ziehe mir den Pfeil aus dem Fleisch!“ sagte er, als er bei dem Schwerverwundeten und seinem Hüter wieder angekommen war.

Alexander trank mit gierigen Zügen, dann legte er todesmatt sein Haupt auf den Rasen zurück.

„Das Geschoß sitzt tief!" sagte Municho, „auch der Widerhacken ist ins Fleisch gedrungen."

„Ich brauche meinen Arm," entgegnete Heimo.

„Zum Kämpfen nicht mehr. Aber wir müssen unsern Waffengenossen ins Schloß bringen," versetzte Municho auf Alexander deutend. „Zwei von unsern Kameraden, die uns zur Hilfe gekommen sind, flechten dort am Waldessaum eine Tragbahre zusammen. Die übrigen, sagten sie, sammelt der Hauptmann zum Rückzug. Die Schlacht ist für sie verloren. Sie müssen zufrieden sein, wenn sie das Schloß wieder gewinnen, ohne daß sich die Feinde hinter ihnen durchs Thor drängen. — Hier ist der Pfeil! Kannst Du mit Deinem wunden Arm uns tragen helfen?"

Heimo nickte. Municho eilte, den Adler hoch in der Hand hebend, wieder zu seinen Genossen auf die Wahlstatt.

Die Tragbahre wurde herbeigebracht. Sie war aus drei langen und fünf kurzen, armsdicken Hainbuchenstämmchen einfach aber sinnreich zusammengefügt und mit den weichen Zweigen des Haselnußstrauchs gepolstert. Heimo breitete seinen Mantel über die Zweige. Nun legten sie den Schwerverwundeten auf die Tragbahre und schritten dem Schlosse zu. Tullia begegnete ihnen am Thor und stieß einen Schrei aus, als sie den Zugführer erkannte. Bald faßte sie sich wieder und sorgte für alles was nöthig war, um ihn in einem Gemach des Schlosses sorgsam zu pflegen.

Auch Heimo ließ sich von dem alten Diener des Schlosses, Prudentius, seine beiden Wunden verbinden und legte sich auf dessen Anordnung kurze Zeit zur Ruhe nieder.

Indessen hatte sich der Himmel mit Wolken überzogen; klatschend fielen die ersten schweren Regentropfen. Der Sturm fuhr über die Wipfel des Waldes, und in der Ferne rollte der Donner.

Es war zwei Stunden vor Mittag, als Rufinus seine geschlagene Schar in guter Ordnung nach dem Schloß zurückführte. Aber die Verfolger waren ihm auf den Fersen, und da ihm die Besatzung des Thurms an der Wasserleitung den nächsten Weg verlegte, so hatte er hier noch einmal einen Kampf zu bestehen. Die Vereinigung seiner Streiter mit der zur Hilfe heranrückenden Schar Alexanders war nicht gelungen. Dem ausdrücklichen Befehl Ruotmars entgegen hatte sich dessen Unterbefehlshaber, der Herzog Leutfrid, so lange dem Hauptmann entgegengestemmt, bis Ruotmar mit seiner Uebermacht die Schar Alexanders im Thalgrund umzingelt und entwaffnet hatte. Viele starben dort den Heldentod, unter ihnen Municho, etliche ertranken in dem reißenden Bach, an dessen steilabfallendes Ufer Ruotmar sie zurückgedrängt hatte. Ein kleiner Rest ergab sich auf Gnade und Ungnade. Der Alemannenkönig ließ diese alle durchs Joch gehen. Zwei Speere wurden in die Erde gesteckt, ein dritter in Brusthöhe quer an die beiden aufrechtstehenden Speere gebunden. Unter diesem mußten die, die sich ergeben hatten, gebückt

durchgehen, nachdem sie die Waffen abgelegt hatten. Die Deutschen ließ der Alemannenkönig sogleich frei, die Römer befahl er zu fesseln.

So nahm er etwa dreißig Gefangene in die Mitte seines Heeres und führte sie vor die Wälle des Schlosses bis auf Schußweite heran. Hier vereinigte er sich, während der Gewitterregen herniederströmte, mit Leutfrids Abtheilung. Da er seinen ermatteten Alemannen einen Sturm auf das Schloß nicht mehr zumuthen wollte, so schickte er einen Herold ins Schloß und ließ dem Hauptmann sagen, daß wenn das Schloß nicht sogleich übergeben werde, alle Gefangenen bis auf den letzten Mann vor den Augen des Hauptmanns zusammengehauen werden.

Rufinus berieth sich kurze Zeit mit Heimo.

„Es ist genug Blut um meinetwillen geflossen," sagte er, „erkaufe das Leben der Gefangenen um jeden Preis, auch um den Preis meines Lebens."

Heimo gieng mit dem Herold zum Alemannenkönig. Ruotmar hatte drei Stäbe in der Hand. Der erste war ein der Länge nach geschlitzter Hollunderstab, aus dessen Hülse das Mark gestreift war.

„Dieser Stab bedeutet Euer Schloß," sagte er, „die Besatzung kann abziehen, nachdem sie die Waffen niedergelegt hat; auch kann alle fahrende Habe aus dem Schlosse entfernt werden. Die leere Hülse ist mir verfallen."

In der Rinde des zweiten Stabs waren drei Kerben eingeschnitten und in rohem Umriß das Bild der aufgehenden Sonne.

„Dieser zweite Stab bedeutet die Frist, die Euch im Schlosse zu verweilen noch vergönnt sein soll. Die drei Kerben bedeuten drei Tage. Heute ist Freyas Tag.*) Morgen, übermorgen und den ganzen dritten Tag gehört das Schloß Euch. Ungehindert sollt Ihr alles, was Ihr tragen könnt, aus dem Schlosse tragen, die Waffen ausgenommen. Aber in der Nacht, die auf den dritten Tag folgt, werden meine Mannen Stroh und Holz um das Schloß schichten. Und wenn an Odins Tag**) die Sonne emporsteigt, wird Odin dem gerechten Gott zu Ehren das Schloß in Flammen aufgehen."

Der dritte Stab war mehrfach geknickt.

„Dieser Stab bedeutet die Todten und die todtwunden Männer, die wir auf der Wahlstatt gelassen haben. Laß uns die einen mit Ehren begraben, die andern in sorgsame Pflege nehmen! In die Gehöfte jenseits des Glemsbachs legen wir unsere Verwundeten, in die Gehöfte diesseits des Glemsbachs Ihr die Eurigen. Darum sollen von dieser Stunde an die Waffen ruhen. — Hast Du den Sinn meiner Rede verstanden, Heimo, Heimbods Sohn, und willst Du mir auf die Erfüllung dessen, was ich bedungen habe, Deinen Schwur leisten? Außerdem schwört noch Dein Hauptmann in meine Hand einen heiligen Eid, daß er von heute an in zweimal sieben Tagen den Rheinstrom bei Argentoratum***) über-

*) Freitag.

**) Dienstag.

***) Jetzt Straßburg.

schritten hat. Wer ihn begleiten will, der mag ihn begleiten."

„Nimmst Du auch meinen Eid für den Eid des Hauptmanns an?"

„Ja! Sonst braucht ein Mann fünf oder sechs Eidhelfer, die seinen Schwur bekräftigen. Aber Dein Wort, Heimo, gilt mir auch für das Wort des Hauptmanns. Du bürgst mir dafür, daß er, wenn der Mond wieder zunimmt, nicht mehr zwischen Neckar und Rhein weilt."

Heimo leistete die verlangten Eidschwüre. Dann kehrte er, die drei Stäbe in der Hand, ins Schloß zurück. Er traf den Hauptmann am Lager Alexanders. Als er ihm die Bedingungen, die er eingegangen hatte, mit flüsternder Stimme mittheilte, schrie Rufinus auf in wildem Weh, so daß Alexander die Augen aufschlug und ihn fragend anschaute. Aber er sagte kein Wort. Die Alemannen zogen ab von den Wällen des Schlosses. Die Verwundeten wurden auf dem Blachfeld zusammengelesen. Es waren wenige, denn der Kampf war erbittert gewesen. Als der Abend dämmerte, begrub man die Todten.

Heimo gieng nach Wochen zum ersten Male wieder zu seinem Gehöfte hinab. Freudig umsprangen ihn seine Rüden. Der Knecht meldete ihm, daß ein Fohlen und zwei Kälber, die er noch nicht gesehen, im Stalle stehen.

„Die Alemannen," sagte er, „sind nicht unsanft mit uns umgegangen, aber ihre Rosse lieben die Gerste, und weil Du es so haben wolltest, so habe ich ihnen zugemessen, ohne das Maß abzustreichen."

Heimo gieng zuerst in den Stall, dann ins Wohngemach. Schweigend setzte er sich mit seiner Schwester zur Abendmahlzeit nieder.

10.

In den folgenden Tagen ließ der Hauptmann auf der Wiese neben Heimos Hof ein Lager schlagen und dort die Habe, die er mitzunehmen gedachte, durch seine Dienerschaft bergen. Viele Kostbarkeiten vertheilte er unter die Männer des Zehntlands, die ihm Heeresfolge geleistet, und besonders reichlich bedachte er die Anverwandten derer, die im Kampfe geblieben waren, so daß aufs neue der Ruhm seiner milden Freigebigkeit in den Häusern und Hütten des Zehntlandes erscholl. Die Bücherrollen half ihm Heimo in Säcke zusammenpacken; er bemerkte dabei, wie der Hauptmann ein kleines Büchlein bei Seite nahm und in die Tasche seines Mantels steckte.

Alexander lag den ersten Tag im Schlosse, vom heftigsten Wundfieber geschüttelt. Der alte Diener des Hauses, Prudentius, der in der Arzneiwissenschaft nicht unerfahren war, behandelte ihn aufs sorgfältigste, gab aber niemanden Antwort auf die Frage, ob man hoffen dürfe, daß der Zugführer am Leben erhalten bleibe. Am zweiten Tag erwachte er, durch einen wohlthätigen Schlummer neu gestärkt. Auch durch die Klaggesänge, welche im nahen Walde von den Alemannen zu Ehren ihrer Gefallenen angestimmt wurden, war er in seinem tiefen Schlafe nicht gestört worden.

Heimo erbat sich von Prudentius die Erlaubniß, den Zugführer in seinen Hof hinabbringen zu dürfen. Aber Alexander willigte nicht ein; vor seinem Hauptmann verlasse er das Schloß nicht. Rufinus saß fast den ganzen Tag über auf der im Wald gezimmerten Tragbahre am Bett des Kranken; er pflegte ihn mit sanfter Hand, wie eine Mutter ihr Kind pflegt.

Das Gemach des Kranken lag gegen den innern Hof hinaus. Alexander schlug die Augen auf und sah, indem er durch das schmale Fenster einen Blick warf, wie sich auf dem gegenüberliegenden Dache die Schwalben mit lautem Gezwitscher sammelten.

„Sie rüsten sich in diesem Jahr früher als sonst zur Reise ins südliche Land," sagte der Hauptmann wehmüthig. „Auch wir ziehen von dannen ins schöne, sonnige Land Italien."

Ein Lächeln flog über das Antlitz des Kranken, er gab aber keine Antwort.

„Alexander!" fuhr der Hauptmann fort, „wenn Du die Kraft hast, so sage mir jetzt, wie steht es um die achte Legion?"

„Es gibt keine achte Legion mehr!" erwiderte der Kranke mit einem tiefen Seufzer. „Keine einzige entscheidende Schlacht haben wir gegen die Alemannen verloren, denn sie haben keinen Feldherrn wie Hermann den Cherusker. Aber in einer Reihe von unglücklichen Gefechten haben sie uns zersprengt, aufgerieben und gegen den Rhein gedrängt. Wir hatten Tag und Nacht keine

Ruhe; hinter uns, vor uns, zur Rechten und zur Linken — Alemannen und wieder Alemannen, als ob sie aus dem Boden gewachsen wären. Auf unserem Rückzug nach der Pforte des Abnoba-Waldes*) hörte ich, daß Dein Schloß belagert sei. Da erbat ich mir vom Befehlshaber der Legion die Erlaubniß, mit meinem Fähnlein Dir zu Hilfe zu eilen. Man ließ mich — sie hatten mich, Deinen Zugführer, gleich als ich zur Legion stieß, zum Fähnrich**) ernannt — mit meiner zusammengeschmolzenen Schar gern abziehen. Das Uebrige weißt Du."

„Wie kommts, daß Euch der Kaiser nicht Hilfe brachte? Ich meinte doch, Probus habe sich in Pannonien Ruhe geschafft."

„Es gibt keinen Kaiser Probus mehr."

„Ist er todt?"

„Er ist bei Sirmium von seinen eigenen Soldaten ermordet worden, denn sie waren empört, daß er sie aus Kriegern zu Bauern mache."

Da verhüllte der Hauptmann sein Antlitz und ließ seinen Thränen freien Lauf.

„Mit Recht," rief er endlich aus, „ruht der Zorn der Götter auf einem Heer, in dessen Mitte ein Kaiser Probus ermordet werden kann. Was die drunten an der Donau gefrevelt haben, müssen wir am Rhein und Neckar büßen."

---

*) Jetzt Pforzheim.

**) Aquilifer, eigentlich Adlerträger.

„Die Schreckenskunde von der Unthat hat auch in der achten Legion die Bande der Mannszucht aufgelöst," setzte Alexander bei.

„Und wer ist des Probus Nachfolger?" fragte der Hauptmann.

„Rom weiß nicht, wer sein Kaiser ist. Die Einen reden von Aurelius Carus, andere von Carinus; wieder andere nennen den Numerianus, die meisten aber glauben, daß schließlich der tapfere Diocletianus die Herrschaft an sich reißen wird."

„Ah, Diocletianus, der dalmatische Bauernsohn," antwortete Rufinus, indem seine Augen glänzten. „Wohl uns, wenn er Kaiser wird, mit ihm wäre das Reich wohl berathen."

„Ich bete, daß Diocletianus nicht zur Herrschaft gelange."

„Wie so, Alexander? Nennst Du ihn doch selbst einen tapferen Mann!"

„Er gilt für einen Feind der Christen."

„Auch Du, mein Sohn!" rief der Hauptmann schmerzlich bewegt, „auch Du, Alexander, fragst nicht, ob Dein Kaiser — ein Römer, sondern ob er — ein Christ ist?"

„Laß gut sein!" erwiderte der Kranke, „Gottes Wille geschehe! Vielleicht ist es des Allwissenden Rathschluß, die Bekenner des Namens Christi aufs neue durch die Bluttaufe zu weihen und sie durch Züchtigung zu läutern."

Er legte sich erschöpft auf die Seite, Rufinus schwieg. Die folgende Nacht war das Fieber des Kranken wieder heftiger.

In dieser Nacht sangen die Alemannen anstatt ihrer schwermüthigen Todtenklagen wiederum das wilde Lied vom König Chrok, der viele Städte im Gallierland verbrannte.

Am dritten Tag war das Schloß ausgeräumt und wie ausgestorben. Die Diener des Hauses hatten auf der Wiese neben Heimos Hof das Zeltlager fertiggestellt und warteten mit Ungeduld auf ihren Herrn und seine Tochter. Aber der Hauptmann war nicht zu bewegen, sein Schloß zu verlassen.

Als der Abend dämmerte, wimmelten die Höfe des Schlosses von den alemannischen Kriegern. Wie die Ameisen, denen ihr Bau zerstört ist, liefen sie, Strohbündel und Reisigbüschel schleppend, durcheinander. Sie rissen die Vertheidigungsthürme auf den Wällen nieder und warfen die Eichenbalken auf das geschichtete Stroh und das Reisig.

Der fahle Schein des Mondes beleuchtete ihr unheimliches Treiben. Der Hauptmann aber irrte wie der Schatten eines Todten, der im Grabe keine Ruhe finden kann, unstet in seinem Schlosse von einem Gemach zum andern. Sogar die Alemannen wichen ihm, wenn sie ihm mit einer Last Brennzeug begegneten, scheu wie einem Gespenst aus. Verzweiflungsvoll hieng sich Tullia an seinen Hals und beschwor ihn bei den Göttern des häus-

lichen Herdes, das dem Verderben geweihte Gebäude zu verlassen. Er stieß seine Tochter von sich.

„Die Barbaren mögen mich unter den brennenden Trümmern des Schlosses, das ich gebaut habe, begraben!“ rief er in ohnmächtigem Ingrimm.

Heimo war am Nachmittag von seinem Hofe heraufgeritten und hatte ein Roß für den Hauptmann und etliche Diener mitgebracht, die in einer Sänfte den Zugführer hinabtragen sollten. Unabläſſig trieb er zum Aufbruch an, aber er fand weder bei Alexander noch bei Tullia, die den verzweifelnden Hauptmann nicht verlassen wollten, Gehör.

„Er ist von Sinnen,“ flüsterte der alte Prudentius ihm zu. „Er will in seinem Schloß bleiben und sterben wie einer seiner Ahnen, als die Gallier vor sechshundert Jahren Rom verbrannten.“

So gieng die Nacht hin. Es war ruhiger geworden in den Höfen des Schlosses, der Mond war untergegangen, im Osten erglänzte die Morgenröthe. Die Alemannen stimmten ein Loblied auf Odin, den gerechten Gott, an. Heimo wußte, was das zu bedeuten habe. Er stellte sich mit gezücktem Schwert vor die Diener des Hauptmanns, die im inneren Hof rathlos durcheinanderliefen.

„Für die nächste Stunde bin ich Herr in diesem Hause,“ rief er, „wer einem andern Befehl gehorcht als dem meinigen, den stoße ich nieder.“

„Wohl, Heimo, sei Du Diktator!“ versetzte der alte Prudentius.

Heimo eilte mit den Dienern in das Gemach Alexanders. Da saß der Hauptmann auf der Bank am Fenster, stumm und leblos wie eine Bildsäule ins Weite starrend. Tullia hatte sich vor ihm niedergeworfen und seine Kniee umklammert, aber der Alte rührte sich nicht.

„Zuerst hebet ihr den Zugführer in die Sänfte!“ befahl Heimo den Dienern.

Sie schickten sich an, seinem Befehl zu gehorchen.

„Bei allen Göttern!“ fuhr Tullia auf, „wir haben die alte Frau, die im Thurmgemach krank liegt, vergessen; heute Morgen hab ich ihr zum letztenmal Speise und Trank gebracht.“

„So holet zuerst die Frau,“ rief Heimo, „und schafft sie in mein Haus! Aber wo nehmen wir eine zweite Sänfte her?“

„Mir genügt die Tragbahre, auf der Ihr mich von der Wahlstatt getragen habt,“ versetzte Alexander, aus seinem Fieberschlaf sich aufraffend.

Die Diener giengen mit der Sänfte ins Thurmgemach. Bald kehrten sie zurück. Auf Ruotmars Befehl, der im Hofe sein Roß tummelte, war ihnen ihre Last von den Alemannen abgenommen worden; Ruotmar hatte versprochen, der Alten für eine Unterkunft zu sorgen.

Rasch wurde nun Alexander auf die Tragbahre gebettet. Der Fieberkranke erhob sich und sah seinen Hauptmann an:

„Rufinus, habe ich es um Dich verdient, daß Du mich allein sterben lässest?“

Da richtete sich der Hauptmann auf und schweigend schritt er hinter der Bahre her, willenlos wie ein Kind, auf seines Dieners Prudentius Arm gestützt. Zuletzt folgten Tullia und Heimo.

Er sah einem Leichenzug gleich, der Zug, der sich über die hölzerne Brücke zwischen dem ersten und zweiten Wall des Schlosses bewegte. Die Alemannen mit brennenden Fackeln in der Hand traten ehrerbietig zur Seite. Da warf Tullia einen Blick auf das Haus zurück, in welchem sie sieben Jahre verlebt hatte. Heimo fühlte sich an der Schulter gefaßt.

„Die Siebenschläfer!“ rief Tullia, „sie werden elend in den Flammen umkommen. Der kleine Park ist noch verschlossen, und nirgendshin können sie in den Wald ausbrechen!“

Heimo lächelte.

„Wir wollen ihnen Freiheit schaffen.“

Er gieng mit Tullia zurück, und unter den Streichen seiner Axt sanken die Gitter des Parkes zu Boden.

„Sie werden sich die Flammen nicht zu nahe kommen lassen.“

Schon waren die andern am Schloßthor angelangt, wo Heimos Pferde bereit standen. Der Hauptmann sah in die Ferne, er gewann es nicht über sich, den Blick nach seinem Hause zurückzuwenden.

Nun setzten auch Tullia und Heimo den Fuß auf die hölzerne Brücke. Da flammte plötzlich ein Feuermeer im Graben unter ihren Füßen — wahrscheinlich

hatte der Wind einen Funken von den brennenden Fackeln in das Stroh geweht, das die Alemannen unter der Brücke im Bärenzwinger aufgeschichtet hatten. Mannshoch schlug die Lohe zu beiden Seiten der Brücke an den Geländern empor, und die eichenen Dielen ihres Bodens krachten.

Entsetzt wich Tullia einen Schritt zurück.

„Wir haben keinen andern Ausweg mehr," rief Heimo, „dort steigt die Sonne empor, und dort" — er wandte sich um — „brennt auch schon das Schloß. — Ich schwinge Dich durch die Flamme. Wir feiern heute das Sonnwendfest!"

Mit starkem Arm erfaßte er die Jungfrau, ihr Haupt sank an seine Schulter, ihr Athem streifte seine Wange. — Heimo fühlte die Gluth der Flamme unter seinen Fußsohlen. Sie waren drüben. Donnernd stürzte hinter ihnen die glostende Brücke in den Zwinger. Heimo schwang die Jungfrau auf sein Roß, ergriff den Zaum und folgte den andern.

Auf dem Felde begegnete ihnen der gallische Priester. Er stellte sich ihnen in den Weg und sagte:

„Heimo, Heimbods Sohn, ich komme von Deinem Bruder Heimart. Er liegt am Sterben, die tückische Seuche hat ihn niedergeworfen. Aber er verachtet die Götter nicht; reichliche Opfer habe ich für seine Genesung dem Apollo Grannus dargebracht."

11.

Die Luft war gewitterschwül, die über Heimos Hof lag, und gewitterschwül war auch das Schweigen, das im Innern seines Hauses herrschte.

Auf Heimos dringende Bitten war Alexander nicht in einem der Lagerzelte auf der Wiese, sondern im Obergemache des Hauses untergebracht worden. Prudentius stimmte ihm bei: durch die Feuchtigkeit des Wiesenbodens könnte das Wundfieber gesteigert werden. Hadwig hatte aufs freundlichste ihre Kammer mit der Tochter des Hauptmanns, mit der stolzen römischen Jungfrau getheilt, die ihr bis dahin fremd und fern geblieben war. Der Hauptmann selbst zog das Zelt mit seinem harten Feldbett dem bequemeren Unterkommen im Hause Heimos vor. Er sagte, er müsse im Ernste wieder Soldat werden und wolle gleich anfangen, sich an das Lagerleben zu gewöhnen. Man hatte auf des Prudentius Anordnung das Zelt des Hauptmanns so aufgeschlagen, daß ihm der Anblick des brennenden Schlosses durch die Bäume des Waldes verdeckt war.

Es war verabredet, daß man, sobald der Zustand Alexanders diesem die Reise gestatten würde, nach Argentoratum aufbrechen werde, wenn irgend möglich am zweiten oder dritten der folgenden Tage. Prudentius schüttelte den Kopf zu dieser Verabredung, machte aber keine Einwendungen.

Heimo hatte, sobald er überzeugt war, daß für seine

Gäste wohl gesorgt sei, sein Roß wieder aufgezäumt und war mit Hadwig zu Heimarts Siedlung hinaufgeritten. Die Kunde von der schweren Krankheit seines Bruders, mit dem er in Unfrieden lebte, hatte sein Gemüth tief erschüttert. Es war Zeit, daß die Geschwister kamen, sich mit dem Bruder auszusöhnen; sie trafen einen Sterbenden an. —

Rufinus saß indessen wiederum am Krankenbette seines Zugführers, er duldete keinen Dritten im Gemach. Alexander lag ruhig da mit geschlossenen Augen, sein Athem gieng schwer, aber regelmäßig. Der Hauptmann überzeugte sich, daß er fest schlafe, dann zog er ein Büchlein aus der Tasche seines Mantels und fieng zu lesen an. Es war Platos Phädon, das berühmte Gespräch von der Unsterblichkeit der Seele. Er dachte an den stolzen Römer Marcus Portius Cato, der in Utica dieses Buch gelesen hatte, ehe er sich den Tod gegeben, um nicht die Freiheit des römischen Staats überleben zu müssen. Er las das Buch zu Ende, dann rollte er es zusammen, zog einen scharf geschliffenen Dolch hervor und prüfte seine Schneide.

Noch einen Blick warf er auf Alexander, dann wandte er das Antlitz gegen die Wand — —

Die fieberheißen Finger des Kranken umschlossen krampfhaft sein Handgelenke. Er ließ den Dolch fallen.

„Mein Hauptmann," sagte Alexander mit matter Stimme, „wie heißt das Wort, das die Römer einem Dahingeschiedenen in das Grab nachrufen? Ich bitte Dich, sage mirs!"

„Dieses Wort? Es heißt: Lebe wohl, lebe wohl, leb ewig wohl! Wir werden Dir folgen, wie die Reihe an uns kommt," murmelten des Hauptmanns bleiche Lippen.

„Und Du, mein Hauptmann, willst mir voraneilen, ehe die Reihe an Dich kommt?" flüsterte Alexander. „Ziemt sich das für einen römischen Soldaten, der seinen Posten in Reih und Glied nimmer verläßt?"

„Ich habe bei den Lebenden nichts mehr zu suchen. Es geht mir wie dem Helden von Utica: ‚Nahmen die Götter der Sieger Partei — Cato hälts mit den Besiegten.'"

„Du hast bei den Lebenden nichts mehr zu suchen? Und weißt Du, was Du bei den Todten finden wirst?"

„Ich weiß nur, was jener griechische Weise sagt: ‚Vieles wartet unser nach dem Tode, worauf wir nicht gefaßt sind, und vieles wartet unser nach dem Tode nicht, worauf wir uns Hoffnung machen.'"

„Ich weiß etwas besseres, Rufinus."

„Ja, Dir gilt es als Frevel, sich selbst den Tod zu geben, weil Du ein Christ bist."

„Hast Du auch schon bedacht, wen Du hier zurücklässest — daß Du für Tullia zu sorgen hast?"

„Ich habe schon vor Wochen alle meine Anordnungen getroffen und sie dem Prudentius mitgetheilt für den Fall, daß mir etwas Menschliches zustoßen sollte?"

„Dem Prudentius? Kennst Du keinen andern, dem Du getrost Dein Theuerstes, Deine Tochter übergeben

könntest, wenn — nun wenn Dir etwas Menschliches begegnen würde?"

Zum ersten Mal wieder seit dem Morgen des Schlachttages spielte ein Lächeln um des Hauptmanns Lippen.

„Die Stunde ist fast zu ernst für derlei Gedanken, aber es ist mir ein gutes Zeichen für Deinen Lebensmuth, Alexander, daß Du, die tödtliche Wunde in der Brust, um meine Tochter wirbst."

„Ich werbe nicht für mich," entgegnete Alexander wehmüthig, „ich werbe für — Heimo."

„Für Heimo? Alexander, Du redest im Fieber!"

„Durchaus nicht, mein Hauptmann. Ich bin beim klaren Verstand. Heimo liebt Deine Tochter; er hat sie über die Brücke durchs Feuer getragen, Du weißt besser als ich, was das bei einem Deutschen zu bedeuten hat."

„Ich hab es ihm nicht befohlen."

„Sprich nicht so von dem Manne, der Dir alles zu opfern bereit war, sein Gut, sein Leben, sein Vaterland. Erzeige Dich dankbar gegen ihn! — Hast Du mir nicht selbst einmal gesagt, Du sehest es nicht ungern, wenn ein römischer Ansiedler die Tochter eines Deutschen in seinen Hof führe? Versage dem blonden Germanen Dein Kind nicht und bringe den Rest Deines Lebens im Frieden bei ihnen zu!"

Der Hauptmann lachte bitter.

„Von Ruotmars Gnade soll ich leben? Nicht ein

ausgedienter, sondern ein weggeworfener Soldat soll ich sein? An die Scholle dieses Gaues soll ich gebunden sein, jetzt da die Alemannen im Lande herrschen? Ruotmar hat bedungen, daß wir in etlichen Tagen über dem Rhein sein müssen."

„Er wird sich erweichen lassen."

„Nun, so laß ich mich nicht erweichen. In diesem Stück will ich dem kecken Alemannenkönig überlegen sein."

„Deine Tochter liebt unsern Freund."

„Woher weißt Du das? Und wenn — wenn sie ihn liebt, vor allem ist es ihre Pflicht, ihren Vater zu lieben und ihm — soll ich sagen in die Verbannung, oder soll ich sagen ins Vaterland? — zu folgen."

„Gewaltiger als die Liebe zu Vater und Mutter zwingt die Liebe zum Mann, die Liebe zum Weib."

„Ich glaube, etwas Aehnliches steht in den heiligen Büchern der Juden: ein Mann soll Vater und Mutter verlassen und seinem Weib anhangen. Ich bin ein Römer, Alexander! Die Gebote der Juden gehen mich nichts an."

„Es ist kein Gebot der Juden, es ist ein uraltes göttliches Wort, älter als die Erzväter des israelitischen Volks. Auch haben es die Juden nur halb verstanden. Erst in künftigen Zeiten wird es völlig erfüllt werden. Denn dieses Wort gibt der Menschenseele das, was sie bei uns, auch als Rom weder Kaiser noch Könige hatte, entbehrte, und wornach die Menschenseele Jahrhunderte lang gelechzt hat — es gibt ihr ihre Freiheit."

„Es kann kein göttliches Wort sein, denn es ist ein falsches Wort. Wenn dieses Wort gelten würde, so fiele die Grundlage, auf der das römische Reich aufgebaut ist, die väterliche Gewalt. — Doch, laß uns nicht länger philosophiren! Unter einer einzigen Bedingung könnte ich unserm Freund meine Tochter zur Frau geben — wenn er ein Römer würde. Aber er hat sich gerade in letzter Zeit gerühmt, ein Sueve zu sein. Sieh, Alexander, darum zerbröckelt das römische Reich, weil wir verlernt haben, Römer zu sein, weil wir die Barbaren an unsere Stelle haben treten lassen. Und wisse, Alexander, wenn Du für Dich selbst um meine Tochter geworben hättest, ich hätte Dir die gleiche Bedingung gestellt, wie unserem Freund, ich hätte Dir gesagt: Du darfst kein Christ mehr sein, Du mußt wieder ein Römer werden.“

„Du bist ein harter Mann geworden, Rufinus!“

„Wohl mir, wenn ich es bin. Harte Männer, stahlharte, wird das Reich in den kommenden Jahrzehnten brauchen.“

Die Unterredung stockte. Der Hauptmann hob den Dolch vom Boden auf und steckte ihn in die Scheide. Er reichte seinem Zugführer die Hand.

„In einem Stück hast Du mich eines besseren belehrt, Alexander. Ich habe noch etwas unter den Lebenden zu thun. Nicht Ein Römer, der es wirklich noch ist, darf seinen Posten verlassen, ehe nach dem Willen des Schicksals die Reihe an ihn kommt.“

Heimo trat in das Gemach. Er war tief niedergeschlagen.

„Was bringst Du für Nachrichten von Deinem Bruder?" fragte der Hauptmann.

„Er ist todt. Aber den Göttern sei Dank, das glimmende Feuer des Bruderzwistes ist zertreten. In drei Tagen rüsten wir seine Leichenfeier, dann will ich Euch an den Rhein geleiten. Doch ich wollte Euch nur in Eile begrüßen und sehen, wie Du Dich befindest, Alexander. — Der Alemannenkönig ist in meinen Hof geritten und begehrt eine Unterredung mit mir."

Er verließ das Gemach wieder.

„Laß Dir keine andern Bedingungen vorschreiben als die, die festgestellt sind!" rief der Hauptmann ihm nach. —

Heimo führte den Alemannenkönig unter die weitschattende Linde des Hofes, nachdem er sein Pferd einem Knecht übergeben hatte. Sie setzten sich an den runden Tisch unter die Linde; Hadwig trug dem Gaste Brot und Salz herbei und den schäumenden Methkrug. Ihre Augen waren von Thränen geröthet. Schweigend erfüllte sie die Pflichten der sorgenden Hausfrau und gieng wieder dem Hause zu.

„Was ist Dein Begehr, König Ruotmar?" fragte Heimo.

„Ein freier Mann redet ohne Umschweife," entgegnete der Gefragte, „ich begehre Deine Schwester Hadwig zum Weib. Denn der Krieg soll ruhen in diesem

Land, wie der Streit zwischen uns ruht, Heimo, Heimbods Sohn. In Deiner Gewalt ist Hadwig, Heimbods Tochter. Dir steht es zu, sie mir als Weib zu gewähren oder zu weigern."

Heimo war erstaunt. Doch kaum ein Zucken in seinem Antlitz verrieth den Kampf, den er in diesen Augenblicken durchkämpfte.

„Ich könnte Dir sagen," begann er, „König Ruotmar: nicht freit man in einem Haus, auf dem bitteres Leid liegt. Vor wenigen Stunden stand ich am Sterbebett Heimarts, meines Bruders, und drinnen im Gemach liegt mein Freund Alexander, dem Du in der wilden Schlacht die Wunde geschlagen. — Doch ich will Dir das Weib nicht weigern, das Deines Herzens Wunsch ist. Nur dränge sie nicht zur Antwort, solang ihr Antlitz verweint und solange die Scholle noch feucht ist auf dem Grabhügel Heimarts. Wenn sich der Mond wieder völlig gefüllt hat, so komm abermals in Heimos Hof. Bis dahin ist mein Bruder zu Grabe gebracht, bis dahin kann auch ich vom Rhein zurückgekehrt sein, wohin ich die Römer geleite. Und bin ich nicht zurückgekehrt, so mag Hadwig Dir Antwort geben nach ihres eigenen Herzens Gutdünken."

Ruotmar hatte gemeint, Widerstand gegen seine Werbung bei Heimo zu finden, er war erstaunt über dessen sanfte Rede. Aber als ein Mann, der zu befehlen gewöhnt war, ließ er sich das nicht anmerken.

Die Männer aßen als Zeichen ihrer Freundschaft

Brot und Salz und leerten den Methkrug; dann ritt Ruotmar aus dem Hofe.

Heimo gieng in das Haus und fragte seine Schwester:

„Wo hast Du das blaue Tuch geborgen, das der Alemannenkönig vor Monden, als er noch Kaufmann war, Dir zum Geschenk gab?"

„Ich habe es in die Lade gelegt," erwiderte Hadwig zögernd, „um Dich nicht zu kränken."

„So leg es um Deine Schultern, wenn es Dir recht ist, daß Du des Alemannenkönigs Verlobte bist; ich habe Deine Hand ihm zugesagt."

Hadwig erröthete. Noch wußte Heimo nicht, ob es die Röthe des Unmuths sei oder freudigen Schrecks. Da kniete sie nieder, schloß die Lade auf und legte das Tuch um ihre Schulter.

„Es steht Dir gut," sagte Heimo. „Und wenn Dir der Hof, den wir bis jetzt miteinander innegehabt, wohl ansteht, Hadwig, so will ich ihn Dir als Brautgeschenk geben —"

„Nein, Heimo, Ruotmar mag sich ein Stück Landes schenken lassen und selbst das Haus bauen, in das er mich heimführt."

„Ich werde Deine Hochzeit nicht mitfeiern, Hadwig. Ich werde die Römer an den Rhein geleiten, ich werde mit ihnen über den Rhein gehen und über die Schneeberge. Ich zürne Dir nicht, Hadwig, daß Du Deine Hand dem Manne reichst, vor dem ich im Zweikampf den Nacken gesenkt habe, dessen Schwertstahl die Brust

meines treuesten Freundes durchstoßen hat. Aber zürne Du auch mir nicht, wenn ich der römischen Jungfrau in ihr Vaterland folge; mein Herz kann nicht von ihr lassen."

Da verhüllte Hadwig ihr Haupt.

„So soll ich zwei Brüder auf einen Tag verlieren," rief sie schmerzlich.

„Tröste Dich," entgegnete Heimo, „Du gewinnst dafür einen Mann. Sieh, Schwester," fuhr er in weicherem Tone fort, „mich hat der Sturmwind des Krieges wie einen Eichbaum mit allen Wurzeln aus dem Boden gerissen. Einpflanzen in die Erde wird keines Menschen Hand mehr solchen entwurzelten Baum. Meine Kraft wird verdorren; besser sie verdorrt schnell in der heißen Sonne des Südens als hier in den Gauen des deutschen Landes. Ich trete in das Heer des römischen Kaisers und viele meiner Brüder treff' ich dort, die auch ihr Vaterland verloren haben."

„Weil sie es verlieren wollten, weil sie das heiligste Heiligthum verscherzt haben um goldenen Tandes oder um der blinkenden Waffen willen. Heimo, Dein Wunsch, in die Fremde zu ziehen, ist mir Wermuth in den Becher lauterer Freude."

„So sage mir, was ich bin, ein Zehntlandmann? ein Sueve? ein Alemanne? ein Römer?"

„Du bist mein Bruder."

Heimo schwieg. Er bat sich aus, diese Nacht am Bette Alexanders wachen zu dürfen. Was die Beiden in dieser Nacht miteinander verhandelten, hat niemand

erfahren. Gegen Mitternacht hörte Hadwig, als sie das Herdfeuer löschte, sie noch reden. Der Zugführer sprach in sanftem Tone. Dann wurde alles still. Der Kranke und sein Pfleger hatten Ruhe in erquickendem Schlaf gefunden. Gegen Morgen erwachte Heimo am Röcheln seines Freundes.

„Rufe die Hausgenossen zusammen," sagte Alexander mit matter Stimme. „Mit meinem Leben geht es zur Neige. Ich glaubte, so ruhig geschlafen zu haben, aber es scheint in der That schlimmer geworden zu sein. Rufe den Hauptmann, ich will ihm die Hand zum Abschied drücken!"

Heimo eilte von dannen. Bald standen sie alle um das Bett des Kranken: Rufinus, Prudentius, Heimo, Tullia und Hadwig.

Mit der letzten Kraft zog der Zugführer einen Stab aus dem Holz der Tragbahre und zerschnitt ihn mit seinem Schwert in einen kürzern und längern Theil. Er band die beiden Hölzer in Gestalt eines Kreuzes mit der abgetrennten Saumschnur seines Mantels zusammen; er legte das Kreuz vor sich auf die Decke seines Lagers und sah es lange schweigend an.

Dann sprach er zu den Umstehenden gewendet:

„Begrabt mich im Walde! Stecket mir dieses Kreuz aufs Grab, sonst ist nichts nöthig."

Als Tullia das Kreuz aus seinen Händen nahm, hauchte er den letzten Athemzug aus.

„Lebe wohl, Quintus Petronius Alexander!" riefen

die beiden Römer mit lauter Stimme nach der Sitte ihres Volkes. —

Und sie begruben den Todten im Wald am Abend des dritten Tages, nachdem Heimo und Hadwig vom Leichenbegängniß Heimarts zurückgekehrt waren. Sie stellten keine laute Todtenklage an, sie gaben ihm keine Münze in den Mund als Fährgeld über den Fluß in der Unterwelt, denn sie fürchteten, damit den Geist des abgeschiedenen Freundes zu kränken. Aber das Kreuz pflanzten sie auf sein Grab, und den alten Gruß riefen sie ihm nach:

„Lebe wohl, treue Seele! Wir werden Dir folgen, wie die Reihe an uns kommt."

Noch in der Nacht fuhren die Wagen ab, die des Hauptmanns Habe über den Rhein schaffen sollten. In der Frühe folgten Rufinus und seine Tochter, nur von Prudentius und Heimo geleitet.

„Mein Hof ist für eine Königsbraut zu schlecht," sagte Heimo beim Abschied zu seiner Schwester. „Ich komme wieder."

Freudig erstaunt sah Hadwig ihn an. Doch wagte sie nicht zu fragen, was ihm den Sinn gewandelt.

Als sie am Schlosse vorbeifuhren, trug der Wind den Brandgeruch der Trümmer zu ihnen herüber. Drei Tage und drei Nächte hatte das stattliche Gebäude gebrannt, bis es in Asche zusammengesunken war. Sie zogen auf der schnurgeraden Römerstraße durch den

Abnobawald. In der Bäderstadt Aurelia*) übernachteten sie. Es war eine traurige Fahrt. Denn die Meilensteine und die Götterbilder an den Straßen lagen in Trümmern; viele Siedlungen in den Gefilden waren niedergebrannt; auch die Prachtgebäude der Bäderstadt trugen die Spuren zerstörender Kriegswuth. Das Land sah aus wie das blühende Gefilde nach einem Hagelschlag im Mai-Monat.

Am zweiten Tag sahen sie gegen Abend die Thürme und Zinnen von Argentoratum über die Ebene des Rheins herüberschimmern. Diesseits des Rheins standen an der Brücke die Alemannen, jenseits die römischen Wachtposten. Heimo verhandelte mit den alemannischen Kriegern; ungefährdet konnten der Hauptmann und seine Tochter über die Brücke fahren.

Da ritt Heimo an den Wagen des Hauptmanns.

„Unsere Wege trennen sich hier," sprach er. „Lebe wohl! Du bist ein Römer, ich bleibe ein Sueve."

Der Hauptmann verstand ihn.

„Aber Freunde bleiben wir, Heimo!" entgegnete er.

Dann reichte Heimo der Jungfrau die Hand und sagte lateinisch, indem er ihr fest ins Auge schaute:

„Lebe wohl, Tochter meines Freundes!"

Sie hielt seine Hand fest, da setzte er deutsch hinzu:

„Fahr wohl, Tullia!"

Als er dieses sprach, wandte er die Augen ab; viel-

---

*) Jetzt Baden-Baden.

leicht hatte ihn der Widerschein der Abendsonne im Spiegel des Rheins geblendet.

Es waren die letzten Worte, die Tullia aus dem Mund eines freien Germanen vernahm. —

Heimo ritt ohne Aufenthalt durch den Abnobawald zurück in seine Heimat. Nach Ablauf eines Jahrs feierte Hadwig ihre Hochzeit mit dem Alemannenkönig, der sich nicht fern von Heimos Siedlung ein stattliches Stück Land als Beuteantheil hatte zuscheiden lassen, sein Haus darauf zu bauen. Heimo selbst nahm niemals ein Weib. Doch war er nicht verachtet unter den Gaugenossen, wie sonst die Hagestolzen, seine Stimme galt etwas im Rathe der Männer. Er hatte gleich nach seiner Rückkehr vom Rhein die beiden Söhne Heimarts zu sich ins Haus genommen und erzog sie nach der Sitte seines Volkes in allen Tugenden, die einem freien Mann wohl anstehen.

Als die Wogen des Krieges sich völlig verlaufen hatten und das Land neu vertheilt wurde, verschenkten die Gaugenossen den Platz, auf dem das Haus des Rufinus gestanden, an Heimo. Schon war des Rufinus Name beim Volke fast vergessen; dagegen erhielt der nahegelegene Wiesengrund nach Appius, einem Vorgänger des Rufinus, den Namen „Appenwiesen." Schon drängte sich zwischen den Trümmern des Schlosses das junge Grün sprossenden Gesträuches hervor.

Heimo nahm das ihm geschenkte Landstück an. Man forderte ihn auf, es zu bebauen, da die zwei Söhne Heimarts seinen Namen und sein Gut erben sollten. Aber

Heimo konnte sich nicht entschließen, den Pflug über die Stätte zu führen. Er sprach:

„Wir lassen den Wald darüber wachsen.“

* * *

Und der Wald ist darüber gewachsen. Im Lauf von sechzehn Jahrhunderten ist er gewachsen und gerodet worden und hat sich wieder verjüngt. An der Stelle, wo sie Alexanders Grab aufgeworfen hatten, erhob sich später die Kirche des Pfarrdorfes Hemmingen; hell glänzt auf ihrem Thurm das Zeichen des Kreuzes. Eine Tafel in dieser Kirche meldet, daß hier der letzte der Grafen von Hemmingen vor Jahrhunderten begraben worden sei. Daß dieses Grafengeschlecht mit den Nachkommen der Pflegesöhne Heimos, den „Heimingen“ zusammenhieng, kann weder behauptet noch bestritten werden. Zwischen Hemmingen und Heimerdingen — der früheren Siedlung Heimarts — aber liegt ein Wald, der heutzutag noch „Appenwiesen“ heißt. Dort liegen die Trümmer vom Schloß des Rufinus, mit Moos überzogen, von weit ragenden Aesten überschattet. Dort schlingt sich auch die Gundelrebe, die man sonst kaum in der Gegend findet, aus dem Dunkel des Waldes dem Licht entgegen.

Es war im Monat August des Jahres 1877, als der Erzähler, von einem befreundeten Mann aus Hemmingen begleitet, durchs Dickicht des Waldes „Appenwiesen“ drang und den Lauf der doppelten Wälle des Schlosses verfolgte.

„Wenn man mit Fleiß und mit Umsicht nachgraben

würde, könnte man doch manches hier finden," sagte mein Bekannter. „Vor Jahren sind wir einmal herausgezogen und haben geschürft. Wir brachten ein kleines Götterbild zu Tage, das jetzt in der Sammlung vaterländischer Alterthümer zu Stuttgart aufbewahrt ist, und eine Heizröhre, aus der wir ein seltenes Thier, einen Siebenschläfer hervorzogen."

„Wie wärs, wenn wir, anstatt nachzugraben, das Schloß aus seinen Trümmern neu erstehen ließen?" entgegnete ich.

Mein Begleiter lachte.

„Damit wirds gute Weile haben."

„Mit gutem Willen ist manches zu machen. Ich will einmal sehen, was sich bauen läßt. Das Umwühlen des Bodens überlasse ich den Alterthumsforschern, wenn sie Lust dazu haben."

Der Abend dunkelte und ein Gewitter stand am Himmel. Wir giengen aus dem Wald den Spuren einer Wasserleitung entlang über Wiese und Feld. Mein Begleiter hob das Bruchstück eines Ziegels auf.

„Der ist in einem römischen Ofen gebrannt worden, man sieht es am Bruch," sagte er.

Ich steckte den Ziegel ein, er dient mir jetzt als Briefbeschwerer.

Wo die Wege auf der Hochfläche sich kreuzen, trennten wir uns. Ich gieng in dunkler Nacht dem Städtchen zu, das den Namen Leonberg hat. Es liegt auf dem Gebirgsvorsprung, der zur Zeit des Rufinus der „Löwen-

berg“ hieß. Kein Menschenkind begegnete mir, aber die Gestalten des Hauptmanns, der das Schloß erbaut hatte, seiner Tochter, seines Zugführers und seines Freundes aus dem Zehntland schwebten in schattenhaftem Umriß mir vor Augen. Als die Gundelrebe im nächsten Frühjahr zu sprossen begann, warf ich die vorliegende Erzählung aufs Papier. Ob es noch dazu kommt, daß die Alterthumsforscher in den Trümmern des Schlosses nachgraben, weiß ich nicht. Lassen wir den Wald darüber wachsen!

Regiswindis.

Eine Heiligengeschichte aus der Karolingerzeit.

1.

Bischof und Kanzler.

„Ein herrlicher Fluß fürwahr ist dieser Neckar und würdig, im Gefolge des Rheins dem Meer entgegenzuströmen," sprach der geistliche Herr, indem er sich über das eichene Geländer der Sommerlaube des Laufener Fährhauses beugte.

Er nahm eine Krume Weißbrot vom Tisch und ließ die einzelnen Brocken in den Spiegel des Flusses hinabfallen. Alsbald wimmelte drunten an der Oberfläche des Wassers die junge Brut der Barben und Weißfische, und neugierig sah der blondgelockte Knabe, der sich neben den geistlichen Herrn gestellt hatte, zu, wie sich die munteren Wasserbewohner um die Brocken tummelten, wie bald hier, bald dort ein schuppiger Schwanz emporschnellte, und wie die kleinen Knirpse achtungsvoll das Weite suchten, wenn ein stattlicher Hecht angerudert kam, um sich auch einen Theil an der Beute zu holen.

„Ja, der Neckar übertrifft Euren Main, Bischof Humbert," nahm nun ein älterer, hagerer Mann das

Wort, der ruhig am Tische sitzen geblieben war und zuweilen, wenn er den zinnernen Weinbecher erhob, einen Blick über die im Schmucke des Lenzes prangende Landschaft schweifen ließ. „Er gefällt mir schon deßwegen besser, denn Euer gelber Main, weil er als ein treuherziger Alemanne ohne viel Umschweife auf sein Ziel losgeht, während der Sohn des Frankenwaldes sich in schleichenden Windungen und Krümmungen nicht genug thun kann, als hätte er in kaiserlicher Kanzlei den Hofdienst gelernt. Ists nicht so Bischof Humbert: wenn Du auf dem Rößlein von Wirzburg nach Wertheim reisest, so brauchst Du eben so viele Stunden, als Du auf der Wasserstraße Tage aufzuwenden hättest? Und Bischof Humbert, sagen meine Knechte, pflegt nicht gar scharf zu traben.“

Der Bischof hatte sich umgewandt und lächelte. „Gerade die sanfte Strömung und die mannigfaltigen Krümmungen verleihen dem Main seine eigenthümliche Anmuth und Lieblichkeit. Darum schilt ihn nicht, Bruder Grimald! Der Schöpfer hat auch hier die Gaben verschieden ausgetheilt. Ists nicht ebenso mit den Gaben des Geistes? Du erinnerst Dich, wie wir vor drei Jahren in der kühlen Halle meines Wirzburger Palastes die Schätze meiner Bücherei miteinander musterten. Das einemal ruhten wir bei den lieblichen Bildern aus, die ein ländlicher Dichter vor uns ausbreitete, das anderemal ließen wir uns gern von der raschen Strömung eines Heldengesanges mitfortreißen. Ob aber im Dienst der Großen der Welt die

Windungen und Krümmungen unentbehrlich sind, das mußt Du, der Kanzler des Königs Ludwig, besser wissen als ich, der ich mit Horatius spreche: Glücklich der Mann, der den Welthändeln ferne!"

„Du hast Recht, Bruder Humbert," erwiderte der Kanzler, indem er nach dem Krug griff und des Bischofs Becher füllte. „Zwar die Feder, die ich führe im Dienst meines Königs, ist gerader gewachsen als der Krummstab, den Deine Hand regiert. Aber gerade und mild ist Dein Sinn, mild wie der edle Rebensaft, der zu Wirzburg am Stein reift; milder wenigstens als dieser etwas ungeschlachte Alemanne."

„Der Seewein beißt, der Neckarwein reißt, der Tauberwein gleißt und der Wirzburger fleußt!" sagte der Bischof bedächtig, indem er einen mäßigen Schluck aus seinem Becher nahm.

„Der Neckarwein reißt!" wiederholte der Kanzler. „Nun darum ist er am reißenden Laufe des Flusses geboren. Der Fluß hat sich hier sein Bett durch Felsen wühlen müssen. Und wenn der Wasserstand nicht so hoch ist, wie heute, so versäumen es die Schiffer nicht, in der Kapelle zu Kirchheim ein Vaterunser für ihr Seelenheil zu sprechen, bevor sie dort durch den Wirbel fahren. Manch einer hat seines Schiffes Ladung in Wimpfen nicht mehr zu verzollen gebraucht, dieweil ihm der Laufener Wirbel Schiff und Ladung genommen. Laufen heißt dieser Ort vom reißenden Lauf des Wassers."

„Laufen heißt auch ein Ort an der Salzach, halb-

wegs, wenn man von Oetting nach Salzburg fährt," fiel der Knabe ein. Er hatte die Worte hastig hervorgestoßen. Schnell hielt er inne und schlug die Augen nieder. Denn er durfte sonst nicht reden, ehe sein Lehrmeister, der Kanzler, ihn fragte.

Der Bischof betrachtete den Knaben mit wohlgefälligen Blicken: „Recht so, Karlmann! Wenn Einer dereinst Land und Leute regieren will, so muß er über Fluß und Flur, über Ort und Etter, über Gau und Gebirg genauen Bescheid geben können."

„An der Salzach sieht man die hohen Schneeberge," fuhr der Knabe fort, indem seine Wangen sich färbten, „und wenn ich einmal groß bin, so bau ich auf den höchsten der Schneeberge, auf den Watzmann, mein Königsschloß und setze eine Krone auf, wie mein Urahn Karl — wißt Ihr Vater Grimald, der Mann mit dem großen Bart auf dem Bild in der Oettinger Pfalz — und nehme ein Scepter in die Hand und regiere Kärnthen sammt Alemannien."

Die beiden Männer lächelten.

„Dein Vater baut lieber in der Ebene, Karlmann, und Dein Sinn versteigt sich bis zum Gipfel des Schneebergs. Dort oben weht der Wind kalt, dort wächst kein Waizen und keine Traube wird getreten!" sagte der Kanzler. Dann fuhr er, zum Bischof sich wendend, fort: „Manche behaupten auch, die Römer haben hier dem Neckarfluß den kürzesten Weg durch den Felsenrücken gegraben. Ich glaube es nicht, denn ein übermenschliches

Werk wäre das, wiewohl ja das alte Römervolk im Bauen Erstaunliches geleistet hat; der Pfahlgraben, den sie uns durch das Land gezogen, wird noch manch Jahrhundert überdauern. Aber solch übermenschliches Werk, wie hier den Durchbruch der Felsbank hat doch wohl nur der Strom selbst vollendet, den darum die Heiden als einen Gott verehrt haben. Wer weiß? vielleicht seit den Tagen der Sintflut ist der Fels, auf dem sich Markgraf Arnhart seine Burg erbaut hat, von den wirbelnden Wogen umbraust."

Bei diesen Worten deutete Grimald hinüber nach einer Felseninsel, die sich mit senkrecht steilen Wänden aus dem Neckar erhob und durch eine Zugbrücke mit dem rechten Ufer des Flusses verbunden war.

„Der Fels ist schroff und die Burg ist kühn, wie der Sinn der stolzen Frideburg, der Markgräfin," sagte der Bischof. „Bei Kaub im Rheine liegt auch eine stolze Felseninsel, die ein wehrhaftes Schloß trägt, doch ragt sie nicht so hoch wie diese aus den Fluten empor."

Seine Rede wurde durch Pferdegetrappel unterbrochen, das sich von der nahen Straße herüber vernehmen ließ. Die Straße führte steil zum Landungsplatz der Schiffe hinab, den man von der Sommerlaube des hochgelegenen Fährhauses aus überschaute.

Der Knabe sprang auf: „Unser Knecht führt die Rosse zur Tränke! Erlaubt Ihrs, Vater Grimald, so geh ich auch mit."

„Es sei Dir gestattet," sagte der Kanzler, „aber

komme den Hufen der Rosse nicht zu nahe, Karlmann. Du weißt, wo Du diese Schramme davongetragen hast." Bei diesen Worten strich er dem Knaben die Locken aus der Stirn, die bis dahin eine frischgeheilte Narbe verdeckt hatten.

Flink, wie die Schwalbe dem Nest enteilt, huschte Karlmann aus der hellen Sommerlaube durch die dunkle Hausflur auf die Straße. Noch vor dem Knecht und den Pferden war er am Gelände des Neckars angekommen und ließ flache Kiesel über den Spiegel des Flusses tanzen.

„Der Knabe ist wacker und hat für seine acht Jahre einen sehnigen Arm," sagte der Bischof, der ihn von der Sommerlaube herab betrachtete.

„Ein sehniger Arm thut noth," erwiderte der Kanzler, „wenn er einmal Kärnthen sammt Alemannien regieren will."

„Vielleicht hat ihn Gott zum Nachfolger seines Großvaters, zum Kaiser bestimmt."

„Wer vermag in die Zukunft zu schauen?"

„Ist es wahr, daß sich unser frommer Kaiser Ludwig zu einer Romfahrt anschickt, wenn er den Reichstag zu Diedenhofen gehalten hat?" fragte Humbert weiter.

„Beschlossen ists," erwiderte Grimald mit gedämpfter Stimme. „Seine beiden jüngeren Söhne, Pipin und mein Herr, der König Ludwig, werden ihn geleiten, um mit ihm auf den Gräbern der heiligen Apostel zu beten. Und seinem Aeltesten, Lothar, hat er Botschaft zukommen lassen, er solle ihm für gebahnten Weg und Unterkommen auf

dem Zug über das Alpengebirge besorgt sein. Aber man sagt, Lothar hüte die Alpenpässe so gut, daß von seines Vaters Gefolge niemand ohne seinen Willen nach Italien kommen werde."

„Grollt Lothar immer noch dem Vater, auch seit Pipin und Ludwig sich mit ihm ausgesöhnt haben?"

„Lothars Sinn ist schwer zu ergründen, sein Herz ist voll schwarzen Argwohns. Er fürchtet, der Kaiser werde sich in Italien mit dem Papste verbünden und das Gebiet, das Lothar dem Nachfolger Petri entrissen hat, mit gewaffneter Hand ihm wieder abnehmen. — Vielleicht kommen die Dänen inzwischen dem König von Italien zu Hilfe."

„Die Dänen, die Heiden?"

„Sie rüsten sich wieder zum Raubzug drunten an der Meeresküste. Und wahrscheinlich wird der Kaiser anstatt auf den Gräbern der Apostel in Rom zu beten, auf den Dünen des Nordmeers gegen die Seeräuber zu Feld liegen müssen."

„Es ist ein Jammer, wie die Söhne des Kaisers gegen den frommen Vater freveln. Weißt Du, Bruder Grimald, daß das Rothfeld bei Kolmar, wo vor vier Jahren die drei Söhne das Heer ihres Vaters zum Abfall verleitet haben, im Munde der Einheimischen seitdem das Lügenfeld heißt, und der Tag, an dem solches geschehen — die Schmach der Franken?"

„Vielleicht werden die Söhne durch ihre eigenen Kinder für das gestraft, was sie an dem greisen Vater

verschuldet. Doch bitte ich Dich, meinen Herrn und König Ludwig nicht frevler Gesinnung gegen den Kaiser zu zeihen. Er hat den Kaiser aus der schimpflichen Gefangenschaft in der Klosterzelle befreit, in die er nach dem Tage von Kolmar gerathen war. Er wird auch, wenn der Kaiser nach Italien zieht, ihn gegen die Unbill Lothars schützen."

„Wohl, aber wenn der Kaiser nach Italien geht, um auf den Gräbern der Apostel zu beten und um den Papst in seinem Länderbesitz zu befestigen, so wird sich ihm noch ein anderer Mann in den Weg stellen, der trotz seinen Ketzereien viel beim Kaiser gilt, der die Gräber der Apostel für todte Steinhaufen erklärt und von einer weltlichen Herrschaft des Statthalters Christi nichts wissen will."

„Wen meinst Du?" fragte der Kanzler gespannt.

„Claudius, den Bischof von Turin," erwiderte Humbert, indem ein Schatten von Wehmuth über sein Antlitz flog. „Aufs neue, muß ich hören, eifert er mit fleischlichem Ungestüm gegen die Verehrung der Bilder der Heiligen, gegen das heilige Zeichen des Kreuzes, gegen die selige Jungfrau."

„Ich kann unserem früheren Lehrer an der Hofschule von Ebrodunum*) nicht zürnen," entgegnete der Kanzler. „Bedenke, Bischof Humbert, daß er dort in seinen Alpenthälern ein ungeschlachtes Volk vor dem Zurücksinken in heidnischen Aberglauben zu wahren hat, wenn er die Anbetung des Kreuzesholzes und der Gebeine der

*) Ebrodunum, jetzt Embrun in Südfrankreich.

Heiligen verbietet. Ist aber die Rede des Bischofs von Turin manchmal allzuscharf, so erwäge, er ist ein Mann des Streites, nicht ein Mann des Friedens, wie Du. Dieselbe Hand, die fleißig die Feder führt, um die biblischen Bücher zu erklären, schwingt auch das Schwert im Kampf wider die Mauren und die Sarazenen. In den Hauptlehren unserer heiligen Religion weicht er von der Regel und Richtschnur des Glaubens nicht ab. Er sagt dasselbe, was der große Augustinus auch gesagt hat."

Humbert schüttelte unwillig den Kopf: „Das spanische Gift steckt in dem Spanier, das Gift der Ketzerei seines Lehrers, des Bischofs Felix von Urgel, der unsern hochgelobten Herrn und Heiland aus einem Gottessohn zu einem Menschensohn machen wollte."

„Das hat dem Claudius noch niemand nachgewiesen," versetzte Grimald mit nachdrücklichem Ernst. „Ich bin kein Anhänger des Bischofs von Turin, aber ich kann nicht dulden, daß mein alter Lehrer ungerecht geschmäht wird. Wenn Ihr, seine Gegner, nichts besseres wider ihn vorzubringen habt, als daß er schlechtes Latein schreibe und möglicherweise dieser oder jener Ketzerei im Stillen zugethan sein könnte, so ist es um Eure Sache schlecht bestellt. Was aber die Verehrung der Bilder betrifft, so wirst Du wissen, daß auch der große Karl in den Kirchensatzungen der gottesgelehrten Männer seines Zeitalters die Fürbitte und die Anbetung und den Dienst der Heiligen verworfen und nur ihre Verehrung gut geheißen hat. Und ich denke, wir im fränkischen Reich —"

„Das sind spitzfindige Unterscheidungen für die Gelehrten,“ unterbrach der Bischof den Kanzler. „Für das gemeine Volk taugen sie nicht. Nehmt dem Volk die Heiligenbilder und die Kreuzeszeichen aus den Kapellen und Kirchen, so nehmt Ihr den frommen Glauben aus seinem Herzen. Und, Bruder Grimald,“ fuhr er mit steigender Wärme fort, indem er mit seinen weichen Fingern des Kanzlers starkknochige Hand umfaßte, „der Bischof von Wirzburg schämt sich nicht, den Glauben an die Fürbitte der Heiligen und die Verehrung ihrer Bilder mit dem gemeinen Mann zu theilen. Wer in einem fast übermenschlichen Kampf wider sein eigenes Herz die Hilfe der seligen Jungfrau erfahren hat, wie Dein armer Bruder Humbert, der beugt die Kniee und betet an, ohne viel nach den Satzungen eines Kaisers und seiner Hochgelehrten zu fragen.“

2.

Arnhart und Frideburg.

Im Eifer ihres Gespräches hatten die beiden Freunde nicht bemerkt, daß ein Nachen über den Neckar fuhr und am Landungsplatz anlegte. Ein hochgewachsener Mann, halb wie ein Bauer, halb wie ein Jäger gekleidet, sprang ans Land, sein ungeschorener Bart verrieth, daß er nicht zu den Leibeigenen, sondern zu den Freien gehörte. Vier Diener mit geschorenen Bärten folgten ihm, sie trugen mancherlei Fischereigeräthschaften, Netze, Reusen und Reffen.

Karlmann hatte sich in den von den Strahlen der Abendsonne sanft erwärmten Kies gesetzt und bemühte sich, in eine kleine Grube, die er gegraben, das Wasser des Flusses zu leiten. Er klatschte in seine kleinen Hände, weil es ihm gelungen war, ein hübsches Bächlein zu Stand zu bringen, in welchem er einige Holzstückchen als seine Schiffe schwimmen ließ. Aber plötzlich zerstörte der schwere Fußtritt eines der Knechte das Werk seines Fleißes.

„Geh aus dem Wege, kleiner Mann!“ herrschte der Knecht ihn an.

Der Knabe schlug seine blitzenden grauen Augen auf und entgegnete trotzig: „Ein Königssohn weicht einem Hörigen nicht aus!“

„Du, und ein Königssohn?“ sagte der Knecht lachend, „aber warte, ich will Dir Dein Spielzeug wieder machen.“ Rasch stellte er mit der Stange seines Netzes das Bächlein wieder her.

Da wandte sich der Mann, der zuerst ans Land gestiegen war, um und fragte streng: „Rothfrid, warum kränkst Du den Knaben?“

„Er will ein Königssohn sein, Herr Markgraf,“ erwiderte der Knecht.

„Das b i n ich auch,“ rief der Knabe, indem er rasch vom Boden aufstand, „und glaubt es der Knecht nicht, so glaubt doch Ihr es, Herr Markgraf, daß ich nicht lüge.“

Der Markgraf lächelte. „Höfische Sitte hast Du gelernt. Von den heimischen Kindern, die sich am Flusse tummeln, würde mich keines mit Ihr an-

reden. Aber sage mir, mein Söhnchen, wo kommst Du her?"

„Ich komme von der Oettinger Pfalz und reise mit dem ehrwürdigen Vater Grimald zu meinem rechten Vater, dem König Ludwig, und zu meiner lieben Mutter nach Diedenhofen."

„Willst Du mit mir auf mein Schloß gehen?" sagte der Markgraf, indem er freundlich des Knaben Rechte ergriff. „Dort darfst Du mir noch mehr von Eurer Reise erzählten. Ich habe ein Töchterlein, Regiswindis, sie ist etwa so alt wie Du und soll mit Dir im Schloßgarten spielen."

„Mit Regiswindis spielen?" sagte der Knabe, indem seine Augen aufleuchteten. „Aber nein!" setzte er ernst hinzu, „der ehrwürdige Vater Grimald hat mir nur erlaubt, an den Neckar zu gehen. Auf Euer Schloß darf ich Euch nicht folgen."

„Ich bitte bei Grimald um Erlaubniß für Dich. Wo ist er denn?"

„Er ruht dort in der Sommerlaube des Fährhauses von der Reise aus. Der Bischof von Wirzburg, der bei Stöckenburg mit uns zusammengetroffen ist, weilt bei ihm."

„Humbert, der Bischof von Wirzburg?" fragte der Markgraf aufmerksamer, „so laß uns schnell die beiden Männer aufsuchen!" und mit raschen Schritten gieng er, während Karlmann fröhlich voraneilte, dem Fährhause zu.

Der Mann, dem das Haus zu eigen gehörte und der die Fähre über den Fluß besorgte, begrüßte unter

dem niedrigen, mit einem Hirschgeweih geschmückten Thor seines Hauses achtungsvoll den Markgrafen.

„Ist es wahr?" fragte dieser, „daß unter Deinem Dach unser Bischof und der Kanzler des Königs Ludwig weilt?"

„Unser Herr Bischof ist es, er ist zum heiligen Martin an den Neckar gewallfahrt. Den andern edlen Herrn kenne ich nicht, aber es mag wohl ein Vornehmer sein; sein Oberkleid ist gestickt, und auch sein Reisemantel ist von feiner Wolle."

Ehe der Fährmann seine Rede beendet hatte, war der Markgraf schon in die Sommerlaube getreten. Er verneigte sich zuerst nicht vor dem Kanzler in seinem reichen Gewande, sondern vor dem einfach gekleideten Bischof, dem er den Saum der schwarzen Dalmatika und dann die rechte Hand küßte. „Dies ist der schönste Tag im heurigen lieblichen Lenze," rief er freudig erregt, „daß ich Euch, vielgeliebter Oberhirte, im Neckargau begrüßen darf. Was bringt Ihr den Schutzbefohlenen des heiligen Martin Gutes mit?"

„Den Frieden Gottes über Euch und Euer Haus; das ist die beste Gabe, mit der wir sterblichen Menschen belehnt sind, und dann einen treuen Freund, der auch eine Gabe des Herrn ist, Grimald, den königlichen Kanzler vom Baierlande. Bruder Grimald, Du erblickst hier den Markgrafen Arnhart; er gleicht dem klugen Mann am Schlusse der Bergpredigt in zwiefachem Sinn, denn er hat sein Haus dort drüben nicht auf den Sand, sondern auf den Felsen gegründet, aber auch seine Liebe zur

Kirche Christi ruht auf nimmer wankendem Grunde. Darum ist er auch der besondere Liebling unseres frommen Kaisers und hat hier auf dem kaiserlichen Kammergut treffliche Ordnung und blühenden Wohlstand geschaffen."

„Aber wie kommt es," fragte der Markgraf im Ton sanften Vorwurfs, „daß Ihr, edle Herren, in der hölzernen Hütte des Fährmanns einkehrt, anstatt im Steinhaus auf der Insel des Neckars? Ist mein Hof und Herd Eurer nicht würdig, Herr Humbert, daß Ihr nicht an meine Pforte geklopft habt? Gestattet, daß ich Euch und Euer Gefolge heute Nacht beherberge."

„Ich danke für Eure Willigkeit uns zu herbergen," erwiderte der Bischof. „Ein Mann im schwarzen Gewand verbringt am besten die Nacht im Frieden des Gotteshauses; darum hab ich für mich und meinen einzigen Knecht oben am Berge beim Priester zu Sankt Martin Abendimbiß und Nachtlager erbeten. Und mein Freund Grimald eilt weiter zu kommen."

„Ich eile zu meinem Herrn und König," nahm der Kanzler das Wort, „denn Ludwig bedarf zwar meiner nicht, aber meines Federkiels, den seine schwertgewohnte Hand nicht führt. Der Kaiser hat einen Reichstag nach Diedenhofen berufen; da soll mit Pergament und Tinte manches ausgeglichen werden, worüber man sich auf blutigem Schlachtfeld nicht verständigen konnte. Auch sehnt sich die Königin Emma, den blonden Knaben dort ans Herz zu drücken. Darum gedenke ich, in einer Stunde meine Rosse aufzäumen zu lassen und vor An-

bruch der Nacht Sweigerheim*) im Gardagau zu erreichen."

„Die Sonne geht hinter dem Gebirge zur Rüste," erwiderte der Markgraf, „darum sollt Ihr mir heute nicht mehr über den Heuchelberg reiten. Der Weg auf der Höhe ist waldverwachsen. Mir würde für den zarten Knaben bangen."

„Und ich darf mit Regiswindis im Schloßgarten spielen," fiel der Knabe ein, der bis dahin schweigend zur Seite gestanden war.

„Ich nehme Euer Anerbieten für meines Königs Sohn und mich an, meine Knechte mögen im Fährhaus die Nacht zubringen."

„So eile ich, meiner trauten Hausfrau den hohen Besuch anzukündigen," rief der Markgraf erfreut. „Und Ihr, Herr Humbert, nehmet wenigstens den Abendimbiß unter meinem Dach ein."

Mit diesen Worten entfernte sich der Markgraf und schritt nach seinem Schloß auf der Felseninsel. Dreimal stieß er in das Horn, das ihm an der Seite hieng, und sogleich ließ sich die Zugbrücke nieder. Im Hof stand die Markgräfin, die den dienenden Mägden die letzten Anweisungen für die Geschäfte des Tages ertheilte. Auf einen Wink ihres Gemahls trat sie mit ihm in einen Vorsprung der steinernen Brustwehr, wo die Worte der Beiden vom Rauschen des Neckars übertönt wurden.

---

*) Jetzt Schwaigern.

„Ich bringe Dir nicht nur Karpfen und Schleihen vom Waldsee mit," begann der Markgraf, „ich bringe Dir auch willkommene Gäste ins Haus, die das leckere Mahl mit uns theilen werden, einen Königssohn und zwei hohe Herren aus fremden Gauen."

„Wer ist es?" fragte Frideburg kurz.

„Humbert, unser Bischof, und Grimald, des ostfränkischen Königs Kanzler."

„Laß die Beiden ruhig ihres Weges ziehen!"

„Wie?" rief der Markgraf verwundert. „Kein landfahrender Bettler geht ohne eine Gabe Deiner linden Hand landeinwärts oder über die Furt des Flusses, und wir sollten zwei Edle ungastlich von unserer Schwelle stoßen? Ich erkenne meine traute Frideburg nicht in solch harten Worten."

„Du bist ein Dienstmann und Lehensmann des Kaisers," erwiderte die Markgräfin, „es ziemt Dir nicht, mit dem Schreiber eines Königs zusammenzusitzen, der in offener oder geheimer Empörung wider seinen kaiserlichen Vater lebt."

„Du irrst Frideburg. Aus des Kaisers eigenem Munde weiß ichs, daß Grimald, der Kanzler, noch niemals schlimme Ränke gegen den frommen Ludwig ausgesonnen, sondern daß er das Herz seines Herrn dem Vater wiederum geneigt gemacht hat. Er war der erste, der sich im Kloster zu Suessiona*) dem in Haft gehaltenen

*) Jetzt Soissons.

Kaiser reumüthig zu Füßen warf und ihm unter den lauernden Augen der Mannen Lothars durch Geberden zu verstehen gab, daß die Befreiung sich nahe. Hätte der ostfränkische König lauter Rathgeber wie Grimald — der unselige Zwist im kaiserlichen Hause wäre längst geschlichtet."

„Aber der Bischof Humbert war mir verhaßt, als ich noch in der Hofschule zu Ebrodunum die gleiche Luft mit ihm geathmet habe. Meine Schuld ist es nicht, daß er den Wirzburger Bischofsstuhl bestiegen hat, und daß die Kirche Sankt Martins zu Laufen am Neckar seinem Sprengel zugetheilt ist."

„Meine Schuld ist es auch nicht," erwiderte Arnhart mit einem Anflug von Bitterkeit, „daß nicht gerade der Bischof von Turin über das Heil unserer Seelen wacht. Nicht wahr, Frideburg, wenn der geistliche Herr, der an den Neckar gekommen ist, nicht eben Humbert hieße, sondern Claudius, Du würdest ihm mit Freuden die Pforte Deines Hauses öffnen und ihm den Platz an Deinem Herde räumen."

Ein spöttisches Lächeln zuckte um die feinen rothen Lippen Frideburgs. „Wer ist denn aber der Königssohn?" fragte sie ausweichend.

„Unseres Kaisers Enkel, Karlmann. Er steht im gleichen Alter wie Regiswindis."

„Um des Knaben willen sollen mir auch die beiden Männer willkommen sein," sagte die Markgräfin sanfter. „Siglinde," rief sie eine der im Hofraum ab und zu-

gehenden Dienerinnen an, „rüste das Mahl in der Halle der Gäste und sorge dafür, daß am kleinen Tisch Regiswindens ein Platz freibleibt. Ich selbst," fuhr sie, gegen den Markgrafen gewendet, fort, „eile in den Garten, das Frühgemüse zu holen. Die Asparaguswurzeln*), die Du mir vor etlichen Jahren vom Mittelmeer hast kommen lassen, haben im Strahl der Frühlingssonne heuer die ersten kräftigen Schößlinge getrieben. Siglinde versteht ihre Zubereitung, und das Gericht wird für den Ostfranken und für den Wirzburger etwas Neues sein."

Sie griff nach dem Dolchmesser, das ihr an silbernem Kettlein vom Gürtel hieng, und verschwand hinter der Pforte des kleinen Gartens, der sich in sonniger Lage vor dem Schloß ausbreitete; der Markgraf gieng nach seiner Kammer, seine gewöhnliche Kleidung mit einem Festgewand zu vertauschen.

Nach kurzer Zeit trat Arnhart mit seinen Gästen in den Schloßhof und führte sie in die gewölbte Halle, wo der gedeckte Tisch ihrer harrte.

Während der Bischof in traulichem Zwiegespräch mit dem Markgrafen zu einer Fensternische trat, und Karlmann, der auf eine der steinernen Bänke am Fenster geklettert war, mit kindlicher Freude die im Strahl der Abendsonne glitzernden Wellen des Flusses betrachtete, warf der Kanzler Grimald einen bewundernden Blick über den Reichthum des Hausgeräthes, den die Halle der Gäste zur

*) Spargeln.

Schau stellte. Die Wände waren mit buntgewobenen Tapeten überkleidet, die Pfeiler zwischen den Fenstern mit Waffen oder stattlichen Geweihen geziert. Der Fußboden erglänzte, soweit er nicht mit schön gemusterten Binsenmatten bedeckt war, in bunten rautenförmig gelegten Sandsteinen. Die Balken der Decke waren sauber gehauen und in gedämpften Farben bemalt. Ueber den Tisch lag die feinste Glanzleinwand gebreitet, wie man sie sonst nur an den Chorhemden hoher Kirchenfürsten oder auf den Altären der Kathedralen sah. Goldene Henkelkrüge, der am Platze des Hausherrn mit Edelsteinen geschmückt, standen auf dem Tisch, sogar die Salzgefässe waren aus geschnittenem Onyxstein kunstvoll gearbeitet. Das Licht, das die beiden von der Decke hängenden Kronleuchter über den gedeckten Tisch ergossen, flimmerte in den geschliffenen Gläsern der Leuchter und in der Rundung der silbernen und goldenen Teller.

„Ich bin an königliche Pracht gewöhnt," wandte sich der Kanzler an den Hausherrn, „wiewohl man meinem Herrn nachsagt, daß er mehr des Eisens Härte als des Goldes Glanz liebe, aber weder in der Oettinger Pfalz noch in der Ingolstadter Hofburg, noch im Schlosse zu Reginsburg habe ich solchen Reichthum gesehen, wie ihn des Markgrafen Schloß auf der Felseninsel birgt."

Der Markgraf lächelte. „Vieles von dem Tand haben wir aus unserer norischen Heimat, vom Nordgau mitgebracht; mehr noch haben wir hier erworben. Denn der Boden dieses Landes ist fruchtbar wie kaum irgend wo

in Schwaben und gibt reichlichen Ertrag, seitdem ich auf dem verwahrlosten Kammergut des Kaisers Ordnung geschafft habe. Der Fluß und der große See wimmelt von Fischen, in den Wäldern läuft das Wild. Und mein kaiserlicher Herr heischt nur mäßigen Pachtzins. Die Schiffer, die von der Donau Waaren zum Rhein schaffen, landen gern in Laufen, und was sie hier absetzen, brauchen sie in Wimpfen nicht mehr zu verzollen. — Und doch — all der bunte Tand, mit dem ich den Sinn meines trauten Ehegemahls gern erfreue, tilgt das Heimweh nach dem norischen Land nicht aus ihrem Herzen. Darum, wenn es der Kaiser gestattet, ziehen wir im Spätjahr zurück an die Quellen des Reginflusses*) in unsern Nordgau, wo wir ärmer aber glücklicher gelebt haben."

„Ich liebe für mich selbst keine weltliche Pracht," nahm der Bischof das Wort, „aber im Haus eines Mannes, wie Ihr seid, Herr Markgraf, sehe ich mit Freuden die Verheißung der heiligen Schrift erfüllt: Von der Arbeit deiner Hände wirst du dich nähren, Heil dir, es geht dir wohl, und das Geschlecht der Frommen wird gesegnet sein!"

Als die Speisen aufgetragen waren, erschien die Markgräfin, ihr Töchterlein an der Hand führend. Ihr sammtenes Purpurgewand war von einem aus silbernen

---

*) Der Regen, der bei Regensburg in die Donau mündet. — Der Nordgau entspricht ungefähr der späteren Herrschaft Leuchtenberg in Bayern.

Panzerringen kunstvoll gefügten Gürtel zusammengehalten, um die Schultern hatte sie ein dunkles Tuch mit scharlachrother Bildstickerei gelegt, der Zierat des elfenbeinernen Kammes, den sie in ihr lichtbraunes Haar gesteckt hatte, ähnelte einer Krone. Aber ihre stolze Schönheit ward von der sanften Anmuth, die wie ein von unsichtbaren Händen gewirkter Schleier über den Scheitel und die Gestalt ihres weißgekleideten Kindes ergossen schien, weit überstrahlt.

Ehe noch Frideburg in höfischen Reden ihre Gäste willkommen geheißen, hatte sich ihr Töchterlein Regiswindis von ihrer Hand losgemacht, war auf Karlmann zugeeilt und hatte ihn neben sich auf den niedrigen Schemel an den kleinen Tisch gezogen. Auch während des Mahles klang das Geplauder der beiden Kinder fröhlicher und herzlicher als die Reden der großen Leute am großen Tisch. Die Markgräfin hatte nach des Hauses Gewohnheit selbst das Tischgebet gesprochen, während es sonst Sitte war, wenn man einen geistlichen Herrn zu Gast hatte, diesen um den Segen und die Danksagung über Gottes gute Gaben zu bitten. Auch war der Ehrenplatz der Tafel dem Hausherrn eingeräumt geblieben. Humbert saß zu seiner Rechten, der Kanzler zu seiner Linken. Frideburg hatte sich an Grimalds Seite niedergelassen, und mit Vergnügen sah sie, wie der Schreiber des ostfränkischen Königs den saftigen Bratenstücken und dem braungelb geschmorten Geflügel, das vor ihm prangte, wacker zusprach. Als aber der Bischof die Schößlinge

der Asparaguswurzel als ein allzu leckeres Gericht bei Seite schob, um sich mit der gewohnten Fischspeise zu begnügen, warf sie einen mißbilligenden Blick über den Tisch.

Die Kinder dachten bald nicht mehr an Essen und Trinken.

„Und morgen darfst Du mein Eichhörnchen sehen und die zwei Rehe im Zwinger und die Hühner im Hof und auf der großen Insel drunten die Enten," jubelte Regiswindis.

„Wir haben in Oetting vier Pfauen," entgegnete Karlmann, „und in Reginsburg einen Truthahn, der würde Deine Mutter in ihrem rothen Schultertuch gar nicht in den Hof lassen. Ein Eichhörnlein hab ich auch einmal gehabt, aber es hat mich durch den Zeigefinger gebissen, durch und durch — da sieh! — da hat es meine liebe Mutter wieder in den Wald geschickt und mein Vater hat gesagt: Karlmann muß heile Finger behalten, denn seine Hand soll einmal das Schwert schwingen! Und einen Schwan haben wir, Regiswindis, der führt am Abend wie ein Herzog die Hühner in die Ställe, und wenn sie nicht folgen wollen, dann treibt er sie hinein. Habt ihr auch Schwäne?

„Nein, aber das Eichhorn hast Du zum Zorn gereizt, wenn es Dich gebissen hat, Karlmann. Mir thut kein Thier etwas zu leid, weil ich gegen alle fromm und sanft bin."

Der Bischof lächelte wohlgefällig zum kleinen Tisch hinüber, und Arnhart sagte zum Kanzler:

„Sehet, wie wohl es dem Sohn Eures Königs in

meinem Hause behagt. Wäret Ihr heute Abend weitergeritten, so wäret Ihr tief in die Nacht hineingekommen, und den Knaben hätte wohl auch der feurige Glanz des Schweifsterns geängstigt, der zwei Stunden vor Mitternacht am Gewölbe des Himmels erscheint.“

„Es ist ein grausames und schrecklich anzusehendes Zeichen, dieser Schweifstern,“ nahm der Bischof das Wort, „und die Christenheit weiß nicht, was Gott ihr damit andeutet. Vielleicht den Krieg der Dänen, von dem Du mir Kunde gebracht hast, Bruder Grimald. Der fromme Kaiser, vernahm ich, hat kurz nach Ostern seinen Sternseher zu sich entboten, um ihn des himmlischen Zeichens wegen zu befragen.“

„Gieng' es nach meinem Sinn,“ fiel Frideburg ein, „so sollte man mit den Sternen, die uns der Herr der Höhe am Himmel erscheinen läßt, weder die Kinder noch die alten Leute ängstigen. Gott hat die Lichter ans Himmelsgewölbe gesetzt, daß wir seine Allmacht anbeten, nicht daß wir vor seinem Zorn zittern.“

Der Bischof verschluckte ein Wort, das ihm auf der Zunge lag, indem er bedächtig einige Salzkörnlein über den letzten Bissen seines Brotes streute. Der Kanzler aber fragte den Knaben:

„Nicht wahr, Karlmann, Du fürchtest Dich nicht vor dem Schweifstern?“

„So wenig als wenn unser Pfau in der Oettinger Pfalz ein Rad schlägt,“ entgegnete Karlmann keck. „Ich habe den Stern gestern Nacht zuerst gesehen, Vater Grimald,

als wir in Stöckenburg einfuhren. Und nicht wahr, ich habe mich nicht unter die Wagendecke gesteckt?"

„Nein, Du bist ein tapferer Knabe," sagte der Kanzler beruhigend. „Aber Deine Augen sind nicht mehr wacker, ich will Dich zu Bette bringen."

„Und ich will mein Nachtlager im Frieden der Kirche des heiligen Martin aufsuchen," setzte der Bischof bei.

„Ehrwürdiger Herr," erwiderte der Markgraf lachend, „Ihr seid für heute im Bann der Felseninsel. Der Pförtner hat den strengen Befehl erhalten, daß sich für niemanden, sei er geistlichen oder weltlichen Standes, die Zugbrücke heute noch senkt. Dem Priester zu Sankt Martin aber habe ich kund thun lassen, er möge sich ruhig auf sein Lager strecken und seinen Bischof nicht mehr erwarten, weil dieser Bischof mein Gast sei."

„Ihr seid ein gewaltthätiger Herr," entgegnete Humbert mit einer Mischung von Scherz und Ernst.

„Gestattet mir die Frage, Frau Markgräfin," sagte Grimald, „wo dem Knaben das Lager bereitet ist? Ich habe in jeder Nacht, seit wir von Oetting aufgebrochen sind, den Sohn meines Königs selbst zu Bett gebracht, und ich will es auch heute thun."

Frideburg sah den Kanzler einen Augenblick verblüfft an, dann sagte sie mit munterem Lachen: „Heute verliere ich den Ruhm einer umsichtigen Hausfrau. Für den Bischof und für den Kanzler ist Herberge geschaffen im Markgrafenschloß, aber für den Sohn des Königs von Ostfranken ist noch keine Matte gebreitet. Geduldet Euch

noch kurze Zeit, er soll im kleinen Thurmgemach über Euch schlafen. Einem Knaben, der sich vor dem funkelnden Schweifstern nicht fürchtet, bangt auch wohl vor den Eulen des Thurmes nicht. Nicht wahr, Karlmann?"

Der Knabe nickte bejahend, hätte ihn aber Frideburg genauer betrachtet, so hätte sie gesehen, wie eine Thräne in seinem Auge perlte. Er gedachte der Zeit, da seine liebe Mutter ihn zu Bett gebracht hatte.

Da trat Regiswindis zu ihm und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. „Mutter!" rief sie, „Karlmann soll nicht allein schlafen im kleinen Thurmgemach; im Erker neben dem großen wollen wir das Bett ihm bereiten. Und Siglinde soll mit ihm gehen und soll ihm ein Märchen erzählen, bis er eingeschlafen ist."

„Du bist Deines Namens würdig," sagte der Bischof lächelnd, indem er dem Töchterlein des Markgrafen die Locken streichelte. „Du bist geschwind im Rath!"

„Ich dachte nicht daran," versetzte der Markgraf, „daß mein Kind einst schnellen Rath ertheilen sollte, als ich ihm den Namen Regiswindis gab. Ich hieß sie also, weil sie uns vor sieben Jahren an den Quellen des Reginflusses geschenkt ward. Aber sie weiß nichts mehr vom Regin und nichts mehr vom Nordgau, sie ist inzwischen eine Schwäbin geworden."

So sprachen die Männer. Die Markgräfin aber eilte nach dem Erker neben dem Thurmgemach, um durch ihre Mägde für Karlmann ein Lager bereiten zu lassen. Bald darauf stieg Grimald mit dem Kind seines Königs

zum Erker empor und saß kurze Zeit an seinem Bett, bis sich der Schlummer auf die Lider des reisemüden Knaben gesenkt hatte. Auch Regiswindis war zur Ruhe gebracht worden, sie wollte lange nicht einschlafen, und, als sie entschlummert war, träumte sie vom Pfauen in der Oettinger Pfalz und vom Truthahn im Hof zu Reginsburg. —

Arnhart und Frideburg genossen mit ihren Gästen die erquickende Kühle des Frühlingsabends im Hofraum. Die Markgräfin zeigte dem Kanzler den kleinen Garten am Schloß, der Bischof gieng in lebhaftem Zwiegespräch mit dem Markgrafen im Hofe auf und ab.

„Hier in der Kapelle hat früher ein ewiges Licht gebrannt," sagte er, indem er eine Thür öffnete, die vom Hof aus in einen Seitenflügel des Schlosses führte. „Wie kommt es, daß das Licht erloschen ist?"

„Entschuldigt, ehrwürdiger Herr," gab der Markgraf zur Antwort, „hier ist keine Kapelle mehr."

Der Bischof sah sich in dem Raum, den er betreten hatte, um und soviel bemerkte er beim Schimmer des Mondes, der durch die Fenster fiel, wohl, daß hier nichts mehr an ein Gotteshaus erinnere.

„Und wo ist der Altar hingekommen und wohin das Bild der seligen Jungfrau auf dem Altar?" fragte er erschrocken.

„Gerade das Bild und die Anbetung, die unsere Dienstleute dem Bild zollten, war der Markgräfin zuwider. Darum ließ sie den Altar abbrechen und das

Bild entfernen. Ihr wißt ja, daß sie eine Schülerin Eures Amtsbruders Claudius von Turin ist. Wir können, sagte sie, wie die andern Pfarrkinder am Neckar zum heiligen Martin pilgern, wenn wir die Messe hören oder das Sakrament genießen wollen."

„Und wozu ward von der Frau Markgräfin die gottgeweihte Stätte bestimmt?"

„Sie liest hier in des Sommers Tagen die Bücher, die sie dort im Schrein aufgestellt hat. Auch wird in diesem Raum zuweilen Regiswindis vom Priester zu Sankt Martin im Lesen und Schreiben unterwiesen."

„Und welche Bücher sind dort im Schrein aufgestellt?"

„Die Bücher des Bischofs Claudius von Turin und die Schriften des großen Kirchenvaters —"

„Augustinus, sein Name sei gesegnet!"

„Auch einige Bücher der heiligen Schrift. Ihr wißt, Frideburg ist gelehrter denn ich, seitdem sie mit Euch die Hofschule zu Ebrodunum besucht hat. Wäre es nach meinem Sinn gegangen, so wäre Altar und Hauskapelle und das Bild der Jungfrau geblieben. Aber —"

„Ihr habt Unrecht gethan, daß Ihr Eurem Weib unterthan geworden seid," sagte der Bischof hart. „Hiemit ist Gottes Ordnung verkehrt und eine der ersten Satzungen jenes heiligen Buches verletzt, welches Claudius mit glatter Zunge demüthig zu ehren vorgibt."

Der Bischof trat mit dem schweigenden Markgrafen wieder ins Freie. Am Himmelsgewölbe war der Stern

aufgegangen, den die stolze Markgräfin nicht als einen Boten der Strafgerichte Gottes ansah. Die Luft vom Spiegel des Flusses herauf strich kühl über den Hofraum, und der Ton, mit dem Humbert der Herrin des Schlosses eine gute Nacht entbot, klang frostig und fremd.

3.

Eine schlaflose Nacht.

„Der Knabe schläft den glücklichen Schlaf des schuldlosen Kindesalters," sagte Grimald mit gedämpfter Stimme, indem er aus dem Erker ins große Thurmgemach trat und die schwere Thüre, die Erker und Gemach schied, halb hinter sich zuzog.

Der Bischof hatte von seinem Bett Matratze, Federdecke und Kopfkissen entfernt und über das bloße Stroh eine Binsenmatte und einen wollenen Teppich gebreitet. Er gedachte an die strengen Verordnungen, die er im Kloster zu Murrhart den Brüdern hinsichtlich des Nachtlagers gegeben, und er wollte auch unter fremdem, gastlichem Dach seiner Gewohnheit und seinem eigenen Gebot nicht zuwiderhandeln.

Das Gemach, das Regiswindis „das große Thurmgemach" genannt, war eng, und spärlich war neben den beiden Betten der Raum, auf dem der Bischof mit leisen Schritten gedankenvoll schweigend auf- und abgieng.

„Karlmann schläft tief," wiederholte der Kanzler

laut, als sein Freund ihm keine Antwort gab. „Er schläft, wie wenn er hier zu Haus wäre, und ich wollte, er hätte hier für einige Monden seine Heimat.“

„Du hast sonderbare Einfälle,“ sagte der Bischof, aus seinen Gedanken sich sammelnd.

„Ich habe einen wohldurchdachten Plan,“ versetzte Grimald.

„Welchen Plan?“

„Beantworte zuerst mir eine Frage! Regiswindis ist doch das einzige Kind des Markgrafen?“

„Ja, Gott hat ihnen nur dies einzige geschenkt. Aber auf diese eine Tochter ist Frideburg so stolz als Niobe auf ihre sechs Söhne und sechs Töchter.“

„Nicht mit Unrecht, das Kind wäre würdig, dereinst eine königliche Krone auf seinem Haupt zu tragen. — Aber höre, Bruder Humbert, ist der Markgraf in der That so reich, wie die Einrichtung seines Hauses zu verrathen scheint? Oder trägt er gern Prunk und Pracht zur Schau?“

„Arnhart mag wohl der begütertste Mann sein, der zwischen dem Rhein und dem Böhmerwalde siedelt. Doch ich wundere mich, Grimald, daß die Eitelkeiten dieser Welt Deinen Sinn gefangen genommen haben. Sprich, neidest Du dem Markgrafen den Besitz, den Gott ihm beschieden hat?“

„Nein, bei meiner Seele, ich hege keinen Neid gegen ihn. Gott erhalte ihn und sein Haus und lasse sein Geschlecht im Nordgau fröhlich gedeihen! — Aber, Bruder

Humbert, Du hast wohl noch nie darüber nachgedacht, daß der Mann, dem einmal die Jungfrau Regiswindis ihre Hand reicht, der Erbe des Nordgaus sein wird, auch wenn später das Schloß auf der Felseninsel bei Laufen und was an Land dazu gehört, als Kammergut wiederum dem Kaiser heimfällt?“

„Nach göttlichem und menschlichem Recht wird es also kommen, wenn nicht der Himmelsherr dem Markgrafen einen Sohn als Leibeserben schenkt, oder wenn nicht — laß mich den Gedanken nicht ausdenken! Dein Sinn ist verstrickt von dem Glanz, den Deine Augen heute Abend in der Halle der Gäste geschaut haben. Den Plan, von dem Du redest, verstehe ich immer noch nicht.

„Nun, so will ich gerade herausreden. Ich wünsche, daß der Mann, dem dereinst die Jungfrau Regiswindis ihre Hand reicht, kein anderer sein möge als der Erstgeborene meines Königs Ludwig.“

Der Bischof schwieg betroffen und trat an das enge Fenster, durch welches ein Streifen Mondschein in das spärlich erleuchtete Thurmgemach fiel. Es war ringsum so still, daß man nur das leise Rauschen der Wogen des Neckars und die regelmäßigen Athemzüge des in der Nebenkammer schlummernden Knaben hörte. Der Kanzler lehnte sich in seinem Sessel zurück, und ein feines Lächeln spielte um seine schmalen Lippen, als er den Bischof betrachtete.

„Was denkst Du, Bruder Humbert?“ fragte er end-

lich, als sein Kammergenosse immer noch in seinem Schweigen verharrte.

„Ich denke, daß es ein Frevel ist," entgegnete der Bischof sich umwendend, „um Haupt und Herz eines unschuldigen Knaben und eines siebenjährigen Mägdleins ein solches Netz zu spinnen. — Und sage mir, würde des Markgrafen Tochter Deinem königlichen Herrn als Gemahl seines Erstgeborenen ebenbürtig erscheinen?"

„Warum nicht?" versetzte der Kanzler. „Hat doch der fromme Ludwig selbst eine Tochter aus dem Geschlechte der Welfen, die stolze Judith, auf den kaiserlichen Thron erhoben, obwohl ihm seine Getreuen von vornehmeren Jungfrauen viel Rühmens gemacht haben. Stammt doch meine Königin aus dem gleichen Hause, wie Judith. Ob Karlmanns Gemahl eines Markgrafen oder eines Herzogs Tochter ist, darnach wird mein königlicher Herr wenig fragen, wenn er nur den Nordgau für Ostfranken gewinnt."

Der Bischof seufzte. „Sträflicher Hunger nach Gold, wozu nicht zwingst du der Menschen Sinn und Gemüth! singt der heidnische Dichter Virgilius. Und wir Christenleute kranken an der Gier nach Länderbesitz in diesen friedlosen Zeiten. Ist Deinem König das Erbe, das ihm neben Lothar und Pipin zugefallen ist, nicht groß genug, daß er in Eintracht mit seinen leiblichen Brüdern und neben den Brüdern seines Glaubens leben könnte? Wozu begehrt er den Nordgau?"

„Den Nordgau brauchen wir für Ostfranken, weil

nur er unsere Grenze gegen das wilde Volk in Böhmen sichert, weil nur er uns als Brücke dienen kann in das Gebiet der Sorben und der Lusizer. Laß mich frei reden von den Planen meines Königs, Bruder Humbert. Ich weiß, was ich sage, bleibt wohl geborgen in Deiner verschwiegenen Brust. Siehe, wohl breitet sich Ostfranken stattlich aus von den kärnthnischen Alpen bis zur Donau, aber nur in schmalem Streifen erstreckt es sich zwischen Saale und Elbe, zwischen Rhein und Ems an das Gestade des nordalbingischen Meeres. In diesem schmalen Streifen wird es dem thatendurstigen Herzen meines Königs zu eng. Nicht heischt er weiteres Erbe, das schon seiner Ahnen Schwert errungen hat, von der Hand seines kaiserlichen Vaters, nicht will er mit seinen königlichen Brüdern in Italien und Westfranken unbrüderlichen Krieg führen. Mit seines eigenen Armes Kraft will er seines Reiches Grenzen erweitern; soweit die heimische Sprache unserer Väter reicht, soll sein Machtwort gelten. Das Land, wo die welsche Zunge herrscht, will er seinen Brüdern überlassen. Ja er hat es mir in vertrauten Stunden selbst schon gesagt: wenn einst sein Name ruhmvoll erglänzen soll in den Tafeln der Geschichte, so will er nicht anders heißen, denn Ludwig der Deutsche!"

In der Lebhaftigkeit seiner Rede hatte der Kanzler sein Schwert gezogen und mit dessen Spitze in flüchtigen Umrissen ein Landkartenbild auf den Fußboden des Thurmgemachs gezeichnet.

Der Bischof hatte ihm lächelnd zugesehen und nun

sprach er bedächtig: „Des Menschen Herz beschreitet seinen Weg, aber der Herr allein verleiht den Fortgang."

„Und darum," fuhr der Kanzler erregt fort, „will mein König, sobald er den Nordgau gewonnen hat, die Sorben niederwerfen, die jenseits des Mains und der Saale siedeln — die Sorben, Bruder Humbert, die auch Dir manchmal unbequem im Nacken sitzen, und nach den Sorben die Wilzen — und nach den Wilzen — die Obotriten. Dann fassen wir die Dänen in ihrem Inselreich von zwei Seiten mit eherner Zange, und diese Heiden sollen nicht mehr an den Mündungen unserer heimischen Flüsse sengen und brennen."

„Laß unsern Sinn nicht allzusehr in die Ferne schweifen, Bruder Grimald!" erwiderte der Bischof. „Ich verstehe Dich. Darum begehrt Dein König den Nordgau zu gewinnen, weil er den Markgrafen Arnhart, der nur dem Kaiser Heerfolge zu leisten verpflichtet ist, zu seinem Lehensmann machen will. Eben darum soll dereinst Regiswindis an Karlmanns Seite die Krone tragen."

„Und Du, Bischof von Wirzburg, würdest lieber eine andere Krone auf des Kindes Haupt setzen, vielleicht die Krone einer gottgeweihten Heiligen, die zwar kein Königreich beherrschen wird, aber die Welt überwunden hat."

„Kronen," versetzte Humbert, „Kronen verleiht kein Bischof und kein Kanzler, kein Kaiser und kein König, sondern der hohe Herr des Himmels selbst. Laß gut sein, Bruder Grimald! Wirf immerhin Dein feingesponnenes Netz aus, Du wirst wohl noch reichlich ein Jahr-

zehnt warten, bis Du das Netz aus verborgener Tiefe ziehst und Deinem König den willkommenen Fang vor die Füße legst. — Oder," fügte er nach einer Weile hinzu, „gedenkst Du morgen etwa als Brautwerber für Karlmann vor das Kind des Markgrafen zu treten?"

„Nein," entgegnete der Kanzler ruhig, „meines Königs Sohn mag sein eigener Brautwerber sein in späteren Jahren, oder, wenn er will auch morgen. Ich gedenke den Knaben in des Markgrafen Obhut auf der Felseninsel zurückzulassen und allein mit dem Gefolge gen Diedenhofen zum Reichstag zu fahren. Hier auf der grünen Flur am Neckar mag Karlmann seine junge Seele vom Staub der Reise und vom Dunst der Hofluft rein baden im Maienthau."

„Du bist unerschöpflich an überraschenden Entwürfen. Aber die Königin Emma wird Dir zürnen, wenn sie den Knaben nicht ans Herz drücken kann."

„Die Königin Emma wird mirs danken. Sie war von Anfang nicht gewillt, daß ich ihren Erstgeborenen mit auf die Reise nehme. Aber der König befahl, daß Karlmann in keiner der bairischen Pfalzen bleiben sollte. Des Knaben Verstand ist reifer, als Du nach der Zahl seiner Lebensjahre vermuthen würdest. Es ist ihm nicht völlig verborgen geblieben, daß Unfriede zwischen seinem Vater und seinem Großvater herrscht. Nehme ich ihn mit nach Diedenhofen, so fürchte ich, die Augen werden ihm vollends aufgethan werden, denn schwerlich werden der Kaiser und sein Sohn mit einander versöhnt vom

Reichstag scheiden. Jedenfalls wird es in Diedenhofen unter den Höflingen nicht an Lästerzungen fehlen, die in Karlmanns Ohr und Herz ihr Gift träufeln würden. Davor will ich ihn bewahren, indem ich ihn in Laufen zurücklasse, denn der Markgraf ist dem Kaiser treu ergeben und gegen meinen König nicht feindlich gesinnt. Ich will endlich einmal die böse Saat des unseligen Zwistes zwischen Vätern und Kindern im Hause der Karolinger ersticken."

„Du thust wohl daran, Bruder Grimald," sagte der Bischof leuchtenden Blicks. „Ach, daß die Engel zur nächsten Weihenacht auch über Alemannien singen möchten: Friede auf Erden!"

„Und die Königin Emma," fuhr der Kanzler fort, „mag, wenn sie nach Baiern zurückkehrt, ihr Kind auf der Felseninsel abholen. Aber meinst Du, daß die Markgräfin dem Sohn meines Königs für etliche Wochen einen Platz an ihrem Herde räumen wird?"

„Frideburg? — sie wird es sich zur Ehre rechnen, denn ihr Sinn steht nach hohen Dingen."

„Willst Du morgen früh Fürsprach für meine Bitte einlegen?"

„Das ist nicht noth. Du hast die Gunst der Markgräfin in wenigen Stunden fester gewonnen, als es mir in den vielen Jahren gelang, in denen ihre Seele der Obhut des Bischofs von Wirzburg anvertraut ist."

„Sprich, Bruder Humbert, was ist zwischen Dir und der Markgräfin? Ich weiß nur, daß sie in der

Hofschule zu Ebrodunum mit Dir zu den Füßen unseres Lehrers Claudius gesessen ist und trotzdem —"

„Trotzdem — ebendeßwegen," fiel der Bischof ein, „haßt sie mich."

„So erzähle, wie das gekommen ist!"

„Die Nacht ist schon weit vorgerückt, und wir bedürfen der Ruhe, auch meine ich, drinnen in der Stube hat sich der Knabe geregt. Er könnte von unserem Gespräch etwas vernehmen."

Der Kanzler verschwand einen Augenblick in der Kammer, dann kam er zurück und sagte: „Karlmann schläft den glücklichen Schlaf der Kindheit, doch, damit Du sicher bist, rede lateinisch!"

Der Bischof schwieg noch eine Weile, dann nahm er einen Schluck von dem Schlaftrunk, der auf dem kleinen Tisch neben seinem Lager stand, und begann in lateinischer Sprache:

Vor fünfzehn Jahren wars, ein heißer Sommernachmittag lag über den Gefilden des aquitanischen Landes und den Felsenbergen von Ebrodunum. Die Schüler der kaiserlichen Hofschule zu Ebrodunum, die Du, Bruder Grimald, damals schon verlassen hattest, waren in der kühlen Halle des Palastes versammelt, welchen der fromme Kaiser Ludwig ihnen eingeräumt hatte. Es waren halbgewachsene Jünglinge, alle für den geistlichen Stand bestimmt, denn diejenigen, welche mit ihrer Hände Arbeit ihren Lebensunterhalt erwerben oder den Acker bauen oder das Schwert schwingen sollten, pflegten damals nur

noch in etlichen Stunden des Vormittags dem Unterricht beizuwohnen. Die Schüler warteten auf das Erscheinen ihres Lehrers Claudius, der sich sonst gar zeitig von seiner Mittagsruhe erhob, um in die Schule zu eilen. An jenem Tage kam er etwas zu spät, und der Jüngling, der unter seinen Mitschülern den ersten Platz einnahm, und dem deßhalb die Sanduhr anvertraut war, beobachtete mit Mißmuth, wie sich mehr und mehr die untere Schale der Uhr mit den rieselnden staubfeinen Körnern anfüllte. Von den andern saßen nicht alle sittig und gemessen, wie es angehenden Geistlichen geziemt, an ihren Plätzen, sondern da und dort wurde ein Ellbogen, der sich in den genau abgegrenzten nachbarlichen Platz verirrt hatte, mit kräftiger Faust zurückgestoßen, und die zwischen hohem und tiefem Ton schwankenden Stimmen der Schüler schwirrten durcheinander wie das Gezwitscher eines Flugs von Sperlingen, der in den gefüllten Kornspeicher eingefallen ist. Da knarrte die schwere Thüre in den Angeln, und an der Seite des Claudius trat ein schlankes Mädchen in die Halle. Die Jungfrau erröthete flüchtig, als sie fühlte, wie auf einmal die neugierigen Blicke von etlichen dreißig Augen auf ihr ruhten, und das Pergamentblatt zitterte merklich in ihrer Hand, als sie auf einen Wink des Lehrers abseits ihren Platz eingenommen hatte. Ein leises Gekicher gieng durch die Reihen der Jünglinge; aber die gerunzelte Stirn des strengen Lehrers bannte rasch den Ausbruch gröberen Muthwillens. „Ein Mädchen, das sich die zarten Fingerspitzen mit Schreibsaft schwärzen will!

— Sie muß hinaus, sie gehört nicht in unsere Reihen!" flüsterten die Schüler einander zu.

Ehe Claudius mit seiner schrillen Stimme den ersten Satz aus der Schrift des heiligen Augustinus von der Stadt Gottes vorlas, schritt er auf den Jüngling zu, der den ersten Platz unter seinen Mitschülern behauptete, warf einen prüfenden Blick auf die Sanduhr und sagte streng: „Humbert, Du hast die Schalen heute um eben so viel zu frühe gedreht, als gestern zu spät." Humbert erhob sich und entgegnete bescheiden: „Ich habe die Schalen genau in dem Augenblick gedreht, da der Wächter vom Thurm die zweite Stunde nach Mittag ankündigte." „Es ist nicht wahr!" versetzte der Lehrer barsch, „Du nimmst es mit der Wahrheit eben so wenig genau, als mit der Uhr! Burkhart, von heute an nimmst Du den ersten Platz ein, und der Zeitmesser wird von Dir besorgt." Schweigend räumte Humbert den ersten Platz; aber von Aufmerken auf die trefflichen Worte des heiligen Augustinus war bei ihm und seinen Mitschülern in dieser Stunde wenig mehr zu finden. Als der Unterricht beendet war und Claudius mit der Jungfrau die Halle verlassen hatte, stürmten die Hofschüler ins Freie, um unter dem alten Oelbaum vor dem Thor Berathung zu halten. Erchanger, der wegen seiner Körperstärke von uns allen hoch angesehen war, hatte den Vorsitz bei der Berathung. Bittere Klagen wurden über Claudius laut. Unerhört sei es, daß sich ein Mädchen in die Reihen der des Lateinischen kundigen Schüler dränge. Claudius wolle die Hofschüler zur Stufe

der Unmündigen erniedrigen, die mühsam Buchstaben an Buchstaben, Silbe an Silbe reihen. Der Kaiser selbst müsse Abhilfe schaffen, wenn das Mädchen noch einmal dem Unterricht beiwohne, und nicht Burkhart, sondern Humbert müsse nach wie vor der Sprecher gegenüber dem Kaiser sein, wenn ihm auch durch die Gewaltthätigkeit des Claudius der erste Platz schimpflicherweise entzogen worden sei.

Die Jungfrau erschien auch ferner in den Unterrichtsstunden. Man erfuhr, daß sie eine Waise aus dem Geschlecht der Linzgaugrafen, aus der Gegend des Bodensees sei, und daß sie Frideburg heiße. Eine Verwandte in der Umgebung der Kaiserin hatte sich ihrer angenommen, und der Spanier Claudius hatte sie alsbald unter seinen besonderen Schutz gestellt. Es steigerte die Erbitterung der Hofschüler, daß Frideburg, nachdem sie sich eine Woche lang schweigend verhalten hatte, bald gründlichere und besonnenere Antworten gab, daß sie die großen Anfangsbuchstaben feiner aufs Pergament malte, denn wir alle. Als sie einmal ihr Schreibzeug unachtsam in der Halle liegen ließ, fand Claudius des andern Tages ihre Schilfrohre geknickt, ihr Pergament zerschnitten und ihre Purpurtinte ausgeschüttet, aber auch durch die strengste Untersuchung erfuhr er nicht, wer das Unheil angerichtet.

Am Ende jeden Monats pflegte der Kaiser in der Schule zu erscheinen und, wenn er mit uns zufrieden war, die Frage an uns zu richten, ob er uns einen Wunsch

erfüllen könne. Meistens erbaten wir uns einige Seitel*) Bier oder Fleisch für den nächsten Festtag, manchmal heischten wir nichts. Als nun der Kaiser wiederum dem Unterricht beiwohnte, sein Wohlgefallen über Frideburgs Scharfsinn äußerte und die gewohnte Frage an uns richtete: „Habt Ihr noch etwas zu erbitten, meine Söhne?“ blieb eine Zeitlang alles still. Schon wandte sich der Kaiser der Thüre zu, da rief es aus der Reihe der Hofschüler: „Ja, wir haben etwas auf dem Herzen.“ Der Kaiser richtete einen fragenden Blick auf Burkhart als den Ersten in der Reihe. „Humbert soll Sprecher sein, nicht Burkhart!“ rief es. Da erhob sich Humbert und trug in wohlgesetzter Rede dem kaiserlichen Herrn die Klage der Hofschüler wider Frideburg vor. Kränkend sei es für Jünglinge, die sich dem geistlichen Stande weihen, wenn der Vorschrift des Apostels zuwider ein Mädchen in der Versammlung sprechen dürfe. Der Kaiser hörte lächelnd die Klage an und gab uns einige väterliche Ermahnungen, unser Herz vom Roste niedrigen Neides zu reinigen, dann sagte er, auf Humbert deutend: „Ihr andern seid entlassen, mit diesem hier habe ich noch ein Wort besonders zu reden.“

Humbert stand mit niedergeschlagenen Augen vor dem Kaiser, auch Claudius und Frideburg waren aus der Halle gegangen. Der fromme Ludwig maß den Jüngling mit einem prüfenden Blick und fragte: „Dein Herz denkt

---

*) In der Karolingerzeit gebräuchliches Maß; lateinisch situla.

anders als Deine Lippe spricht, mein Sohn Humbert?" Du hegst keinen Groll gegen die Jungfrau, aber Du bist durch die kindische Thorheit Deiner Mitschüler gezwungen worden, Klage wider Frideburg zu erheben. Ist es nicht so! Antworte Ja oder Nein!"

„Ja! stammelte der Jüngling, indem dunkle Glut seine Wangen bedeckte. Der Kaiser hatte es ausgesprochen, was er sich selbst nicht bekannt hatte in schlafloser Nacht: er hegte keinen Groll gegen Frideburg. Ob der Kaiser sein Herz völlig durchschaut hatte, wußte er nicht.

„So sei nicht doppelzüngig, das ziemt sich für keinen Christen und ziemt sich am wenigsten für einen Geweihten des Herrn!" versetzte der Kaiser, indem er die Hand auf Humberts Schulter ruhen ließ. Dann gieng er, und der Jüngling stand wie ein Träumender in der Halle.

Und wie ein Träumender schlich er sich unter den Oelbaum vor dem Thor, wo seine Genossen mit lärmender Neugier ihn nach dem besonderen Bescheid fragten, den der Kaiser ihm gegeben.

„Ihr wißt des Kaisers Bescheid," rief Humbert trotzig, „und Fehde sage ich jedem an, der künftig durch Wort oder That die Alemannin Frideburg zu kränken wagt. Wer ihr noch einmal das Schreibrohr knicken oder das Pergament zerschneiden oder die Tinte ausschütten will, der stelle sich mir zu ehrlichem Zweikampf!"

Mit schallendem Gelächter und höhnischem Eia beantworteten die Hofschüler Humberts drohende Worte. „Er ist ein Mägdeknecht geworden; er gibt das geistliche Ge-

wand um den Zipfel einer Schürze," riefen sie durcheinander. Die drei Stärksten aber, Erchanger, Burkhart und Walafrid stülpten die Aermel ihrer Gewänder und traten zum Ringkampf vor.

„Ich knicke das Schilfrohr der Landfahrerin, so oft ich mag, und Du wirst mirs nicht wehren," sagte Burkhart.

„Laß sehen, ob ich nicht zuerst Dich knicke," erwiderte Humbert und faßte seinen ersten Gegner. Nach einigen Augenblicken lag Burkhart auf den grünen Rasen gestreckt. „Nun kommt die Reihe an Dich, Walafrid," sagte Humbert tief aufathmend. „Nein," wandte Erchanger ein, „Humbert ist vom ersten Kampf ermüdet. Lassen wirs bis morgen!"

Aber Humbert und Walafrid hatten sich bereits mit sehnigen Armen umschlungen, und keinem der Zuschauer gelang es mehr, sie zu trennen. Es war ein verzweifeltes Ringen, aber zuletzt blieb Humbert im Vortheil.

„Wir zwei sparen den Kampf bis morgen," rief Erchanger. „Die Kräfte der Streiter müssen gleich sein bei ehrlichem Ringen." „Ich bin auch heute bereit," entgegnete Humbert trotzig und stolz auf den doppelten Sieg. „Gut, es gehe nach Deinem Willen," sagte der dritte Gegner, „Ihr seid alle Zeugen, daß ich ihm Frist angeboten." — Zum drittenmal begann der Ringkampf. Aber Humbert hatte seine Kraft überschätzt. Mit leichter Mühe zwang ihn der gewaltige Erchanger zu Boden und setzte ihm den Fuß auf den Nacken. „Ihr seht es," rief

der Sieger, „daß ein Mägdeknecht mich nicht überwindet. Aber er hat wacker gerungen, zweimal hat er gesiegt, einmal ist er unterlegen. Laßt uns Frieden schließen und laßt uns geloben, daß wir die Alemannin künftig ungekränkt unter uns dulden. Wer diesem Bund beitreten will, der stecke einen Zweig vom Oelbaum in seinen Gürtel." Sogleich waren alle Hofschüler mit dem grünen Blatt des Baumes geschmückt, denn Erchangers Wort galt viel. Hand in Hand gieng Humbert mit seinem Besieger in die Halle des Palastes zurück. Der Kaiser hatte, ohne daß wir darum gebeten, einen Karren*) Bier geschickt, und es ward Versöhnung getrunken.

Von nun an gieng Frideburg ungekränkt in der Halle der Hofschüler ein und aus, gern hätte Humbert einen dankbaren Blick aus den Augen der Jungfrau erhascht, um deren willen er zwei Genossen in den Sand geworfen, um deren willen er einige Tage Blaumäler von Erchangers Fingern am Handgelenk trug. Aber Claudius und seine Schutzbefohlene schrieben die Sinnesänderung der Hofschüler dem allgebietenden Worte des Kaisers zu.

Doch noch einen andern Ringkampf sollte Humbert ausfechten, einen Ringkampf, bei dem es die Kraft des Geistes zu messen galt. Claudius hatte die Gewohnheit, Uebungen in Streitreden mit uns zu veranstalten. Er stellte zwei Sätze aus weltlichen Büchern oder aus der heiligen Schrift, die sich dem Anschein nach widersprachen,

---

*) Der „Karren" faßte vierzig „Seitel."

neben einander und ließ jeden Satz durch einen der Hofschüler vertheidigen. Die Geschicklichkeit der beiden Streitenden bestand darin, daß sie zuerst die Gegensätze aufs schärfste zuspitzten, dann aber wieder einander sich näherten, indem sie sich gegenseitig Einräumungen machten, bis zuletzt unter Beihilfe des Lehres gezeigt wurde, daß das scheinbar sich Widersprechende nicht ein Mißklang sei, sondern im Einklang stehe. Der fromme Kaiser hatte an solcher Auflösung der Widersprüche eine besondere Freude. — Nun erhielten Walafrid und Humbert die Aufgabe, über die beiden Sprüche des Apostels Paulus: „Jedermann unterwerfe sich der Obrigkeit, die über ihn Vollmacht hat" — und: „Werdet nicht Knechte der Menschen!" eine Streitunterredung zu halten. Die beiden Gegner fuhren anfangs sänftiglich mit einander, bis sie auf die Frage zu reden kamen, ob der geistliche Stand von weltlicher Gewalt frei sein müsse, und ob die Kirche recht gethan habe, wenn sie dem Geistlichen, der die höheren Weihen erhalten, die Ehe versage. Walafrid war der Meinung, die Kirche könne auch den Bischöfen und Erzbischöfen gestatten, eines Eheweibs sich zu erfreuen, Humbert verfocht die Ansicht, daß ein Geweihter des Herrn die Kirche als seine einzige Braut anzusehen habe. Der Kampf entbrannte heftig. Schon hatte Humbert in der Hitze des Streits seinen Gegner einen Erzketzer und Walafrid den Humbert einen Menschen mit zerrütteten Sinnen genannt. Allmählich schien sich der Sieg auf Humberts Seite zu neigen. Der Kaiser wandte kein Auge von ihm, auch Fride-

burg folgte dem Gang des Kampfes mit gespannter Aufmerksamkeit. Da legte sich Claudius ins Mittel und nahm den Walafrid in Schutz. Mit großem Scharfsinn und gewaltiger Gelehrsamkeit brachte er seine Beweisstellen aus den alten Vätern der Kirche und den Satzungen der kirchlichen Versammlungen zusammen. Er suchte zu beweisen, daß die Kirche einem Theil ihrer Diener zwar aus Gründen der Zweckmäßigkeit die Ehe zu verbieten das Recht habe, daß aber doch die Ehelosigkeit als ein allgemeines Pflichtgebot für die Geistlichen aus der heiligen Schrift nicht zu erweisen und also kein eigentlich göttliches Gesetz sei. Humbert hielt sich auch seinem Lehrer gegenüber wacker aufrecht, aber der Kaiser, der den Reden des Claudius mit Stirnrunzeln zugehört hatte, gebot nun Schweigen, und der Streit war nicht ausgetragen, als die Kämpfer verstummten. Nachdem wir die Halle verlassen hatten, wandte sich der fromme Ludwig an Humbert und fragte ihn: „Hat diesmal Dein Mund dasselbe gesprochen, was Dein Herz gedacht hat?“ „Ja!“ sagte Humbert fest, indem er seinem kaiserlichen Herrn ins Auge blickte. Und eine Unwahrheit hatte er damit nicht gesagt, denn es war seines Herzens wirkliche Meinung, daß ein Geweihter des Herrn nur eine himmlische Braut habe. Doch — hätte ihn zur selben Stunde Frideburg gefragt: „Willst Du Bischof werden, Humbert, oder mein Ehegemahl?“ wer weiß, was er geantwortet hätte? Der Kaiser aber blickte den Jüngling mit Wohlgefallen an und sprach: „So bist Du von heute an nicht mehr Schüler,

sondern Lehrer der Jüngeren an der Hofschule zu Ebrodunum.“ Mit diesen Worten verschwand er in der Kanzlei des Palastes.

Humbert aber hielt wenige Stunden hernach ein Pergament in seiner Hand, das ihn zum Lehrer bestellte. Der Jüngling vermochte es kaum zu fassen. Aus niedrigem Stand hatte er sich durch Gottes und des Kaisers Gnade unter den adeligen Schülern emporgearbeitet und unerhört wars, daß einem Mann in so zarter Jugend ein Lehramt anvertraut wurde. Er dachte daran, mit welchem Stolz seine Mutter das Pergament betrachten werde, er dachte an das neidische Staunen seiner Schulgenossen. Er dachte daran, daß Eginhard, der Schreiber des großen Karl, selbst zur Tochter seines kaiserlichen Herrn den Blick zu zu erheben gewagt hatte.*) Und doch schnürte ihm das Glück, das ihm zugefallen war, die Fasern des Herzens zusammen.

„Als Humbert des andern Morgens zum erstenmal in seine Schule gieng, um den Unterricht der Jüngeren zu beginnen, sah er einen bepackten Wagen im Hofe des Palastes stehen. „Es ist des Claudius Reisewagen,“ sagte der Verwalter des kaiserlichen Fahrzeugs mit bedeutsamem Lächeln. „Ihm ist hohes Glück widerfahren, denn gestern Abend hat ihn unser Kaiser zum Bischof von Turin

---

*) Ich weiß wohl, daß die fragliche Ueberlieferung neuerdings für sagenhaft gilt. — Doch mag sich die Sage frühe gebildet haben.

ernannt, und schon heute fährt er dem Cinisiusberg*) zu. Wir wollen ihn im Frieden ziehen lassen, Humbert. Er sagt, er besteige den Bischofsstuhl in Turin nur ungern. Aber seit Saul sich hinter die Fässer versteckt hat, da sie ihn zum König gewählt hatten, muß jeder neue Bischof ungefähr eben so sprechen, wenn er das Lob eines bescheidenen Mannes davontragen will."

Humbert erschrack, als er die Kunde hörte, er wußte, daß der Kaiser dem ersten Lehrer an der Hofschule durch seine Erhebung auf einen Bischofsstuhl beides erwiesen hatte — eine Gnade und eine Ungnade. Humbert sah durchs Fenster seiner Schule, wie Claudius auf den Reisewagen stieg, ohne daß ein Zucken seines Mundes Freude oder Schmerz verrathen hätte. Er sah, wie Frideburg über den Hof gieng und ihrem scheidenden Lehrer die Hand reichte, während Thränen aus ihren Augen quollen. — Nach etlichen Monaten nahm Humbert die durch des Claudius Abschied verwaiste Lehrstelle ein; Frideburg nahm nicht mehr Theil am Unterricht in der Hofschule.

Um dieselbe Zeit berief der Kaiser einen jungen Edeln aus dem Baierland an seinen Hof — Arnhart hieß er — und überhäufte ihn mit Ehren. Man sagte am Hof, es sei des Kaisers besonderer Wunsch gewesen, daß Frideburg dem jungen Grafen des Nordgaus die Hand zum Ehebund reiche. Ob Arnhart Frideburgs Liebe jemals gewonnen hat, das hat auch Humbert nie erfahren,

*) Jetzt der Mont Cenis.

aber er sah, wie Arnhart und Frideburg in der Kapelle des Palastes vor dem Altar mit den zwölf Wachskerzen knieten, und wie der Erzbischof von Rheims den Segen Gottes über sie erflehte. Damals verfiel Humbert in eine schwere Krankheit, und als er genesen war, legte er alle Sehnsucht, die den Mann zum Weibe zwingt, der seligen Jungfrau, der Himmelskönigin zu Füßen und flehte, sie möge den letzten Rest irdischer Liebe aus seinem Herzen tilgen. Und die Himmelskönigin hat ihn erhört, wenn er vor ihr auf den Knieen lag, so verblich aller Glanz irdischer Schöne vor der Holdseligkeit der Gebenedeiten. Er empfieng die niederen Weihen und die höheren Weihen, er bestieg den Bischofsstuhl von Wirzburg vor neun Jahren, er ist im Nordgau und auf der Felseninsel bei Laufen in Arnharts und Frideburgs Haus eingekehrt, er hat ihr Kind Regiswindis heranwachsen sehen. Und auch heute Nacht darf er im Markgrafenschloß weilen, ohne daß der Hauch seines Mundes die Luft des gastlichen Hauses entweiht.

Also erzählte der Bischof von Wirzburg dem Kanzler des Königs Ludwig. Lateinisch hatte er seine Rede begonnen, aber allmählich war sie in die traute heimische Sprache übergegangen.

Grimald hatte ihm nachdenklich zugehört. „Ich danke Dir, Bruder Humbert,“ sprach er, „daß Du die Beichte Deines Geheimnisses in meiner verschwiegenen Brust niedergelegt hast. Aber laß uns nunmehr die Ruhe aufsuchen.

Der Docht der Lampe saugt die letzten Tropfen Oel aus dem Napf, und wir bedürfen beide für morgen Kraft zur Weiterreise."

„Lege Dich immerhin nieder, Grimald," antwortete der Bischof, „mein Auge begehrt noch keinen Schlaf. Lösche die Lampe, ich gehe ans Fenster, den kühlen Odem der Lenznacht zu schlürfen, die Luft ist dumpf hier im Thurmgemach."

Der Bischof lag knieend in der Fensternische, seine heiße Stirne ruhte auf der Kante der steinernen Bank. Der Kanzler hatte sich aufs Lager geworfen, und seine Athemzüge verriethen bald, daß er eben so fest schlafe wie der Knabe in der Nebenkammer. Im Traume sah er Karlmann und Regiswindis als Brautpaar über die Zugbrücke der Felseninsel schreiten. Sein königlicher Herr stand neben ihm, er lächelte wohlgefällig und sprach: „Du hast es klug angegriffen, Grimald; der Nordgau ist unser."

4.

Bei Sankt Martin.

Die Morgenhelle fiel durch den Fensterspalt in der dicken Mauer des Thurmgemachs, als der Kanzler aus seinem Schlaf emporfuhr. Mit Verwunderung sah er, daß das harte Lager, das der Bischof sich zugerichtet hatte, unberührt geblieben und daß sein Kammergenosse verschwunden war. Rasch kleidete sich Grimald an, und

nachdem er sich überzeugt hatte, daß seines Königs Kind noch ruhig schlafe, verließ er das Thurmgemach. Stille war es noch in den Hallen des Schlosses, aber im Hof und im kleinen Garten der Felseninsel war munteres Leben mit der Sonne erwacht. Aus dem Gebüsch des Gartens drang das Morgenlied der Vögel, und fröhlich huschten die Schwalben um die Giebel des Hauses, ihre Nester unter das schirmende Dach eines Mauervorsprungs zu kleben. Ueber den Hof liefen die Mägde mit den Melkeimern, um von den Ställen, die drüben am Ufer standen, die Milch zum Morgenimbiß herbeizutragen. Die Zugbrücke war niedergelassen, und mit stattlicher Würde schritt ein Hahn mit der Schar seiner Hennen über die Dielen der Brücke.

Der Kanzler dachte seines Traumes und lächelte, aber er hatte keine Zeit, das Schloß, das im Frühstrahl der Sonne so jugendfrisch prangte, als wäre es eben aus den Fluten des Neckars getaucht, sich länger zu betrachten; die Sorge, wohin sein Freund gekommen, trieb ihn vorwärts.

„Ist der Herr Bischof aus dem Frieden der Felseninsel entwichen?“ fragte er den Pförtner, der mit freigebiger Hand die jungen Hühner fütterte.

„Schon lange,“ erwiderte dieser. „Noch war die Sonne nicht aufgegangen, da mußte ich ihm die Brücke niederlassen. Ich kenne des Herrn Bischofs Art seit vielen Jahren. Er ist ein frommer Mann und bringt nicht nur die Nacht vor Ostern, sondern noch manch andere

Nacht im Jahr wachend und betend zu. Wer ihn finden will, der muß zum Kirchlein des heiligen Martin wallen."

Der Kanzler eilte den Berg hinan zur Martinskirche. Aus der halbgeöffneten Thüre drang ihm Weihrauchduft entgegen, und auf den Stufen vor dem Altar kniete Humbert, wie er wenige Stunden zuvor in der Fensternische des Thurmgemachs gelegen war. Schlief er, oder betete er? Der Kanzler wagte nicht, ihn zu stören. Endlich legte er die Hand auf die Schulter des Freundes und rief ihn bei Namen. Der Bischof wandte sein Antlitz, und Grimald blickte in zwei wackere, treue Augen, denen man die zehrende Qual einer schlaflosen Nacht kaum ansah.

„Warum hat Deine Seele keine Ruhe gefunden im Markgrafenschloß, Bruder Humbert?" fragte der Kanzler. „Ich glaubte, das Herz sei Dir leicht und frei geworden, wie der Morgenhimmel, wenn sich die Nebel gesenkt haben, sonst hätte ich mit Dir gewacht."

Der Bischof schüttelte den Kopf und deutete auf das Bild in der Wandnische über dem Altar. Dort war der heilige Martin gemalt als Kriegsmann hoch zu Roß, wie er mit seinem Schwert seinen Mantel zerschneidet, um die eine Hälfte dem am Wege sitzenden Bettler zuzuwerfen.

„Sie haben im Schloß kein Heiligenbild und keinen geweihten Raum mehr, keinen Altar und kein ewiges Licht. Sonst hätte ich im Schlosse wachen und beten können. Aber nun zog michs hieher zu dem tapferen Kriegsmann, daß er auch mir das Herz feie mit tapferem Muth.

Schwer ists einem Gast, in dem Hause zu weilen, dessen Herrin unverdienten Groll gegen den Gast im Herzen hegt. — Das Schwert des heiligen Martin ist scharf, Bruder Grimald, und zerschnitten ward heute Nacht vollends alles, was mich in sehnendem Sinnen an vergangene Tage gefesselt. Deute mein Wort recht! Hätte der Hauch eines argen Gedankens aus meinem Herzen das Markgrafenschloß entheiligt, ich wäre Dir gestern Abend nicht dorthin gefolgt. Aber Frideburgs Seele zu lösen aus dem Bann unheilvoller Lehre, mit dem Claudius sie umstrickt hat, das ist meines Herzens Verlangen. Das Netz zu zerschneiden, in dem der schwarze Spanier nach langen Jahren noch von seiner Alpenstadt aus ihren Sinn gefangen hält, dazu ist mir ein schärferes Schwert noth, als das Schwert des heiligen Martin."

Es zuckte wie ein Lächeln um des Kanzlers Mund. „Dein Sinn ist unstät geworden durch die Unruhe der durchwachten Stunden, Bruder Humbert. Wenn die Seele der Markgräfin wirklich im Netz unheilvoller Irrlehre gefangen ist, so kann Gott selbst das Netz zerreißen. Komm, laß uns aus dem Dunkel der Halle in den Schein der lieben Sonne treten. Der würzige Odem der grünen Flur kräftigt Deinen Sinn mehr zur Andacht, als der Duft des Weihrauchs, und wenn Gottes Schöpfung an einem Lenzmorgen das Hochamt feiert, so wollen wir fröhliche Diener des hohen Himmelsherrn sein."

Die beiden Männer traten ins Freie, und auch des Bischofs Blick ruhte bewundernd auf der Pracht und

Lieblichkeit der Werke Gottes, die längs der Ufer des stattlichen Flusses über Berg und Thal ergossen war. Der Priester von Sankt Martin trat aus der niedrigen Thüre seiner Hütte, die er sich unterm Schirm des Gotteshauses erbaut hatte, und gesellte sich bescheiden näher tretend zum Bischof und Kanzler. Traulich schmiegten sich die Reihen der Gräber um die Kirche des heiligen Martin, die einen mit grünem Moosteppich übersponnen, die andern mit wohlgepflegten Frühlingsblumen geziert, alle mit dem Zeichen des Kreuzes versehen, das letzte Grab in der Reihe ausgenommen. Der Bischof blieb vor dem noch frischen Erdhügel stehen und fragte den Priester: „Warum fehlt hier das Sinnbild unseres weltüberwindenden Glaubens?"

„Ehrwürdiger Herr!" erwiderte der Gefragte, „diese Schollen decken den Leichnam eines Mannes, dessen Seele nicht im Frieden mit Gott von hinnen gefahren ist. Sein Lebensende ist das gleiche gewesen wie das des ungetreuen Jüngers, der seinen Herrn und Meister an die Juden verrathen hat. Radolt, der Korbflechter hieß er, den goldenen Saft der Reben und das dunkelbraune Bier hat er unmäßig geliebt, sein Herz war voll schwarzer Tücke, und seine Zunge —"

„Rede nichts Arges von ihm, er steht vor seinem Richter," unterbrach der Bischof den Priester. „Aber wie geht es zu, daß sich das Grab des Mannes mitten unter die Ruhestätten der im Glauben Entschlafenen drängt?"

„Die Heimischen wollten seinen Leichnam, nachdem

sie ihn von dem Weidenbaum geschnitten, in der Kiesgrube verscharren, aber die Frau Markgräfin befahl, daß er hier beigesetzt werden solle."

„Was hat die Frau Markgräfin in der Kirche Gottes zu befehlen?"

„Ihr wisset, ehrwürdiger Herr, daß ein großer Theil dieses Ruheplatzes dem heiligen Martin erst vor wenigen Jahren von der milden Hand des Herrn Arnhart geschenkt worden ist. Frau Frideburg aber überredete auch ihren Ehegemahl, daß die Seele eines im Unfrieden von dieser Welt geschiedenen Mannes nicht zu verdammen, sondern zu bemitleiden sei. — So wagte ich nicht zu widersprechen."

„Hat das Gebot der Frau Markgräfin den Glaubigen keinen Anstoß gegeben?"

„Es gab viel Murrens unter den Heimischen, als Radolt, der Korbflechter, hier im Frieden des heiligen Martin zur Zeit der Abenddämmerung beigesetzt ward. Und wenn in diesem Sommer der Hagel unsere Markung schlägt, so wissen wir, warum ein Bann auf unserem Gefilde liegt. Aber dem Gebot, das vom Schlosse ergangen war, wollte doch niemand trotzen. Als ichs der Frau Markgräfin sagte, daß der Grabhügel Radolts das Unwetter auf unsere Fluren heranziehen werde, wie der Magnetstein das Eisen anzieht, lachte sie mir ins Gesicht und herrschte mich an, ob ich ein Diener Christi sei, oder ob ich zu der Sippe der Unholden gehöre, die dereinst dem Donnergott Rosse geopfert haben. Als

ich das hörte, bekreuzte ich mich und gieng meines Wegs."

„Nicht umsonst murren die Heimischen, wenn ein Weib anfängt, in der Kirche Gottes zu herrschen," sagte der Bischof, indem er finster die Stirne runzelte. Er schwieg eine Weile, und der Priester gieng bei Seite, um auf einem entfernteren Grabe die Blumen an die stützenden Stäbe zu binden.

„Du siehst, Bruder Grimald," nahm Humbert wieder das Wort, „wie das Gift der Irrlehre des Claudius um sich frißt und wozu sich seine allzugelehrige Schülerin erdreistet. Sie verwirft die Lehre, daß die Heiligen ihre Fürbitten für unsere Seelen vor den Thron Gottes bringen. Aber sie selbst wagt zu entscheiden, ob die Seele eines Hingeschiedenen zu verdammen oder nur zu bemitleiden sei."

„Ich kann es auch nicht billigen," versetzte Grimald, „daß die Markgräfin über den Umkreis, darein sie Gott gesetzt hat, zu schalten und zu walten, hinausgreift und sich in die kirchliche Gesetzgebung einmengt."

„Und in den Händen einer solchen Frau willst Du Deines Königs Kind für Monden zurücklassen?"

„Karlmanns Seele wird durch die Irrlehren des Claudius keinen Schaden nehmen. Aber Du erinnerst mich zur rechten Zeit daran, daß ich den Knaben allein gelassen habe. Die Sonne steht schon hoch am Himmel, laß uns nach der Felseninsel eilen. Karlmann wird sich, wenn er erwacht ist, mit großen Augen in der fremden

Kammer umsehen und mit Sehnsucht seinen Vater Grimald suchen."

„Ja, laß uns ins Schloß gehen," erwiderte der Bischof. „Ich werde der Frau Markgräfin kund thun, daß, wenn sie vom Loos der abgeschiedenen Seele Radolts sichere Botschaft hat, auch ein Kreuz auf sein Grab gehört. Komm, der Bischof von Wirzburg hat allen Muth wiedergewonnen, der Deinem armen Bruder Humbert in der schlaflosen Nacht entschwunden war."

5.

Karlmann und Regiswindis.

Am Ufer des Neckars standen Karlmann und Regiswindis und sahen zu, wie die Männer vom Fährhause den Kanzler und sein Gefolge, die Rosse und die beiden Reisewagen auf breiten Kähnen über den Fluß setzten.

Eben war der Kanzler in den Nachen gestiegen und vom Land abgestoßen. Das Auge ward ihm feucht, als er seines Königs Kind, das er in der Fremden Obhut zurücklassen wollte, die Arme zum Abschied ausstrecken sah.

„Fahrt wohl, Vater Grimald," rief der Knabe munter, „und sagt meiner lieben Mutter, sie soll ihren Karlmann bald in Laufen abholen, daß wir zusammen gen Oetting fahren."

„Nein, Du mußt ganz bei uns bleiben, Karlmann," fiel Regiswindis ihm ins Wort, „und Deine liebe Mutter darf auch bei uns wohnen, wenn sie will."

„Wenn meine Mutter kommt, so gehst Du mit nach Oetting,“ versetzte Karlmann.

„Gottes Huld hüte Euch, liebe Kinder!“ rief der Kanzler, im Nachen sich erhebend. „Karlmann, vergiß nicht, was ich Dir gesagt habe. Komme den Rossen nicht zu nahe!“

Doch schon verschlang das Gemurmel der Wogen des Kanzlers Worte. Mit kräftigen Armen zwangen die Männer den Nachen durch die reißenden Fluten, deren Schäumen schon an dieser Stelle den weiter unten gelegenen Wirbel ankündigte. Noch einen Blick warf der Kanzler vom linken Neckarufer herüber nach der hochragenden Felseninsel und den lieblichen Kindern, dann setzte er sich in den bereitstehenden Reisewagen, die Pferde zogen an, die Räder knarrten im Kies, und fort giengs durch den steilen Hohlweg.

Karlmann und Regiswindis aber reichten einander die Hand und stiegen vom Ufer des Neckars empor nach dem Markgrafenschloß. Sonnenschein lag ringsum auf den Geländen des Neckargaus und ungetrübter Sonnenschein lag über dem Gemüth der beiden Kinder. Nicht so frohgemuth war die stolze Frau, die im Schloß weilte, und nicht mit leichtem Herzen war der Bischof von dannen gezogen.

Zwar auf die Bitte des Kanzlers, daß Karlmann die nächsten Monate im Schloß auf der Felseninsel zubringen dürfe, war Frideburg bereitwillig eingegangen. Es schmeichelte ihr, daß sie einen Knaben, der die Königs-

krone zu tragen bestimmt war, unter ihrem Dach beherbergte. Und wenn der sinnende Blick ihrer lichten Augen über die Gestalten der nebeneinander stehenden Kinder hinglitt, so schien es, als ob ihre stillen Gedanken mit dem klug angelegten Plane des Kanzlers sich begegneten. Kaum hatte Karlmann erklärt, daß er gern bei Regiswindis bleibe, so war sie schon besorgt, dem Knaben ihr Haus so heimisch als möglich zu machen. Die Knechte holten vom Fährhaus die Kisten, in denen Karlmanns Prunkgewänder geborgen waren, und sie versprach ihm, daß er nicht mehr in der abgelegenen Kammer des Thurms, sondern in einem trauten kleinen Gemach des Wohnhauses sein Nachtlager haben solle. Dem Kanzler aber fiel es nun doch, nachdem er seinen nächsten Wunsch rascher als er selbst gedacht erreicht hatte, schwer, seines Königs Kind in der Hut fremder Leute zurückzulassen. Fast kränkte es ihn, daß sich das Kind so schnell und so innig an des Markgrafen Haus anschmiegte. Doch wenn er daran dachte, wie verlassen der Knabe im unruhigen Treiben des Hoflagers zu Diedenhofen sein müßte, gönnte er ihm den Platz, an dem er für einige Zeit geborgen war. Er wußte ja wohl, daß, sobald der Knabe herangewachsen wäre, sein Vater ihn mit auf seine unstäten Kriegszüge nehmen würde, die ihn von der Donau an den Rhein und vom Rhein wieder an die Elbe führten.

Der Bischof Humbert aber hatte noch an demselben Morgen eine Botschaft vom Abt des Klosters Murrhart, das zu seinem Sprengel gehörte, erhalten, er möge eilends

dorthin kommen, um einen unter den Mönchen des Klosters ausgebrochenen Streit zu schlichten. Im Tannenwald bei Murrhart war ein Einsiedler Namens Walderich aufgetaucht, niemand wußte, von wannen er kam und weß Geschlechts er war, der Ruf seiner Heiligkeit erfüllte den ganzen Gau und in Scharen strömten die Heimischen nach der Hütte, die sich Walderich im Dunkel der Tannen erbaut hatte, um Rath für Gebrechen des Leibes oder Bekümmerniß der Seele bei ihm zu holen. Auch etliche Brüder des Klosters Murrhart, die längst im Stillen gegen die strenge Amtsführung des Abtes sich aufgelehnt hatten, fanden mehr Gefallen am freien Einsiedlerleben im grünen Wald, als an der strengen Regel des gemeinsamen Lebens, ja sie wagten zu behaupten, das wahre gottgefällige Leben eines Mönches sei völlige Abgeschiedenheit von den Menschen, nicht das versuchungsvolle Zusammenwohnen in engen Mauern. Sie entwichen aus dem Kloster, und die Bande altehrwürdiger Zucht und Ordnung drohten sich dort zu lockern. Der Bischof sollte die Verirrten wieder auf den rechten Weg bringen.

Doch so sehr sich Humbert beeilte, nach Murrhart abzureisen, so nahm er sich doch noch Zeit, der Markgräfin ihr Unrecht vorzuhalten, das sie durch die Einreihung der Ruhestätte Radolts unter die Gräber der im Glauben entschlafenen Christen begangen habe. Frideburg hörte den Bischof gelassen an, sie versprach, ein Kreuz auf Radolts Grab zu stiften, denn seine arme Seele habe ja dieses Zeichen der Versöhnung noch nöthiger, als die im

Frieden abgeschiedenen Seelen. Der Bischof aber zweifelte, ob die stolze Frau diese Worte im Ernst oder in verstellter höhnischer Demuth gesprochen. So ritt er voll Unmuths mit seinem Knecht nach Murrhart weiter. „Die Irrlehren der Markgräfin machen mir, wenn ich Sendgericht*) in meinem Sprengel halte, mehr zu schaffen, als die Sünden aller andern Gläubigen zusammen," hatte er beim Abschied zu Grimald gesprochen.

Für die Kinder im Markgrafenschlosse aber begannen glückliche Tage. Täglich stieg die Sonne höher am Himmel, die warmen Strahlen, die sie entsandte, lockten bald auch die Blüte der Apfelbäume hervor, und das grüne Gras wuchs mit Macht am Gelände des Neckars. Alle Tage konnte Regiswindis dem Königssohn etwas neues zeigen, ihre Enten und ihre Hühner, ihr Eichhörnchen und die Rehe im Zwinger. Bald suchten sie zusammen Blumen auf der großen flachen Insel, die sich unterhalb des Markgrafenschlosses im Neckar ausbreitete, bald lasen sie im Kies am Ufer des Flusses Muscheln zusammen.

Regiswindis hatte sich bis dahin nur wenig zu Kindern gesellt. Die wilden Spiele der Knaben des Dorfes hatte sie nach dem Gebot ihrer Mutter gemieden, und Mädchen ihres Alters wuchsen nur in den entfernten Gehöften der Hörigen oder in den jenseits des Stromes gelegenen Fischerhütten heran. Mit um so innigerer kindlicher Zärtlichkeit schmiegte sie sich jetzt an den neuen Gespielen an. Karlmann aber

*) Kirchenvisitation.

that seiner kleinen Freundin alles zu lieb, was er ihr an den Augen ansah. Der Arm des Flusses, der das Schloß von der großen flachen Insel schied, trieb eine Mühle, und stundenlang konnten die Kinder dem hölzernen Rad zusehen, wie es von der Strömung bewegt, sich umdrehte und die hellgrünen Wellen in weißen Schaum verwandelte.

„Karlmann," sagte das Mädchen, „wenn wir eine eigene Mühle hätten und Müller und Müllerin wären!" Da schlug der Knabe zwei gabelförmige Pfosten im seichten Ufer des Flusses ein und schnitt sich Weidenstäbe, um sie zu einem Rad zusammenzufügen. Mancher Versuch mißlang, und in dem Eifer, mit dem er das Holz bearbeitete, schnitt er sich auch einmal tüchtig in den Finger. Aber er sagte, die Wunde schmerze nicht, und endlich war doch das Rad fertig und drehte sich munter um die Axe, die in den Gabeln der Pfosten ruhte. Die Kinder sagten niemand ein Wort von ihrem Geheimniß, überglücklich legten sie sich schlafen, während das Rad die Nacht über seine Arbeit verrichten mußte. Am andern Morgen war Karlmann noch erfinderischer. Zwar sann er vergebens darüber nach, wie er den Wunsch Regiswindens, man sollte in ihrer Mühle auch Korn mahlen können, zu erfüllen vermöchte. Aber er band eine Schnur an die Axe des Rades fest, und so zog die Schnur, indem sie sich aufrollte, einige Schifflein, die Karlmann aus Baumrinde geschnitzt hatte, stromaufwärts. Der Jubel der Kinder war groß.

Karlmann hatte bisher gemeint, mit einem kleinen Mädchen könne ein Knabe kein verständiges oder tapferes Wort wechseln. Denn die Schwestern, die in der Oettinger Pfalz heranwuchsen, lagen noch in der Wiege und im Kissen. Das Kind des Markgrafen aber gieng auf alle Gedanken seines Herzens ein, Regiswindis lehrte ihn Kränze aus Blumen flechten und im Auffinden der Muscheln war sie geschickter als er. Manchmal gesellten sich die beiden auch zu den Kindern des Dorfes, und beim Spiele flüsterte ein älterer Knabe dem Königssohn, der sich schnell zum Beherrscher der jugendlichen Schar aufgeworfen hatte, ins Ohr, es sei eine Schande, mit Mädchen zu spielen. Da kehrte Karlmann den Nachmittag über auch im Schlosse dem Kind des Markgrafen den Rücken. Regiswindis kämpfte tapfer den Schmerz, den sie darüber empfand, nieder. Sie schlich sich in den kleinen Garten, sie barg ihr Köpfchen ins lange Gras unter dem breitästigen Apfelbaum, der seine letzten Blüten auf dem Boden verstreute, und weinte lange, lange, bis das Gras vom Abendthau feucht und kühl ward. Am andern Morgen trafen die Kinder, nachdem sie sich zum erstenmal ohne herzliche Gutenacht schlafen gelegt hatten, an ihrem Mühlrad zusammen. Sie sahen einander lange mit großen Augen an.

„Jetzt reiße ich die Pfosten heraus,“ sagte Karlmann, „und werfe das Rad ins Wasser.“

„Das darfst Du nicht thun,“ entgegnete Regiswindis, „das Rad gehört auch mir. Warum willst Du unsere Mühle verderben?“

„Warum? Ha, darum, weil ich will. Und daß Du es nur weißt, die Mühle gehört mir allein; ich habe sie gemacht.“

Schon legte der Knabe Hand an, sein Zerstörungswerk zu beginnen, da fieng Regiswindis an:

„Und ich weiß ein Nest mit fünf jungen Vögelein. Der Knecht Rothfrid hat mirs gezeigt. Und nun laß ich Dichs erst nicht sehen, weil Du so unhöfisch bist, Karlmann.“

„Wenn Du mir das Nest zeigst, so will ich die Mühle stehen lassen.“

„So komm mit!“

Die Kinder giengen zum Schloßgarten empor. Sie schlichen auf den Zehen über den Rasen zu einem Busch. Regiswindis stellte sich auf einen Stein, bog einen Zweig nieder und belehrte den Knaben, er müsse den Athem anhalten und dürfe die kleinen Thierlein nicht einmal anhauchen.

Karlmann blickte neugierig in das Nest und sagte: „Es sind Distelfinken.“

„Nein, es sind Zeisige, der Knecht Rothfrid hats gesagt,“ entgegnete Regiswindis.

„Wenn ich sage, es seien Distelfinken, so mußt Du nicht alles besser wissen wollen, Du kleines Mädchen,“ erwiderte Karlmann trotzig.

„Nun so könnens ja auch Distelfinken sein. Aber komm, wir wollen vom Neste weggehen, die Vögelein haben auch eine liebe Mutter, die flattert ängstlich dort

um den Baum. Sie will den Kleinen ihren Imbiß bringen und sie mit ihren Flügeln zudecken. — Hast Du kein Heimweh nach Deiner Mutter, Karlmann?"

Dem Knaben wurde das Herz weich, und bald saßen die Kinder versöhnt auf der Bank in der Ecke des Gartens. Da zog Karlmann eine kleine Kapsel, die ihm an feiner goldener Kette um den Hals hieng, aus seinen Kleidern und sagte: „Sieh in dieser Kapsel ist ein Bild meiner Mutter, die Kapsel behalte ich, aber die Kette schenke ich Dir." Er machte die Kapsel los und schlang das Kettlein um Regiswindens Hals.

„Und ich schenke Dir mein Eichhörnchen," sagte das Mädchen erröthend, „Du darfst es mit nach Oetting nehmen, wenn Deine liebe Mutter kommt, Dich abzuholen."

Die Markgräfin schalt den Knaben, als sie das Kettlein an ihres Kindes Hals erblickte, und befahl ihm, er solle das Geschmeide wieder sich selbst anlegen. Aber Karlmann entgegnete stolz: „Wenn ein Königssohn etwas verschenkt hat, so gereut es ihn nicht."

So flogen für Karlmann im Markgrafenschlosse die Tage und die Wochen dahin. Ohne daß die Kinder es merkten, hielt sie die Markgräfin in sorgsamer Obhut, und wenn sie selbst durch die Verwaltung der Hauswirthschaft verhindert war, über die Kinder zu wachen, so war ihre vertrauteste Dienerin Siglinde beauftragt, darüber zu halten, daß die Kinder an keine gefährliche Stelle der steil abfallenden Felseninsel oder des reißenden Flusses geriethen.

Den Markgrafen hatte der Kanzler Grimald beim Abschied gebeten, er möge den Knaben nie auf einem Rosse reiten lassen, denn er habe vor Jahren eine gefährliche Wunde an der Stirn durch einen Hufschlag davongetragen. Darum hatte Herr Arnhart seinen Knechten und besonders dem Bruder Siglindens, Sigulf, der über die Rosse gesetzt war, streng eingeschärft, die Roßställe für den Sohn des ostfränkischen Königs verschlossen zu halten. — —

Sigulf und Siglinde stammten aus einem edlen alemannischen Geschlecht. Ihr Vater Sigwin war als Verwalter des kaiserlichen Kammerguts Laufen der Vorgänger des Markgrafen Arnhart gewesen. Aber Sigwin war bei dem Kaiser Ludwig in Ungnade gefallen, weil man ihn zieh, er habe bei der Verwaltung des Guts mehr auf seinen eigenen als auf des Kaisers Vortheil gesehen. Das Gut hatte in Sigwins letzten Jahren dem Kaiser fast keinen Ertrag mehr geliefert. Wohl bemühte sich Sigulf um des Kaisers Gunst, denn er hoffte, durch Treue und Fleiß doppelt zu ersetzen, was sein Vater vernachlässigt. Aber der Kaiser grollte und betraute, als Sigwin starb, einen Fremdling aus dem Nordgau mit der Verwaltung seines Kammerguts. Sigulf war unvermählt, Siglinde hatte einen alemannischen Edlen geehlicht, der aber wenige Monden nach der Hochzeit auf einer Eberjagd zu Schaden kam und bald hernach starb. Im Haus ihres Vaters hatte die junge Wittwe Zuflucht gefunden, bis sich die Geschwister durch des Kaisers Ungnade

von Haus und Hof vertrieben und in das Elend gestoßen sahen. Wenige Wochen bevor Arnhart vom norischen Lande nach Laufen kam, hatte Siglinde einem Knäblein das Leben geschenkt, das sie nach des Großvaters Namen Sigwin nannte. Sie hatte kein eigenes Haus mehr, sich und ihr Kind zu bergen, der Müller am Flußarm räumte ihr mitleidig eine Kammer. Dort lag Siglinde in bitterem Herzeleid mit dem Neugeborenen und vernahm von der Müllerin, wie ein Fremder, ein Baier, von dem Hause Besitz nehme, darin ihre Ahnen manches Jahrzehnt gesiedelt hatten. Frideburg, die Markgräfin, aber war auf der Reise von schlimmer Seuche befallen worden, ihr selbst und ihrem einzigen Kinde, das sie an ihrer Brust nährte, stand der Tod näher denn das Leben, als sie in Laufen anlangten. Da hatte Siglinde ein Erbarmen für die Fremdlinge gefaßt, sie legte des Markgrafen Töchterlein an ihre Brust und rettete das zarte Leben des Kindes, aber ihr eigener Sohn welkte dahin und ward im Schatten der Kirche des heiligen Martin zur Erde bestattet. Als die Markgräfin von ihrer Krankheit genesen war, hatte sie Siglinden für immer in ihr Haus aufgenommen und hielt sie mehr wie eine vertraute Gespielin, denn als eine dienende Magd. Ihrem Bruder Sigulf hatte der Markgraf die Obhut über seine Rosse anvertraut.

Siglinde diente willig und treu im Schloß auf der Felseninsel, aber das frohe Gemüth, das ihr früher eigen gewesen war, gewann sie nie wieder. Regiswindis ward von Siglinden zärtlich geliebt wie ein eigenes Kind, sorg-

fältiger als für die übrigen Bewohner des Hauses schnitt und nähte sie für die kleine Tochter des Markgrafen das Prunkgewand.*) Und doch glaubte Herr Arnhart manchmal zu bemerken, daß sie einen verhaltenen Groll im Herzen trage, weil sie dem fremden Kinde das Leben ihres eigenen Sohnes geopfert. — —

Wenn das Wetter trüb oder regnerisch war, saßen Karlmann und Regiswindis mit Siglinde in der Kammer und ließen sich Märchen von ihr erzählen. Denn Siglinde hatte einen reichen Vorrath von Geschichten aus der Zeit, da noch die Riesen und die Zwerge im alemannischen Lande hausten, im Gedächtniß. Und wenn ihr die Rede vom Munde floß, lauschten ihr die Kinder athemlos mit glühenden Wangen, gerne ließen sie sich dieselbe Geschichte von der Frau Hole oder vom Sneewitchen oder vom Schlangentödter siebenmal berichten, bis sie sich die Worte treuer ins Gedächtniß geprägt hatten, als die Erzählerin selbst.

Eines Tags ward den Kindern gestattet, mit Siglinde die große flache Insel ihrer ganzen Länge nach zu durchstreifen, während sie bis dahin sich nicht in das dichtverwachsene Weidengebüsch des Eilandes gewagt und sich nur so weit vom Schlosse entfernt hatten, als man die ragenden Thürme desselben noch sehen konnte. Die Kinder ergötzten sich daran, wie ihre kleinen Füße im kiesigen Grunde des Eilandes knirschten, Regiswindis fand eine

*) Vgl. hierüber Stälin, Wirtemb. Geschichte I, 393, Anm. 6.

Menge von Muscheln, denn wenn im Frühjahr der Schnee schmolz, überflutete der Neckar oft das Weidengebüsch der Insel, und Karlmann hatte bald einen ganzen Arm voll bunter Blumen gesammelt. Als sie an der untersten Landspitze der Insel angekommen waren, setzten sie sich auf einen alten bemoosten Weidenstumpf, und Siglinde spendete aus einem Körbchen den Morgenimbiß. Aber Karlmann war, als er sich an Milch und Brot gesättigt, mit seiner Beute an Blumen noch nicht zufrieden. Das Wasser des Flusses gieng an diesem Ort stille, eine Menge von schwankenden Binsen wuchs weit in den Neckar hinein und hinter den Binsen ruhten die glänzenden dunkelgrünen Blätter der Seerose mit goldgelben und blendend weißen Blüten dazwischen auf dem Spiegel des Wassers. Ihr stark würziger Duft drang bis ans Ufer herüber. Karlmann erklärte ungeduldig, er gehe nicht nach Haus, bevor er die schönsten Seerosen gepflückt habe. Siglinde gab seinem Drängen nach und führte die Kinder an eine verborgene Bucht der Insel, wo, unter Weidengebüsch versteckt, ein Kahn lag. Munter sprangen die Kinder in den Nachen, Siglinde ergriff die Ruder, und mit wenigen kräftigen Schlägen trieb sie den Kahn in die Mitte des Flußarms. Karlmann pflückte Seerosen nach Herzenslust und riß einen großen Büschel Binsen aus dem schlammigen Grunde, um sie auf dem Boden des Kahns als weiches Ruhepolster aufzuschichten.

„Wem gehört die Hütte dort am Strand?“ fragte Regiswindis.

„Sie gehört dem alten Fischer Konrad,“ antwortete Siglinde, „dem auch der Kahn eigen ist. Verlassen steht die Hütte am Ufer, die Heimischen meiden sie, denn man sagt, sie sei in alten Zeiten, da unsere Vorfahren noch den Göttern geopfert, das Heiligthum einer Göttin gewesen und schlimmer Spuck treibe dort in mondhellen Nächten sein Wesen. Aber wenn Ihr Euch nicht fürchtet, so fahren wir nach der Hütte und ich erzähle Euch ein Märchen, das Ihr noch nicht gehört habt.“

„Erzähle gleich!“ rief Karlmann, in die Hände klatschend, und Regiswindens Augen hiengen verlangend am Munde der Dienerin.

Siglinde begann:

„In den uralten Zeiten, da noch kein Kaiser und kein König über Alemannien gebot, wohnte auf der Felseninsel ein Zauberer, der hatte drei Töchter. Sie brauchten keine Zugbrücke, wenn sie auf die Wiese gehen wollten, Blumen zu pflücken, und sie brauchten keinen Kahn, um über den Neckar zu fahren, denn es waren Schwanenjungfrauen. Sie schlangen einen silberweißen Schleier um die Schulter und flogen durch die Lüfte. Gern gesellten sie sich im Dorf zu den Mädchen und halfen ihnen Flachs spinnen. Und besonders wenn eines der Mädchen im Dorfe Hochzeit machte, saßen die Schwanenjungfrauen mit der Braut bis nach Mitternacht in der niedrigen Stube und drehten die Spindel und schwippten das Weberschifflein und führten die Nadel, bis Hemd und Gewand und Bettzeug fertig war. Da faßte sich einmal eines der

Mädchen ein Herz und bat, als ihre Mitgift schön geschichtet im Schranke lag, die jüngste der Schwanenjungfrauen um ihren silberweißen Schleier für den kommenden Hochzeitstag. Da wurde die Schwanenjungfrau traurig, und ihre älteren Schwestern machten böse Gesichter, so daß die Braut wohl hätte merken können, sie habe einen thörichten Wunsch ausgesprochen. Aber der Gedanke an den Schleier kam ihr nicht aus dem Sinn, und weil die Nacht der Sommersonnenwende nahe war, beschloß sie, den Schleier zu rauben. In der Sonnwendnacht nämlich begaben sich die drei Schwanenjungfrauen in das Heiligthum der Göttin Frigg, dorthin, wo jetzt des Fischer Konrads Hütte steht, und holten das uralte Bild der Göttin von seinem Thronsessel herab, um es in den Wellen des Neckarflusses zu baden. Denn in der Sommersonnwendnacht ruht ein besonderer Segen auf dem Wasser, so daß das Bild, so oft es gebadet war, immer wieder in neuer jugendlicher Schönheit erstrahlte. Aber auch den Schwanenjungfrauen verlieh das Bad die Kraft, nimmer zu altern, und wo sie in den Kies des Flusses traten, sproßte eine weiße Seerose hervor, darum wachsen bis auf den heutigen Tag an dieser Stelle des Flusses die Seerosen. Ihren blendend weißen Schleier aber mußte jede der drei Schwestern ins grüne Gras legen, bevor sie das Bild der Göttin tragend ins Wasser traten. Denn wenn der Schleier naß und schwer wurde, verlor er seine Kraft, daß man mit ihm durch die Lüfte fliegen konnte. Dies wußte die Braut, und darum versteckte sie sich im Gebüsch

hinter dem Heiligthum der Göttin und stahl der jüngsten Schwanenjungfrau ihren Schleier vom Gras weg. Als diese den Diebstahl merkte, eilte sie der Räuberin nach, und die Braut hüllte sich, um ihrer Verfolgerin zu entgehen, in den Schleier, den sie bisher in der Hand getragen, damit sie sich über den Neckar schwinge. Sie kannte auch den Zauberspruch, der lautete:

Ich schlinge den Schleier um Hals und Haar
Und wiege im Wind mich über die Wellen.

So flog sie eine gute Strecke über den Spiegel des Flusses, während die betrogene Schwanenjungfrau in stummem Schmerz am Ufer ihr nachsah und die Hände rang. Aber in demselben Augenblick gieng der volle Mond am Himmel auf, und kaum hatte sein erster Strahl den weißen Schleier getroffen, so begann das Gewebe am Leib der Braut wie rothblaues Feuer zu brennen. Der Leib des Menschenkindes, der nicht durch Zauberkraft gefeit war, schwand dahin, wie der Schnee an mittäglicher Halde in der Märzensonne schmilzt. Und ehe der Mond noch ganz aus dem Dunst des östlichen Himmels getreten war, war von Braut und Schleier nur noch ein Nebelstreifen übrig, der zerflattert an den nickenden Zweigen der Weide hieng. Die Schwanenjungfrau aber, die ihres Schleiers beraubt war, wurde von ihren Schwestern verflucht, da stieß sie sich die Zacken ihres goldenen Kammes in die Brust und versank lautlos in die Flut. Da wo ihr Herzblut das Wasser färbte, sproßte eine dunkelrothe Seerose, wie man vorher und nachher keine gefunden hat. Der Bräutigam,

der seine verlorene Braut suchte, fand die Blume, und der wunderbare Duft, der ihr entströmte, diente ihm zur Herzensstärkung in trauriger Nacht. Die Schwanenjungfrauen aber verließen die Felseninsel und das alemannische Land, und die Mädchen des Dorfes mußten ihren Brautschatz von nun an selbst spinnen, weben und nähen. Bald hernach kamen die Sendboten der christlichen Lehre ins Land, verbrannten das Bild der Göttin Frigg und streuten die Asche ins fließende Wasser, so daß das Heiligthum der Göttin zur Fischerhütte ward. In hellen Mondnächten aber, sagt man, sieht man die jüngste der Schwanenjungfrauen noch heute am Ufer des Flusses irren und ihre Arme nach dem Schleier ausstrecken, der drüben an einem Weidenbaum hängt. Darum meiden die Heimischen den Ort bei Tag und insbesondere zur Nachtzeit."

So erzählte Siglinde im schaukelnden Kahn, und die Augen der Kinder ruhten nachdenklich auf den Blättern der Seerosen.

„Willst Du auch eine Schwanenjungfrau werden, Regiswindis?" fragte Karlmann.

„Nein, lieber werd ich eine Nonne, wie meine Muhme Walpurgis im Kloster Heidenheim*)," gab Regiswindis zur Antwort.

„Dann mußt Du schwarzes Gewand anlegen und wirst in eine enge Zelle gesperrt und darfst nicht im

*) Heidenheim am Hahnenkamm. — Die Lebensbeschreibung der Walpurgis ist noch erhalten.

weißen Schleier durch die Lüfte fliegen. Und wenn Du gestorben bist, legt man Dich in den Altarschrein, und die Wallfahrer und Wallfahrerinnen kommen und küssen Dir die Hand."

„Würdest Du mir auch die Hand küssen, Karlmann, wenn Du ein Wallfahrer wärest?"

„Ich küsse Dich lieber gleich jetzt, denn Du bist eine schönere Heilige als die schwarze Mutter Gottes, die wir in der Kirche zu Oetting*) haben."

„Warum?"

„Weil Du noch jung und weiß bist und keinen goldenen Schein um den Kopf hast. Das Bild der heiligen Maria in Oetting hätt ich einmal vor Jahren bei einem Bittgang küssen sollen, aber ich habe es nicht gethan. Da leg einmal Du Dein Haupt auf die Binsen, damit Siglinde und ich schauen, wie Du als eine Heilige aussiehst! Mach aber kein so strenges Gesicht, wie die heilige Maria von Oetting!"

Lächelnd lehnte sich Regiswindis über die niedrige Bank des Kahns zurück auf den Binsenbüschel, sie schloß die Augen und kreuzte die Arme fromm über der Brust. Um ihre Locken schmiegten sich die weißen und gelben Seerosen. Sie sah aber wohl, wie sich Karlmann über sie beugte, und ehe noch sein Mund ihrer feinen Hand näher kam, gab sie dem Knaben einen leichten Schlag

*) Man zeigt dieses aus dem 8. Jahrhundert stammende Marienbild noch heute in Altötting.

auf die Wange und rief: „Nein Du darfst mich doch nicht küssen, weil Du mich neulich ein kleines Mädchen genannt hast.“ Sie sprang flink auf die Füße und der Kahn schaukelte so heftig, daß er beinahe das Gleichgewicht verloren hätte.

„Nun ists genug der Possen!“ sagte Siglinde streng. „Sitzt ruhig, Kinder, sonst fallen wir alle drei ins Wasser. Wir fahren vollends hinunter nach der Schifferhütte und wollen sehen, ob wir nicht noch eine Faser vom Schleier der Schwanenjungfrau finden. Dann gehen wir über den Berg an der Kirche vorbei ins Schloß.“

„Ja, es ist besser, wir gehen über den Berg zurück,“ sagte Regiswindis. „Das Stampfen im sandigen Kies der großen Insel hat meine Füße müd gemacht.“

Der Kahn trieb in der hier wieder kräftiger werdenden Strömung des Flusses hinab zu der Hütte. Siglinde sprang zuerst ans Ufer und barg den Kahn im Röhricht. Dann zog sie ihn mit kräftigem Arm an den Strand, wickelte die Kette um den zwischen dem Schilf aufgewachsenen jungen Erlenbaum und hob die Kinder heraus auf den Rasen. Die Binsen und die Seerosen ließ Karlmann achtlos liegen, denn er eilte nach der Hütte.

Aber sie fanden in ihren leeren Mauern nichts als ein zerrissenes Fischernetz, und das wollte auch Siglinde nicht als ein Ueberbleibsel vom Schleier der Schwanenjungfrau gelten lassen.

6.

Siglindens Rache.

Auf den Wiesen, die zum Kammergut gehörten und sich auf der luftigen Höhe bei der Martinskirche über den Bergrücken breiteten, war das hohe Gras gemäht und im sengenden Sonnenstrahl zweier Sommertage gedörrt worden. Schon standen die angeschirrten Wagen, die das Heu in die Scheune führen sollten, auf der Wiese, emsig arbeiteten die Knechte und die Mägde des Markgrafen mit Rechen und Gabeln. Als die Strahlen der Sonne schräg durch die Zweige der Bäume fielen, kamen auch Karlmann und Regiswindis nach der Wiese. Bald sprangen sie nach fröhlicher Kinder Art über das geschichtete Heu, bis die Sohlen ihrer Stiefelchen glatt waren wie geschliffener Marmelstein, bald griffen sie wieder mit ernster, wichtiger Miene nach ihren kleinen Rechen und arbeiteten mit den großen Leuten um die Wette. Karlmann hatte gerade eine große Last Heu an den halbgeladenen Wagen gezogen, als er in der Ferne ein junges Roß, das noch nicht angeschirrt wurde, über die abgemähte Wiese traben sah. Flugs ließ er den Rechen liegen und eilte dem Thiere nach. Aber das junge Roß wich dem Knaben aus und vergeblich suchte es Karlmann mit einer Brotkrume, die er aus der Tasche zog, zu locken. Lächelnd sah Sigulf, der in der Nähe stand, dem Treiben des Knaben zu, und

als Karlmann verdrießlich zu werden begann, brachte er durch einen einzigen Pfiff das Roß zum Stehen.

„Setze mich auf das Roß und laß mich ein paarmal auf und abreiten," bat Karlmann.

„Ohne Sattel und Zaum?" fragte Sigulf lachend.

„Ich bin in Oetting oft so geritten, und in Laufen habt Ihr mich noch nicht ein einziges mal reiten lassen," rief Karlmann, indem er zu weinen anfieng.

„Es ist Dir verboten, einem Roß nahe zu kommen," entgegnete Sigulf.

„Und ich will einmal heute reiten," rief Karlmann ärgerlich, mit dem Fuß auf den Boden stampfend.

„Wenn Du aber herabfällst?"

„Dann ists meine eigene Schuld. Ich will es Herrn Arnhart sagen, daß ich selbst habe reiten wollen. Und ich bin ein Königssohn, und wenn ich einmal groß bin, so müssen die Leute alles thun, was ich haben will."

„Nun so komm her und laß sehen, ob Dein Mund größer ist oder Dein Muth!"

Mit diesen Worten hob der Knecht den Knaben auf den Rücken des Pferdes. Stolz saß Karlmann, die Mähne nur leicht berührend, oben, als das Roß zu traben begann. Der Knabe lachte in heller Lust, und nachdem sich Sigulf überzeugt hatte, daß das Roß, so oft er durch die Zähne pfiff, gehorsam stehen blieb, sah auch er ohne Sorgen mit freudigem Stolz dem kühnen Königssohne nach. Karlmann wurde kecker und kecker, er drückte dem Roß die Fersen in die Weichen und ritt die Wiese entlang an den

Rand eines Gerstenfelds. Da stieg plötzlich hart vor dem jungen Reiter ein Flug Rebhühner aus dem Graben auf. Vom Schwirren ihrer Flügel wurde das Roß scheu, es bäumte sich, es schlug mit den Hinterfüßen aus, fest und immer fester, zuletzt krampfhaft klammerte sich der Knabe an die Mähne, er versuchte anfangs noch zu lachen, aber sein Antlitz nahm einen immer ängstlicheren Ausdruck an. Kein Pfiff, kein Zuruf, kein Locken, kein Schelten Sigulfs half mehr, und die Knechte, die herbeiliefen, um dem jungen Reiter zu Hilfe zu eilen, machten das scheue Thier vollends wild und unbändig. In großen Sätzen rannte es querfeldein nach der Straße. Mit schwerer Herzensangst sah Sigulf dem Reiter nach, im nächsten Augenblick konnte der Knabe mit blutender Stirne auf den Steinen der Straße liegen. Schon war das Roß einigemale auf der Straße von den Knechten auf- und abgejagt worden, aber es einzufangen war noch niemanden gelungen. Man sah, wie dem Knaben Muth und Kraft ausgiengen, da lief Regiswindis flüchtig wie ein junges Reh über die Wiese und mit ausgebreiteten Armen warf sie sich dem Roß, das in rasendem Lauf einherstürmte, entgegen. Ein Schrei des Entsetzens drang aus Siglindens Mund, sie glaubte, des Markgrafen Töchterlein werde im nächsten Augenblick von den Hufen des Pferdes getroffen zur Seite geschleudert werden. Aber kaum hatte des Kindes Hand die Brust des Thieres berührt, so machte es Halt, stand zitternd, wie angewurzelt still und fiel auf die Kniee der Vorderfüße. Karlmann sprang rasch auf

den Boden, er wollte reden, aber er brachte kein Wort hervor, die überstandene Angst und die Scham, daß er sich nicht tapferer gehalten, kämpften in seinem Herzen durcheinander, bis er zuletzt in lautes Schluchzen ausbrach. Regiswindis aber stand neben dem Roß und streichelte mit ihrer zarten Hand liebkosend seinen Hals.

„Du mußt nicht weinen, Karlmann," sagte sie, „Dir ist ja nichts Schlimmes geschehen, und mir thut kein Thier, etwas zu leid, weil ich gegen alle fromm und sanft bin."

Die Knechte und Mägde liefen zusammen. „Gott sendet den Kindern immer seine besonderen Schutzengel. Des Markgrafen Kind kann Wunder thun!" flüsterten sie einander zu. Siglinde schlang ihre Arme um des Markgrafen Tochter und herzte und küßte sie. Man untersuchte, ob die Kinder keinen Schaden genommen, aber keinem war ein Haar gekrümmt worden."

Da sprengte Herr Arnhart, der von einem entfernten Hofgute heimkehrte, die Straße heran. Er hatte aus der Ferne gesehen, in welcher Gefahr der ihm anvertraute Königssohn, in welcher Gefahr sein eigenes Kind geschwebt.

„Wer hat dem Knaben gestattet, auf dem wilden Roß zu reiten?" rief er zornig.

„Ich, Herr Markgraf," versetzte Sigulf, aus der Reihe der Knechte vortretend.

„Hast Du vergessen, was ich Dir befohlen?"

„Nein, Herr Markgraf, aber der Knabe verlangte zu reiten, und sagte, er wolle alle Schuld tragen."

„Ja, ich will alle Schuld tragen," rief Karlmann schluchzend aus.

„Ich habe zuerst dem Knaben gewehrt," fuhr Sigulf fort, „und ich konnte nicht wissen —"

„Du konntest wissen, daß Du den Befehlen Deines Herrn zu gehorchen hast," fiel ihm der Markgraf barsch ins Wort. „Aber Du dünkst Dir selbst ein Herr zu sein, Du hast vergessen, daß Du ein Knecht bist, denn ich bin zu mild gegen Dich gewesen."

Sigulf schwieg. Da erhob Karlmann bittend die Hände und sprach: „Herr Markgraf, verstoßet mich aus Eurem Hause, aber seid gegen Sigulf nicht böse."

„Schaffet die Kinder heim," rief Arnhart. „Den Knecht aber, der seines Herrn Befehle nicht befolgt hat, bindet mit Stricken und werfet ihn ins Verließ, daß ich morgen, wenn mein Zorn verraucht ist, Recht und Urtheil über ihn spreche."

Da erhob sich Sigulf stolz und sprach: „Herr Markgraf, bedenket, daß ich nicht Euer Höriger bin. Nie und nimmer läßt sich ein freier Alemanne mit Stricken binden. Nie und nimmer beugt sich ein Alemanne, beugt sich Sigulf, Sigwins Sohn, unter einen Baiern."

Der Markgraf wandte sich ab und sagte zu etlichen Knechten, die er aus dem norischen Land mitgebracht: „Ihr habt gehört, was ich Euch befohlen habe. Fesselt ihn!" Bei diesen Worten zog er ein Bündel Stricke aus seiner Satteltasche und warf es den Knechten zu.

Da sprach Sigulf in furchtbarem Grimm: „Heute

vor sieben Jahren ist mein Vater Sigwin gestorben, den Ihr, Herr Markgraf, von Haus und Hof vertrieben habt. Er fände im Grab keine Ruhe, wenn sich sein Sohn von dem Fremdling schmählich mißhandeln ließe. Wisset, Herr Markgraf, ehe ich mich von einem Baiern in Fesseln schlagen lasse, reiße ich Euch selbst vom Rücken des Rosses, so gewiß als ich den Sohn des ostfränkischen Königs aufs Pferd gesetzt habe."

Die Umstehenden wurden bleich vor Schrecken. Herr Arnhart aber kämpfte seinen Zorn nieder und fragte mit mühsam erzwungener Fassung: „Nach welchem Recht willst Du gerichtet werden?"

„Nach alemannischem Recht," erwiderte Sigulf.

„Dir soll Dein Recht und Urtheil werden," versetzte der Markgraf. „Morgen sollen die Männer Deines Stammes über Dich zu Gericht sitzen unter der Linde. Bis dahin wechsle ich kein Wort mehr mit Dir. — Schaffet die Kinder heim!" rief er noch einmal den Mägden zu und sprengte von dannen.

Die Sonne gieng in finsterem Gewölke nieder. Karlmann und Regiswindis ließen sich zitternd und schweigend heimführen. Sigulf aber kehrte zu den Heuwagen zurück und vollendete mit den Knechten die Arbeit des Tages, als ob nichts vorgefallen wäre. —

Müde warf er sich, als es dunkel geworden war, in seiner niedrigen Kammer neben dem Stall der Rosse aufs Lager, da klopfte es und Siglinde trat herein.

„Sigulf, mein Bruder," begann sie, „stehe auf, wirf

Dich dem Markgrafen zu Füßen und erflehe seine Verzeihung! Er ist ein milder Herr und wird Dir Gnade gewähren."

„Ich kniee vor keinem Menschen und zuletzt vor einem Baiern. Ich erwarte mein Urtheil."

„Dann fliehe, fliehe in dieser Nacht noch. Komm mit mir, ich habe Dir Wegzehrung mitgebracht, ich rudere Dich selbst über den Neckar."

„Es ist genug, daß der Baier unsern Vater von Haus und Hof vertrieben hat. Ich fliehe nicht, ich erwarte mein Urtheil."

„Sigulf, ich weiß, daß Herr Arnhart selbst bei dem Kaiser Fürsprache für Dich einlegen wollte, wenn er ins norische Land zurückkehrt. Du solltest sein Nachfolger werden und als Verwalter des kaiserlichen Guts auf dem Grund und Boden siedeln, auf dem unser Geschlecht heimisch war. Bei dem grauen Haupt unseres Vaters bitte ich Dich, demüthige Deinen unbändigen Stolz und suche des Markgrafen Gunst wieder zu gewinnen."

„Laß mich! Ich weiß, Du hältst es auch mit den Baiern, mit den Fremdlingen. Du bist keine Alemannin, Du bist meine Schwester nicht mehr."

„Weil ich Sigwins Tochter bin, flehe ich Dich an, gib dem Markgrafen nach oder fliehe! Weißt Du, was Dir bevorsteht, wenn sie über Dich zu Gericht sitzen? Sie werden Dich mit Ruthen streichen lassen und Dich über die Grenze des Gaues verweisen. Denn Du hast frevelhaft wider Deinen Gebieter die Hand erhoben.

„Ich bin ein freier Mann wie er, wenn ich auch im Stall seiner Rosse warte.“ — —

So schieden die Geschwister. Am andern Morgen aber berief Herr Arnhart die alemannischen Gemeinfreien*) aus der Nachbarschaft unter die Linde, um über Sigulf das Recht sprechen zu lassen. Das Urtheil fiel strenger aus, als der Markgraf selbst erwartet hatte. Sigulf, Sigwins Sohn, wurde des Treubruchs und der Empörung für schuldig erkannt. Das konnte nach alemannischem Recht nur von einem Unfreien mit Wehrgeld gebüßt werden. Bei einem Freien stand die Strafe der Ruthenstreiche und der Verweisung aus dem heimischen Gau auf solchem Vergehen.

Den Tag über wurde Sigulf in Haft gehalten, als aber die Nacht eingebrochen war, wurde auf umfriedetem Platz am Ufer des Neckars die Züchtigung an ihm vollzogen. Nur drei Richter, die mit unter dem Lindenbaum getagt hatten, waren beim Vollzug der Strafe anwesend. Hinter dem Zaun des umfriedeten Platzes aber kauerte Siglinde im Grase mit verhülltem Angesicht. Sie hörte, wie die Schläge der Haselruthe auf den Leib ihres Bruders fielen, einen Seufzer hörte sie nicht. Dann wurde Sigulf in den am Ufer des Neckars bereitstehenden Nachen geworfen und durch die stille Nacht über den Fluß gerudert. Als Siglinde ihr Lager aufsuchte und ihr Gewand ab-

*) Die Gemeinfreien (lat. minofledi) waren der dritte Stand des alemannischen Adels.

streifte, war es ihr zu Muth, als ob brennende, blutunterlaufene Striemen über ihren Rücken liefen. — —

Mit verstörtem Antlitz giengen am Morgen des andern Tages die Bewohner des Schlosses aneinander vorüber. Aus dem Mund der Kinder hörte man kein fröhliches Lachen, kein munteres Geplauder.

„Nie mehr werde ich einen Knecht bekommen, der meiner Rosse wartet wie Sigulf," sagte Arnhart zu Frideburg. „Es ist mir leid um ihn, daß seine Strafe so hart ausgefallen ist. Ich glaube, auch die Genossen seines Stammes grollten ihm ob seinem unbändigen Stolze und wollten ihn empfindlich züchtigen."

„Du hast ihn nicht gerichtet," erwiderte Frideburg achselzuckend. „Und wohin sollte es kommen, wenn ein dienender Mann gegen den Gebieter sich in frechen Worten auflehnen dürfte, wie Sigulf sich erdreistet hat?"

Siglinde verrichtete die Geschäfte der Hauswirthschaft wie immer pünktlich und fleißig. Sie sprach nur ein Wort, wenn man sie fragte, und dann klang ihre Stimme trocken und bitter.

Gegen Mittag befahl Herr Arnhart, den Reisewagen anzuschirren. Es litt ihn nicht mehr im Schlosse. Er wollte mit der Markgräfin einen benachbarten Adeligen im Gardagau besuchen, die Kinder sollten auch mitfahren. Fröhlich stieg Karlmann auf den Wagen, Regiswindis aber stand still und ernst im Hof, als ihre Eltern aus dem Schlosse traten. Sie bat, man möge sie zu Haus lassen.

„Warum will das Kind immer etwas Besonderes haben?" fragte der Markgraf unwirsch.

Da umschlang Regiswindis leidenschaftlich den Hals ihrer Mutter und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr: „Siglinde ist traurig, weil ihr Bruder von uns fortgegangen ist, und sie hat nicht einmal Abschied von ihm nehmen können. Ich will bei Siglinde bleiben, ich will ihr sanfte und gute Worte geben, daß sie wieder fröhlich wird und mir ein Märchen erzählt."

Der Markgräfin wurde das Herz weich bei dieser Bitte ihres Kindes. „Nun so bleibe da," sagte sie, „bevor es Nacht wird, sind wir wieder zurück und ich bringe Dir etwas Schönes mit."

„Komm mit, Regiswindis!" rief Karlmann vom Wagen herab, „fahren ist lustig."

„Karlmann, lieber Karlmann, bleibe bei mir!" bat des Markgrafen Kind. „Wir machen heute Nachmittag ein kleines Gärtchen im Schloßgarten und pflanzen Blumen darein."

Aber der Knabe schüttelte den Kopf: „Fahren ist lustiger."

Da erhob das Kind noch einmal die Augen und sagte traurig: „Fahre wohl, Karlmann, fahrt wohl liebe Eltern! Ich will ein frommes Kind bleiben."

„Willst Du das Kind allein im Schlosse zurücklassen?" fragte der Markgraf besorgt sein Gemahl. „Bedenke — Siglinde —"

„Ich kann mich auf sie verlassen, sie ist treu," er=

widerte die Markgräfin kurz, indem sie den Wagen bestieg. Der Markgraf küßte sein Kind zärtlich, dann setzte er sich neben sein Gemahl. Die Rosse zogen an, und der Wagen rollte über die Zugbrücke.

Einsam und verlassen schritt Regiswindis durch die Hallen, durch die Gemächer des Schlosses. Siglinde gieng ihr stets aus dem Weg und erwiderte ihre sanften und guten Worte nur mit finsteren Blicken. Regiswindis fieng bald das eine bald das andere Spiel an, aber nichts wollte ihr Herz erfreuen. So kam der Abend heran. Im Westen thürmten sich drohende Wolken auf, der Wind gieng kühl durch die Hallen des Schlosses.

Da stieg Regiswindis hinab in den Garten, um unter dem Apfelbaum, der an der Mauer stand, ein Gärtchen für Karlmann zu bauen. „Er wird eine Freude haben, wenn er heimkommt, und das Gärtchen ist schon fertig," dachte sie; die goldene Kette, die Karlmann ihr geschenkt, hatte sie aus dem Schmuckkästchen ihrer Mutter genommen und sich um den Hals gelegt.

Sie war eifrig damit beschäftigt, mit ihren kleinen Fingern die Beete des Gärtchens abzutheilen. Da sah sie Siglinde durch die Wege des großen Gartens schreiten.

„Komm herauf ins Schloß!" sagte die Dienerin, „es ist genug gespielt. Bevor die Sonne niedersinkt, kommt das Gewitter gezogen."

„Laß mich noch ein wenig hier bleiben, liebe Siglinde," bat das Kind, „sei wieder gut und freundlich und erzähle mir ein Märchen!"

Siglinde schüttelte den Kopf: „Ich mag heute kein Märchen erzählen." In der Ferne ertönte das Rollen des Donners.

„Ach nur ein Märchen, nur ein einziges!" bat das Kind, „dann will ich gehorsam sein und ins Schloß gehen. Aber schlafen kann ich nicht, ehe meine Eltern nach Haus gekommen sind, meine Mutter bringt mir etwas Schönes mit."

„Nun so setze Dich neben mich, Du sollst ein Märchen hören!"

Und die Dienerin hub an das Märchen zu erzählen vom Brüderlein, vom Schwesterlein und von der bösen Stiefmutter. Die böse Stiefmutter läßt ihr Stieftöchterlein in die Lade blicken, goldene Ringe und Spangen, Schmuck und Edelstein funkeln auf dem Grund der Lade —

Regiswindis hatte anfangs ihre helle Freude an dem Märchen. „Ich habe auch eine goldene Kette und habe keine böse Stiefmutter," sagte sie stolz.

Aber wie sich das Kind über die Lade beugt, klappt die Stiefmutter den schweren Deckel zu und des Kindes Kopf rollt hinein zu Schmuck und Geschmeide. Und den Leib des Kindes zerstückt die böse Stiefmutter. Aber das Brüderlein findet Schwesterleins Gebeine und begräbt sie unter dem Machandelbaum und Schwesterlein wird wieder lebendig und fliegt als ein Vogel mit glänzendem Gefieder auf den Machandelbaum — —

Die Augen der Dienerin erglänzten in unheimlichem

Feuer, als sie den Schluß des Märchens erzählte. Regiswindis wagte nicht mehr, ihr ins Antlitz zu blicken.

Noch hatte Siglinde nicht geschlossen, da raschelte etwas in den Zweigen des großen Apfelbaums, ein Mann sprang über die Mauer.

Regiswindis fuhr erschrocken auf. „Sigulf,“ tönte es von den bleichen Lippen Siglindens, „Sigulf, mein Bruder, wie kommst Du hieher?“

„Auf einem Weg, den auch der Markgraf nicht kennt, obwohl er seit sieben Jahren in dem Neste sitzt, daraus er Dich und mich geworfen hat. Aber Sigulf, Sigwins Sohn, kann immer noch gleich einem Steinmarder über die Klippen klettern, wie ers als Knabe gethan hat.“

„Und was willst Du hier?“

„Abschied will ich von Dir nehmen, traute Schwester, bevor ich ins Elend ziehe. Ich weiß, daß der Markgraf nicht im Schlosse weilt, ich bin im Wald gestanden, als sein Wagen die Straße dahinfuhr.“

Sigulf und Siglinde traten in den Vorsprung der Brustwehr und flüsterten leise einige Minuten. Regiswindis lehnte erschrocken am Apfelbaum. Dann schwang sich Sigulf wieder über die Mauer, Siglinde blickte ihm nach. Ein paar Steinchen sprangen klingend über die Klippen der Felseninsel, sonst hörte man nichts.

Der Himmel hatte sich mit Wolken überzogen, und durch die Zweige des Apfelbaumes knisterten die ersten Tropfen des Gewitterregens.

Siglinde trat zu dem Kind, faßte es an der

Hand und sagte barsch: „Komm jetzt herauf ins Schloß."

„Ich sage es meinem Vater und meiner Mutter, daß Dein Bruder Sigulf hier gewesen ist," versetzte Regiswindis.

„Nein, Du schweigst. Du brauchst nicht alles auszuplaudern," entgegnete die Dienerin zornig.

„Und ich sage es doch. Der Priester von Sankt Martin hat mich gelehrt, ich dürfe alles sagen, was wahr ist."

„Gib acht, ich will Dir den vorwitzigen Mund schließen!" rief Siglinde und gab dem Kind einen Schlag ins Gesicht. „Willst Du plaudern, daß Sigulf —"

„Ja, nun sag ichs gerade!" erwiderte das Kind trotzig, indem es sich von der Hand der Dienerin losriß. „Du bist nicht mehr meine liebe Siglinde, Du bist eine böse Stiefmutter."

„Gut, so will ich Dir zeigen, wie eine böse Stiefmutter an einem trotzigen Kind handelt. Zertreten will ich das Geschlecht, das über Sigwins Sippe Verderben gebracht hat. Komm her und laß mich sehen, ob es Dir frommt, daß Dir ein Königssohn die goldene Kette um den Hals gelegt hat."

Die Augen Siglindens rollten in wahnsinnigem Grimm, sie haschte nach dem Kind, die goldene Kette blieb ihr in der Hand. Das Kind suchte schreiend zu entweichen.

Aber die Finger der Dienerin klammerten sich krampfhaft um die feinen Gelenke des Kettleins. „Laß sehen, ob ein einziges verrätherisches Wort aus Deinem Halse

dringt!“ rief sie mit heiserer Stimme. Fest und fester schnürte sich die Kette um die Kehle des Kindes.

„Mutter, Karlmann — helft — Vater, liebe Mutter!“ röchelte Regiswindis, dann sank sie leblos auf den grünen Rasen unter dem alten Apfelbaum.

„Sie ist todt!“ sagte die Dienerin tonlos, indem sie sich über das Kind beugte und ihr Ohr an den kleinen Mund hielt. „Todt, todt, wie mein armer kleiner Sigwin — todt. Die kleinen Kinder, die meine Brust genährt, gedeihen nicht.“ Ein gelles verzweifelndes Lachen drang aus Siglindens Munde.

„Markgraf Arnhart, Dein Stamm ist für immer geknickt, wie Du Sigwins Geschlecht verderbt hast!“

In demselben Augenblick zuckte das Leuchten eines Blitzstrahls über das bleiche Angesicht der Tochter des Markgrafen, und in dem rasch darauffolgenden Donnerschlag erzitterte der Gipfel des Apfelbaums.

„Heiliger Herr in der Höhe des Himmels!“ rief Siglinde, „Du weckst mich grollend aus dem Wahnsinn meines Grimms. — Regiswindis — heiliger Herr, was haben meine Hände gethan! Mein Herz war nicht bei dem, was meine Hände gethan haben. Regiswindis, liebe Regiswindis, schlage Deine sanften Augen auf und sage mir, daß ich einen schrecklichen Traum geträumt habe!“

Wieder beugte sie sich über das Antlitz des Kindes, sie löste die Bande seines Gewandes, sie löste das goldene Kettlein an seinem Halse, sie rieb seine erstarrenden Glieder, sie hauchte ihm ihren Athem in Mund und Nase.

„Nein, Du bist nicht todt, Du kannst, Du darfst nicht todt sein. Der Blitz hat Dich an meiner Seite erschlagen, da wir unter dem Apfelbaum saßen und ich Dir Märchen erzählte. Regiswindis, liebe Regiswindis, wache auf! Heiliger Herr in der Höhe des Himmels, hast Du keinen zweiten Blitzstrahl, mich Elende an der Seite dieses unschuldigen Kindes in den Boden zu schmettern!“ —

Ein schwerer Regenschauer, der prasselnd durch das dunkle Laubdach des Baumes schlug, war die Antwort auf diese halblauten Worte Siglindens.

Da hub sie das Kind von der Erde auf, seine kalte Wange schmiegte sich an ihren Hals, sie trug es ins Schloß nach dem Schlafgemach seiner Eltern. Ein einziger Diener begegnete ihr, als sie durch die Halle schritt. „Mich wundert, daß das Kind beim Rollen des Donners so fest schläft,“ sagte er und gieng vorüber.

Siglinde verriegelte die Thüre des Schlafgemachs und legte das Kind in sein kleines Bett. Dann sank sie kraftlos auf den Boden des Gemaches nieder. Eine Lampe wagte sie nicht anzuzünden, aber jeden Augenblick fuhr das blaue Licht des Blitzes über die Wände der Kammer. Siglinde besprengte das Antlitz des Kindes mit kaltem Wasser, sie fühlte seinen Puls, sie lauschte auf den Schlag seines Herzens.

Aber der kleine Mund blieb bleich und kalt, die Aermchen lagen schlaff über die Decke des Bettes, das Herz stand stille.

Noch einmal rief Siglinde das Kind mit den zärt-

lichsten Kosenamen, sie sang ihm sein liebstes Schlummerlied, alles blieb still.

Und wieder warf sich die Dienerin auf den Boden. Jammernd, betend, händeringend kniete sie vor dem Kind und raufte sich das aufgelöste Haar.

Durch das Rauschen des Regens klang die Stimme des Thurmwächters, der die Feierabendstunde verkündigte. Siglinde wußte, daß sich jetzt alle Knechte und Mägde des Markgrafenschlosses zum Abendessen versammelt hatten.

Da stand sie entschlossen auf, hüllte das Kind in einen Bettlaken und nahm es in ihre Arme.

„Hier dürfen Deine Eltern Dich nicht finden, ich will ihnen den jammervollen Anblick ersparen. Hier dürfen Deine Eltern mich nicht finden,“ murmelte sie. „Kind, trautes, liebes Kind, Regiswindis, meine Regiswindis, wir müssen heute noch in ein nasses, dunkles Grab — Du voran, ich Dir nach!“

7.

Suchen und Finden.

„Hah, hah, hah, — hab ich es nicht gesagt, Hagel gibt es, Hagel,“ rief der Fischer Konrad, „da tanzen die weißen Bohnen schon recht lustig auf dem Rand des Kahnes. Ebbo, wirf die Kette herein und laß uns überfahren.“

„Hagel, Vater, schweren Hagel,“ entgegnete Ebbo,

indem er den Nachen vom Ufer stieß. „'s ist ein Jammer, unser Gerstenfeld steht so schön. Aber wenn das Wetter so fortmacht, so werden wir wenig Halme mehr in die Sichel bekommen."

„Hah, hah, Hagel," rief der Alte wieder grimmiger. „Ist kein Wunder, Ebbo, ist kein Wunder, wenn wir Laufener bei dem Herrn in der Höhe etwas auf dem Kerbholz haben. Du weißt ja, Ebbo, droben an der Martinskirche liegt einer, der im Unfrieden von hinnen gefahren ist, mitten unter frommen Christenleuten. Und wir Narren haben gejubelt, daß in diesem Sommer alle Gewitter gnädig an uns vorübergezogen sind. Und wir Narren haben gemeint, der Schweifstern, der am Himmel steht, habe nichts zu bedeuten."

„Vater, ziehe die Kappe tiefer in die Stirn, sonst schlagen die Schlossen den Kopf Dir blutig," versetzte Ebbo, indem er kräftig die Ruder rührte.

„Uns schlägt der Hagel zwei und eine halbe Hufe Gerstenfeld zusammen, denen da drüben ein paar hundert Hufen. 's ist recht so, die stolze Frau, die dort oben haust, ist ja doch allein an dem gräulichen Unwetter schuldig." Konrad deutete bei diesen Worten auf die Felseninsel, die stromabwärts in dunkeln Umrissen aus den Fluten des Neckars ragte. — „Halt!" fuhr der Alte fort, „was ist das? Dort auf der Mauer des Schloßgartens steht ein Weib, ihr Haar und ihr Gewand flattert im Sturme. Wären wir nicht gute Christen, ich würde sagen, es sei eine Walküre, die im Ge-

witter durch die Luft fegt. Hast Du sie nicht gesehen, Ebbo?"

Ebbo wandte den Kopf, ein Blitzstrahl erhellte die Gelände des Flusses. „Ich habe sie deutlich erkannt, Vater," sagte er, „es ist Siglinde, Frau Frideburgs Dienerin. Hilf Himmel, was will das Weib bei solchem Unwetter auf der Mauerbrüstung?"

„Sie ist vom Wahnsinn befallen, weil der Markgraf ihren Bruder gezüchtigt hat. Ebbo, gib dem Kahn noch ein paar kräftige Stöße, dann laß ihn stromabwärts treiben, daß wir das unselige Weib auffischen, wenn sie sich in den Neckar stürzt. Ebbo, siehst Du, sie schwingt ein weißes Bündel in den Armen."

Noch hatte Konrad diese Worte nicht zu Ende gesprochen, da hörten die beiden Fischer einen dumpfen Prall in den schäumenden Wogen des Neckars, und gleich darauf sahen sie, wie sich Siglinde mit flatterndem Gewand von der Mauer stürzte. Die Männer waren einen Augenblick vor Schreck erstarrt, dann zog Ebbo die Ruder ein, und pfeilschnell schoß das Schifflein in der Strömung dahin, nach der Stelle, wo die grause That geschehen war. Lauter rollte der Donner, wilder prasselte Regen und Hagel auf die Wogen des Stromes und auf das in den Wogen schaukelnde Schifflein nieder. Dichte Finsterniß umgab die beiden muthigen Männer, die durch die Nacht den Namen Siglindens riefen.

„Es ist vergeblich, Vater," seufzte Ebbo, „wir fischen das unselige Weib nicht auf. Noch ein paar

Augenblicke, so sind wir am Wirbel, und der Strom verschlingt uns.

Da griff Konrad nach dem zweiten Ruderpaar, und mit vereinten Kräften zwangen die Männer das Schifflein durch die Strömung, bis sie ruhigeres Wasser erreicht hatten.

„Wir müssen sogleich die schlimme Kunde im Markgrafenschlosse melden,“ sagte der Alte, indem er mit seinem Sohn zum Schloß auf der Felseninsel emporstieg.

Die Zugbrücke war niedergelassen, aber von vier Knechten des Markgrafen bewacht. Nur widerwillig ließen diese den Fischer und seinen Sohn über die Brücke. Im Hof und im Garten liefen die Diener mit Windlichtern durcheinander. Der Markgraf, durch das Gewitter aufgehalten, war um dieselbe Zeit zurückgekehrt, und Frau Frideburg war sogleich in ihr Schlafgemach geeilt, nach ihrem Kind zu sehen. Ihrer Sinne nicht mächtig, lag sie vor dem leeren Bett Regiswindens. Herr Arnhart sprach seinem Gemahl Muth ein. Man meinte, Siglinde habe sich mit dem Kind irgendwo versteckt, um die Eltern zu ängstigen. Man suchte sie im Schloß, im Hof und im Garten. Karlmann stürmte mit den Knechten dahin und dorthin, seine Gespielin zu finden.

Auf Ebbos und Konrads Worte wollte anfangs niemand merken. Endlich wurden sie doch vor den Markgrafen geführt und erzählten, was sie mitangesehen hatten.

„Und ehe die Unselige sich selbst in den Strom stürzte, warf sie ein weißschimmerndes Bündel hinunter, mit aller

Kraft in die Strömung des Flusses hinaus, ich sah es deutlich!" schloß Ebbo seinen Bericht.

„Es war mein Kind, mein schuldloses Kind," schrie die Markgräfin in wildem Schmerz und verließ mit wankendem Schritt das Gemach. —

Als sich um Mitternacht das Unwetter gelegt hatte, war die Kunde von der Unthat schon in die fernsten Fischerhütten und Bauerngehöfte Laufens gedrungen. Kein Mann und kein Jüngling begab sich in dieser Nacht zur Ruhe. Auch wenn Herr Arnhart nicht tausend Schillinge dem versprochen hätte, der ihm sein Töchterlein lebendig oder todt ins Schloß bringe, sie hätten doch alle nach der Verlorenen gesucht. Denn auch die, die dem Markgrafen als einem Fremdling gram, auch die, die durch Frideburgs Stolz gekränkt worden waren, hatten das Kind in ihr Herz geschlossen.

Herr Arnhart nahm seinen ganzen Mannesmuth zusammen und ordnete mit Umsicht an, wie man sein Kind suchen sollte. Da wo die Zaber in den Neckar mündet, ließ er Netze über den Neckar spannen, denn man meinte, daß Regiswindis von den Fluten nicht weiter hinab getragen worden sei, weil der Strom unterhalb des Wirbels seicht wurde. Die ganze Nacht hindurch fuhren die Fischer mit Fackeln und Windlichtern über den Strom, jedes Weidengebüsch durchspähend. Im Erker des Markgrafenschlosses stand Frau Frideburg und sah mit schlummerlosen, mit thränenlosen Augen hinab auf das seltsame Treiben.

Als der Morgen zu grauen begann, tauchte Ebbo

hinab in den Wirbel, was seit einem Menschenalter kein Laufener Fischer und Fährmann mehr gewagt hatte. Unter dem Volk gieng die Sage, auf dem Grund des Wirbels ruhe eine Glocke, die ein alter Frankenkönig zur Zeit, da die Franken Alemannien erobert, dem heiligen Martin auf dem Berge gelobt habe, aber bei der Ueberfahrt haben die alten Götter Alemanniens das Wahrzeichen des Christengottes in die Tiefe des Stromes gezogen. Manchmal in geweihten Nächten höre man, wie die Wasserjungfrauen auf dem Grunde den Klöppel rühren. —

Konrad stand aufrecht im Kahn, als sein Sohn unter den schäumenden Wogen verschwunden war, er zählte die Augenblicke, bis Ebbo wieder emportauche. Augenblick um Augenblick verrann, dem alten Mann zitterten die Kniee, er setzte sich auf die Ruderbank. Endlich theilten sich die Wogen, und Ebbo schwamm zum Nachen des Vaters heran, ein weißes, triefendes Bündel hoch über die Wellen in der Rechten haltend.

„Es ist nur der Laken,“ sagte er tief aufathmend, nachdem er sich über die Planken des Kahns geschwungen hatte. „Er hieng an einem glatten, gerundeten Ding, ob es die Glocke gewesen oder ein Fels, konnte ich nicht erfahren, denn der Athem gieng mir aus.“

Der Markgraf kam herbeigefahren und nahm den Laken in Empfang. „Hundert Schillinge sind Dein, Ebbo, weil Du mir den Laken gebracht hast, und wiederum zahle ich Dir hundert Schillinge, wenn Du noch einmal auf dem Grunde suchst.“

„Herr Markgraf, das Leben meines Kindes ist mir auch theuer, wie Euch Euer Töchterlein,“ wandte Konrad ein.

Doch Ebbo war schon wieder in den Trichter des Wirbels geschwommen. Aber er kam mit leerer Hand zurück. „Das Kind ist nicht unten,“ sagte er traurig, „auch keine Glocke, ich weiß es jetzt gewiß.“

Der Markgraf fuhr nach seinem Schlosse, sein Diener trug ihm den Laken nach. Eine Magd, die aus dem Schlosse kam, meldete ihm, Frau Frideburg sei der Verzweiflung nahe. Sie wolle zu den Heiligen flehen, weil Gott ihre Gebete nicht erhöre. An der Pforte des Schlosses stand ein landfahrender Bettler, der Markgraf beschenkte ihn mit milder Hand und fragte ihn, woher er komme. Er erfuhr von dem Bettler, daß der Bischof von Wirzburg in Heilbronn Sendgericht halte. Da faßte der Markgraf den Gedanken, den Bischof rufen zu lassen, daß er seinem Gemahl Trost zuspreche, er selbst verspürte keine Kraft mehr in sich, die Frau aufzurichten. Sogleich schickte er einen seiner Mannen auf flüchtigem Roß gen Heilbronn.

Die Fischer aber waren im Eifer, das verlorene Kind zu suchen, nicht so bald ermattet. Auch die Weiber und die Kinder, durch Karlmanns Beispiel angespornt, machten sich auf und streiften an beiden Ufern des Flusses entlang.

Um Mittag fuhren Konrad und Ebbo gen Nordheim, und als sie auch hier keine Spur fanden, weiter gen

Heilbronn. Als sie auf dem Rückweg in einer Mühle Nachfrage hielten, erfuhren sie, daß kurze Zeit vor Mitternacht eine Landfahrerin, die verwirrten Geistes gewesen sei, an die Pforte der Mühle geklopft habe. Aus Barmherzigkeit habe man sie über Nacht behalten. Aber sie habe die Barmherzigkeit übel gelohnt. Aus der Lade in der Hausflur habe sie das Prunkgewand des Müllers entwendet und ihre vom Gewitterregen durchnäßten Frauenkleider, auch die Flechten, die sie sich abgeschnitten, in der Kammer zurückgelassen. Vor dem ersten Hahnenschrei müsse sie das Haus verlassen haben, wohin sie geflohen, wisse man nicht. Konrad und Ebbo ließen sich beides zeigen, es konnte kein Zweifel sein: das waren Siglindens Kleider, das waren die blonden Zöpfe des unseligen Weibes.

Mit diesem Bescheid kehrten die beiden Fischer ins Markgrafenschloß zurück. Frau Frideburg schüttelte den Kopf. „Wenn mein Kind todt ist,“ sagte sie, „so muß auch seine Mörderin vom Strom verschlungen worden sein. Sie kann, sie darf nicht mehr leben! Könnt Ihrs Euch denken, Ihr hartherzigen Männer — mein schuldloses Kind versunken im nassen Grab — und seine Mörderin sollte noch athmen im Licht der lieben Sonne? Nein, dann wahrhaftig, dann — —“ Sie vollendete ihre Worte nicht, sondern versank in dumpfes Brüten.

Bevor der Abend dämmerte, ritt der Bischof von Wirzburg über die Zugbrücke der Felseninsel. Als er durch die Halle der Gäste schritt, erschrack er über den

Widerhall seiner Schritte, so still wars im Markgrafenschlosse. Ueber den Prunk des reichen Hausraths schien ein grauer Schleier gebreitet. „Grimald, mein Bruder, wo sind nun Deine Träume?“ murmelte Humbert.

Der Bischof wurde in das innere Gemach geführt, da erhob sich Frau Frideburg und gieng ihm mit festem Schritt und erhobenem Haupt entgegen.

„Ehrwürdiger Herr,“ begann die Markgräfin, „Ihr seid gekommen, mich zu schmähen, weil ich die Heiligen nicht anbete, auf deren Schutz Ihr vertrauet. Warum habt Ihr mein Kind nicht in den Schutz und Schirm Eurer Heiligen befohlen, ehrwürdiger Herr?“

„Ich bin nicht gekommen,“ erwiderte Humbert, „um Euch zu schmähen, sondern ich bin da, mit Euch zu weinen.“

„Spendet uns Trost, ehrwürdiger Herr,“ rief Arnhart, „wir haben viele, die mit uns weinen, aber keinen, der uns zu trösten vermag in unserem grimmen Herzeleid.“

Der Bischof wollte reden, aber die Thränen brachen mit Gewalt aus seinen Augen, er wandte sich ab und gieng ans Fenster.

„Warum hat Gott mir das gethan?“ fuhr Frau Frideburg auf. „Habe ich einen schweren Frevel wider ihn begangen? Habe ich ihn erzürnt, weil ich die Heiligen nicht verehrt habe, wie sie von der Kirche verehrt werden? Liegt ein Bann auf meinem Geschlecht, ruht eine Schuld auf unserem Hause?“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete der Bischof tonlos.

„Viele Fragen der Menschenkinder bleiben hienieden ohne Antwort."

„Ich will nicht viele Fragen an Euch richten. Nur auf eine Frage heische ich Antwort von dem Diener Gottes. Warum hat mir Gott mein einziges Kind, meines Lebens einzige Freude genommen?"

Der Bischof schwieg. Aber Karlmann schlich sich schüchtern aus der Ecke, in der er bis dahin gesessen war. Er legte seinen blondlockigen Kopf auf den Schoß der Markgräfin, sah mit treuen Augen zu ihr empor und fragte: „Bin nicht auch ich Euer Kind, Frau Frideburg?"

Die Markgräfin sah den Knaben liebevoll an, und zum erstenmal wieder seit der Schreckensstunde, da sie ihres Kindes Bett leer gefunden hatte, flog ein Lächeln über ihr Antlitz. Sie strich über des Knaben Locken, küßte ihn mit heftiger Zärtlichkeit und rief: „Ja, Du bist mein Kind, ich gebe Dich Deiner Mutter nicht zurück." Dann brach sie aufs neue in wildes Schluchzen aus. —

„Frau Markgräfin," begann nun der Bischof, „ich bin nicht gekommen, mit Euch zu zanken, aber ich bin auch nicht gekommen, mit Euch wider Gott zu hadern. Wohl hat Euch namenloses Herzeleid betroffen, daß Ihr Euer einziges Kind habt hergeben müssen. Aber denket daran, daß Gott seinen eingebornen Sohn um unserer Sünden willen in den Tod gegeben hat."

„Gott hat seinen Sohn auferweckt," erwiderte Frau Frideburg, „— nach drei Tagen und hat ihn zu seiner Rechten gesetzt und hat ihn bei sich in ewiger Freude

und Herrlichkeit. Was ist aber mir von meinem Kind geblieben? Nicht einmal eine Haarlocke von ihrem Haupt! Nichts!"

„Gott will auch uns alle bei sich haben in seinem goldenen Saal. Dort werden wir uns wiederfinden."

„Ach, ehrwürdiger Herr, wie mag ich daran glauben, mein Kind im goldenen Himmelssaal zu finden, da mir ja der Herr in der Höhe nicht einmal vergönnt, den entseelten Leib meines Kindes zu sehen und ihn ins Grab zu betten?"

„Wir werden ihn finden," sagte der Bischof zuversichtlich. „Aber nicht an das, was sichtbar ist und zeitlich, sollt Ihr Eures Herzens Sehnen hängen, sondern an das, was unsichtbar ist und ewig."

„Gebt mir ein Pfand, daß ich meine Tochter wiederfinden werde," entgegnete die Markgräfin.

„Zeitlich oder ewig?" fragte Humbert.

„Es gilt mir gleich, zeitlich oder ewig."

„Daß wir den entseelten Leib des Kindes wiederfinden, darum will ich den Herr in der Höhe des Himmels bitten, und er wird Euch diese Gnade nicht versagen. Daß Ihr aber Eure Tochter ewig finden werdet, das sage nicht ich Euch, das sagen Euch die heiligen Apostel und die Propheten. Ihr habt drunten im Burggemach das Licht der ewigen Lampe ausgelöscht, Frau Markgräfin. Sollten Euch die Bücher der heiligen Schrift, die Ihr dort im Schreine aufgestellt habt, nicht ein ewiges Licht sein im Dunkel Eures Herzeleids?"

„Ich habe fleißig in diesen Büchern gelesen,“ erwiderte die Markgräfin, „aber gestern und heute ist jeder Trostspruch, den sie enthalten, für mich ausgelöscht gewesen.“

„Saget Ihr uns einen guten Spruch aus dem göttlichen Worte, ehrwürdiger Herr,“ setzte Arnhart bei.

„Viel gute Sprüche könnt ich Euch sagen,“ entgegnete der Bischof. „Es genüge an Einem! Ich habe für einen strengen Herrn, der mit seinen Hörigen manchmal hart umgeht, der mir aber sonst ein werther Mann ist, den Brief des heiligen Paulus an Philemon mit eigener Hand aufs Pergament geschrieben. Klein ist der Brief; doch er enthält ein gutes Wort, das mich selbst auf dem bangen Wege von Heilbronn nach Laufen wunderbar getröstet hat. Es lautet: ‚Deßhalb vielleicht ist er eine kleine Zeit von dir geschieden, daß du ihn ewiglich wiederum habest.‘ Das sage ich Euch auch von Eurer Tochter.“

„Vielleicht!“ wiederholte die Markgräfin und versank in düsteres Sinnen.

Arnhart aber küßte dem Bischof den Saum seines Gewandes und sprach: „Ich danke Euch für das gute Wort, ehrwürdiger Herr.“

Dann gieng er aus dem Gemach und gebot, daß man für die Fischer und die andern Heimischen, die den Tag über seines Kindes Leichnam gesucht, einen Abendimbiß auf der Wiese am Neckar zurüste. Am andern Morgen, befahl er, solle man das Suchen fortsetzen, die Nacht über jedoch alles ruhen lassen und keine Fackel anzünden.

Die Fischer sammelten sich um die Tische, die der Markgraf auf der Wiese hatte aufschlagen lassen. Aber es war kein fröhliches Essen und Trinken, wie wenn sonst an einem Festtag Arnharts milde Hand Bier und Fleisch und Brot unter die Heimischen austheilte. Die Becher klangen nicht zusammen, und es erscholl kein wackeres Lied aus den Kehlen der Alemannen. Sie sprachen leise von dem verlorenen Kind und stießen Verwünschungen wider seine Mörderin aus.

Bald bemerkten die Tischgenossen, daß der alte Konrad fehlte. „Er ist gen Nordheim gegangen, nach der Mühle," erwiderte Ebbo, als man ihn nach seinem Vater fragte. „Er setzt der Spur Siglindens nach, wie der Schweißhund der Fährte des Wildes, und wenn er die Unselige erreicht, so wird ihr morgen das Licht der Sonne nicht mehr aufgehen."

„Konrad ist aus der alten Zeit," hieß es unter den Tischgenossen, „da unter den Alemannen die Blutschuld mit Blut gesühnt ward, ohne daß wir ein geschriebenes Gesetzbuch, ohne daß wir einen kaiserlichen Sendgrafen gebraucht haben." —

Die Nacht senkte sich herab über die Gestade des Neckars und über das Markgrafenschloß auf der Felseninsel. Frideburg und Arnhart saßen am leeren Bett ihres Kindes, und kein Schlaf kam in Frideburgs Augen, wiewohl der Markgraf befohlen, daß tiefste Stille im Schloß bis zum Morgen herrschen solle.

Auch der Bischof von Wirzburg hatte wieder eine

schlaflose Nacht. Aber er blieb diesmal im Markgrafenschlosse, in seiner Seele war Frieden.

Als die Sonne aufgieng, klopfte es an der verschlossenen Thüre seines Gemaches. Er schob den Riegel zurück, und Karlmann trat herein, in sein Prunkgewand gekleidet.

„Was willst Du, Knabe?“ fragte der Bischof verwundert.

„Kommt mit,“ versetzte Karlmann, „wir gehen zu Regiswindis. Ich weiß, wo sie schläft.“

„Wo Regiswindis schläft? Wer hat Dirs kund gethan?“

„Ein Engel vom Himmel mit schwanenweißen Flügeln ist mir im Traum erschienen und hat mir gezeigt, wo sie schläft. Kommt mit mir, wir wollen sie wecken und sie ihren lieben Eltern wieder bringen, daß sie nicht mehr traurig sind.“

Der Bischof schüttelte den Kopf: „Du träumst noch, Karlmann!“

„Nein, nein, ich weiß gewiß, wo Regiswindis schläft. Die Engel lügen nicht. Herr Arnhart und Frau Frideburg wachen auch schon, aber sie wollten mirs nicht glauben. Da habe ich ganz in der Stille mein Prunkgewand angelegt und bin zu Euch herübergeschlichen. Kommt mit mir, oder ich gehe allein.“

Da der Knabe mit Bitten nicht nachließ, folgte ihm Humbert. Sie giengen an dem Fluß hinab und am rechten Ufer entlang, Karlmann lief so eilig, daß der Bischof Mühe hatte, gleichen Schritt mit ihm zu halten. Endlich

waren sie an der Hütte des Fischers Konrad angekommen. Der Knabe eilte an die Bucht, wo Siglinde den Kahn versteckt hatte. Er bog das Weidengebüsch und das Röhricht auseinander und rief dem Bischof, der hinter ihm stand, zu: „Die Engel lügen nicht, hier schläft Regiswindis.“

Humbert trat heran, und alles Blut drängte sich nach seinem Herzen bei dem Anblick, der sich ihm bot. Auf dem Schilf und den Binsen, die Karlmann im Kahne geschichtet, lag das Mädchen, ihre Wangen waren nicht entfärbt. Ihr Antlitz war zum blauen Sommerhimmel emporgerichtet, an dem die hellen Wolken dahinzogen. Um ihre Schläfe blühten die weißen Seerosen, die Karlmann im Kahne zurückgelassen, die Sonnenstrahlen, die durchs Weidengebüsch fielen, flimmerten über ihre geschlossenen Lippen und über ihre langen Augenwimpern. Leise rauschten des Stromes Wellen an die Planken des Kahns, als ob sie dem Kind ein Schlummerlied sängen oder ihm ein Märchen erzählten aus uralten goldenen Tagen.

„Sie hat auch das Kettlein noch an, das ich ihr geschenkt habe,“ begann Karlmann, während der Bischof noch schweigend dastand wie ein Träumender.

„Du mußt sogleich ins Markgrafenschloß zurückeilen,“ sagte Humbert endlich, „und den Eltern melden, daß ihr Kind gefunden ist. Ich will indessen bei Regiswindis bleiben und über ihrem Schlummer wachen.“

„Sogleich, ehrwürdiger Herr,“ entgegnete der Knabe. „Aber Regiswindis soll jetzt auch aufwachen. Wollt Ihr sie wecken, oder soll ich?“

„Wecke Du sie!“ sagte der Bischof leise. Die Thränen rollten ihm über die Wangen, er wandte sich ab. „Gott hat ein Wunder gethan, das Kind ist eine Heilige,“ sprach er für sich. —

Karlmann trat auf den Zehen hinüber in den Kahn und beugte sich über das Mägdlein. Er drückte einen Kuß auf die Lippen Regiswindens. Aber ihre über der Brust gekreuzten Arme rührten sich nicht, und der Mund blieb geschlossen. Es waren kalte Lippen, die der Knabe geküßt hatte. —

8.

Todtenwacht.

„Regiswindis ist gefunden, ein heiliger Engel Gottes hat dem ehrwürdigen Herrn Bischof den richtigen Ort gezeigt, Gott hat an dem Kind des Markgrafen ein Wunder gethan, der Tod konnte ihm nichts anhaben, ihre Wangen blühen wie die frischen Rosen im Schloßgarten, Regiswindis ist eine Heilige!“ — Diese Kunde drang noch am frühen Morgen vom Schloß aus in alle Häuser am Gestade des Neckars.

Alle, die das verlorene Kind gesucht hatten, begehrten das Wunder zu schauen, Männer und Weiber, die kleinen Leute und die Alten machten sich auf den Weg nach Konrads Fischerhütte. Etliche fuhren auch auf Kähnen den Neckar hinab.

Nur kurze Zeit war der Bischof bei dem entseelten

Leibe des Kindes allein gelassen worden. Er hatte in frommer Scheu nicht gewagt, das Kind zu berühren. „Also soll sie liegen bleiben," sprach er bei sich, „wie der Herr in der Höhe, dem auch die Wellen des Flusses gehorsam sind, sie durch seinen Engel in den Kahn hat betten lassen, bis ihr Vater und ihre Mutter kommen. Frau Frideburg soll mit eigenen Augen schauen, wie Gott Gebete erhört und Wunder thut, und wie der Tod seiner Heiligen werth geschätzt ist bei dem Herrn."

Und Frau Frideburg war herniedergestiegen zu Konrads Hütte, von Karlmann geführt, von ihrem Gemahl aufrecht gehalten. Sie sah ihr Kind auf den Binsen ruhen, sie sah seines Hauptes Locken von den weißen Seerosen umkränzt. Dann wurde es schwarze Nacht vor ihren Augen, kraftlos sank sie zusammen auf dem Rasen, ihre Dienerinnen trugen sie hinein in die Hütte.

Herr Arnhart aber befahl seinen Knechten, den Kahn, in dem sein Kind gebettet lag, ans Ufer zu heben und in die Hütte zu tragen. Dort stellte man ihn auf ein Balkengerüste, das die Mägde mit grünen Baumzweigen umkleideten. Auch sandte der Markgraf sogleich einen seiner Knechte gen Heilbronn zum welschen Silberschmied Petrus, einem kunstfertigen Meister, daß er einen Sarg für sein Kind fertige.

Schon drängten sich die Neugierigen herbei, die des Markgrafen Töchterlein noch einmal sehen wollten, und Herr Arnhart mochte denen, die ihm sein Kind treulich hatten suchen helfen, den Zugang zu der Hütte nicht wehren.

In langer Reihe schritten die Männer und die Weiber, die Jungen und die Alten an der Todten vorüber. Kein Auge blieb trocken. Die Frauen legten grüne Kränze zu den Füßen Regiswindens nieder, und die Kinder warfen Rosensträuße in den Kahn, so daß des Markgrafen Tochter bald von Blumen überdeckt und die Hütte von lieblichem Duft erfüllt war, der durch die offenen Fenster ins Freie drang.

Endlich raffte sich auch Frau Frideburg aus der Betäubung ihres Schmerzes empor. Sie befahl, daß nun niemanden mehr der Zutritt in die Hütte gestattet werde, sie wollte mit ihrem Gemahl allein bei ihrem Kinde sein. Ein weißes Linnengewand ließ sie vom Schlosse bringen, sie wollte mit eigener Hand ihrem Kind das Sterbekleid anlegen, ihm die lichtbraunen Locken ordnen und ihm die Augen zudrücken zum langen Schlummer.

Doch hätten wohl kaum des Markgrafen Knechte, die am Eingang der Hütte standen, die Neugierigen abgewehrt, hätte nicht der Bischof ihnen zugerufen, er wolle den Glaubigen das göttliche Wort verkündigen. Er sah sich nach einem passenden Platz um, von welchem aus er reden könnte, er trat in einen Kahn und ließ sich eine kleine Strecke stromabwärts führen. Andächtig lauschend saß die Menge am Ufer des Neckars, der Bischof stand im Kahne, er erzählte mit weithin schallender Stimme die Geschichte vom Töchterlein des Jairus und hielt eine wackere Predigt von dem Herrn Jesu Christo, der die Todten auferweckt, als ob der Tod ein Schlaf wäre.

Nachdem die Markgräfin alles, was sie sich vorgenommen, bestellt und ihr Kind in Blumen gebettet hatte, gieng sie mit ihrem Gemahl und dem Bischof nach dem Schlosse zurück. Sie nahm wieder Speise und Trank zu sich, die sie am vorhergehenden Tag gemieden hatte. Ein wohlthätiger Schlummer senkte sich über ihre Augenlider und sie konnte für wenige Stunden ihren Schmerz vergessen.

Inzwischen giengen die Heimischen hinaus auf ihre Fluren, um den Schaden zu besehen, den das Hagelwetter angerichtet. Der Neckar war von den wilden Regengüssen noch angeschwollen, und trübe rannen seine Wellen zu Thal. Von den Obstbäumen hatte der Sturm viele Zweige und halbreife Früchte gerissen, aber die Halme des Kornfelds standen aufrecht und glänzten im klaren Sonnenschein. Von Ilsfeld kam die Kunde, daß zwischen Schozach und Ilsfeld der Hagel den ganzen Segen der reichen Ernte vernichtet, und daß der Blitz in die Kapelle zu Kirchheim geschlagen habe. Wo aber die Laufener Markung anfieng, waren kaum etliche Gerstenhalme geknickt, und weiter unten am Gestade des Neckars war kein Schaden mehr in Flur und Feld wahrzunehmen.

„Das schuldlose Kind hat den Hagelschlag abgewendet," den Radolts Grab herbeigezogen hätte," sagten die Heimischen. „Regiswindis ist eine Heilige."

„Aber der Schweifstern, der am Himmelsgewölbe steht, hat doch etwas bedeutet. Gott hat seine Ruthe, mit der er auch die stolze Frau Markgräfin züchtigen kann."

„Lasset sehen, ob Frau Frideburg ihr Kind neben Radolt begraben läßt!“ sagten andere.

So redeten die Heimischen. Als der Abend dämmerte, fuhr Frau Frideburg im Kahn wiederum hinab zur Fischerhütte. Sie wollte selbst die Nacht über Todtenwacht bei ihrem Kinde halten. Nur ihr Gemahl sollte bei ihr in der Hütte sein, etliche Leute von der Dienerschaft sollten am Ufer des Flusses ihrer Befehle harren.

Der Bischof war mit Karlmann im Schlosse geblieben. Aber er hatte zwölf Wachskerzen von der Kirche des heiligen Martin zur Hütte hinabgeschickt. Feierlich erhellte das Kerzenlicht die kahlen Wände der Hütte, und freundlich glänzten auch in diesem Schein die rosenfarbenen Wangen des todten Kindes. Es war fast als ein Wunder anzusehen, daß dem Antlitz Regiswindens, über das Frideburg ihren Brautschleier gebreitet, der Tod immer noch nicht seinen Stempel aufgedrückt hatte. Wenn die Markgräfin den Schleier aufdeckte, lächelte ihr der Mund ihres Kindes entgegen, als ob es einen holdseligen Traum träumte.

So saßen die Markgräfin und ihr Gemahl in Konrads Hütte, ihr Kind in ihrer Mitte. Eine Zeitlang saßen sie schweigend. Dann ließen sie alle Freuden, die ihnen Gott in ihrem Töchterlein geschenkt hatte, und alles Leid, das sie tapfer mit ihm durchgekämpft hatten, an ihrer Erinnerung vorüberziehen, und die Wellen des Flusses, die dem Meer entgegenwallten, sangen dazu ihre eintönige Weise durch die Stille der Nacht.

Endlich, als der Schimmer des Frühroths durch die Fenster der Hütte fiel, und die Wachskerzen schon tief herabgebrannt waren, begann der Markgraf:

„Frideburg, wir haben nun lange genug unseres Herzens Sinnen an den Bildern vergangener Tage geweidet. Laß uns auch an die nächste Zukunft denken, wie wir unser Kind christlich zur Erde bestatten mögen. Heute Nachmittag, hat mir der Heilbronner Silberschmied zugesagt, kommt der Sarg unseres Kindes, und ehe der Abend hereinbricht, wollen wir es hinaufgeleiten zur Kirche des heiligen Martin."

Die Markgräfin schüttelte den Kopf: „das Kind gehört mir und Dir; ich lasse es keinem Heiligen, ich gebe es der Kirche nicht."

Herr Arnhart lächelte schmerzlich. „Die Kirche begehrt das Kind nicht, sie reißt es nicht von Deinem Herzen. Warum willst Du unserer Tochter ihren Ruheplatz in der Gräberreihe der im Glauben Entschlafenen nicht gönnen?"

„Das solltest Du mich nicht fragen, Arnhart! Du weißt ja, dort oben — Radolts Grab —" ein neuer Thränenstrom erstickte die Worte der Frau.

„Es ist Dein eigener Wille gewesen, Frideburg, daß Radolt —"

„Ja, ich habe es selbst also befohlen, und es reut mich nicht, aber mein Kind kann ich nicht zur Ruhe betten neben Radolts Grab. Verlange das nicht von mir, Arnhart!"

„Deinem Kummer mag leicht geholfen werden, Fride-

burg. Wir gehen selbst nach der Kirche des heiligen Martin und wählen uns einen besonderen Platz für Regiswindens Grab nach Deinem Gefallen."

„Die Kirche befiehlt, daß die Todten der Reihe nach begraben werden."

„Der Priester von Sankt Martin wird uns unsern Wunsch nicht versagen. Ich habe der Kirche den größten Theil des Ruheplatzes von meinem eigenen Gut geschenkt."

„Ich mag vor dem Bischof nicht schwach erscheinen. — Und wenn mir auch Radolts Grab nicht im Weg stünde, wenn ich mein Herz überwinden könnte, wer weiß, ob man nicht heute oder morgen die unselige Mörderin meines Kindes aus dem Flusse zieht? Aber bei Gott, unter dem gleichen Rasen und von derselben Mauer umschlossen, wie Siglinde, soll meines Kindes Leib nicht ruhen."

„Siglinde ist dem Tod entgangen, Konrad und Ebbo bezeugen es. Laß die Unselige ziehen, wohin sie der Fluch des himmlischen Richters treibt."

„Meines Kindes Mörderin kann nicht mehr leben, sie darf nicht mehr leben. Die Fischer sagen nicht die Wahrheit."

„So laß uns das Kind auf der Felseninsel bestatten!"

„Dort ist kein passender Raum."

„Die Kapelle — das Gemach, das ein gottgeweihter Raum war, bevor Du Altar und Bild hast wegschaffen lassen?"

Frau Frideburg seufzte. „Man würde mich höhnen,

wenn ich das Gemach wieder zur Kapelle weihen ließe. Und dann, Arnhart, bevor das Laub von den Bäumen fällt, ziehen wir fort von der Felseninsel nach dem Nordgau. Fremde Leute, die ich nicht kenne, werden auf der Felseninsel siedeln, sie sollen nicht über Regiswindens Grab wandeln. Ich sage Dir noch einmal, das Kind gehört mir und Dir, und ich lasse es weder von der Kirche noch von dem Bischof Humbert noch von den Heimischen, die mein Kind mir vom Mutterherzen reißen und es zu einer Heiligen machen wollen, mir rauben."

„Die Kirche ist unser aller Mutter. — Dein Herz ist wund, mein trautes Weib, von bitterem Leide, darum zuckt es zusammen bei der Berührung der argwöhnischen Gedanken, die Du Dich selbst zu quälen in Dir hegst und nährst. Schüttle den bösen Traum von Dir, Du thust Herrn Humbert schweres Unrecht. Er leidet mit uns unter unserem Jammer, als ob Regiswindis sein eigen Fleisch und Blut wäre."

„Nein, und abermals nein! Ein Mann mit geschorenem Haupt, dem die Kirche seine einzige Braut ist, weiß nicht, was eine Mutter hergibt, wenn sie ihr Kind ins Grab legt. Er kann es nicht wissen. Herr Humbert mag mit uns weinen, aber im Grund seines Herzens muß er sich freuen, wenn seine Kirche um eine Heilige reicher geworden ist, wenn Regiswindis die Krone der Jungfrauen trägt und nicht eine andere, eine irdische Krone."

„Laß uns all diese Gedanken mit unserem Kind ins Grab legen, Frideburg! — Aber wahrlich, dem Bischof

von Wirzburg thust Du Unrecht, wenn Du meinst, er wolle das Kind zu einer Heiligen machen und Dir rauben."

„Schon der Gedanke, daß Humbert mein Kind gefunden hat, peinigt mich. Schon das, wird er meinen, verleihe ihm und seiner Kirche ein Anrecht auf Regiswindis."

„Karlmann hat sie gefunden, nicht Humbert!"

„Humbert mit ihm! Schon erzählen sich die Heimischen von Mund zu Mund, ein Engel habe gestern in der Frühe den Bischof von Wirzburg hieher geleitet, um des heiligen Mannes willen habe Gott an dem Kind ein Wunder gethan und es unversehrt aus dem Strudel der Wellen durch unsichtbare Mächte in den Kahn betten lassen, um des Kindes willen habe der Hagel unsere Fluren verschont, durch das Kind seien gestern Vormittag zwei Frauen, die Kränze zu seinen Füßen niedergelegt, von langjähriger Krankheit befreit worden. Humbert tritt dem Wahnglauben der Menge nicht entgegen. Und vielleicht während wir hier reden, schreibt der Bischof von Wirzburg einen Brief an den Statthalter Christi in Rom, er möge das Kind heilig sprechen."

„Ist es Dir leid, daß der Herr des Himmels ein wirkliches Wunder an dem Kind gethan und es mit frischen Wangen in unsere Arme gelegt hat, Frideburg? — Frideburg, ich meinte, Herr Humbert solle Dich nicht kränken, sondern Dir Trost einsprechen."

„Ich habe seinen Trost nicht begehrt."

„So willst Du vielleicht in Turin Trost holen, bei Claudius?"

„Ich habe es gethan. Gestern, als ich vom Schlaf erwacht war, habe ich an Claudius, meinen wahren geistlichen Vater und Freund einen Brief geschrieben, und das Herz ist mir leichter geworden während des Schreibens. Morgen nimmt ein Kaufmann, der über die Alpen reist, den Brief mit sich."

„So sprich, was ist Deines Herzens Begehr? Wo soll das Kind bestattet werden?"

„Hier, wo Regiswindis gefunden worden ist, hier soll sie auch ruhen. Kaufe dem Fischer Konrad den Grund und Boden ab, auf dem diese Hütte steht. Laß es durch Brief und Siegel fest machen, daß dieses Grundstück dem Markgrafen des Nordgaus gehöre für alle Zeit, damit kein Heiliger und kein Mann mit geschorenem Haupt hier schalte und Gewalt übe — bis der Herr in der Höhe die Todten erwecken wird."

Arnhart sann eine Weile schweigend nach. Dann sagte er: „Frideburg, der Grund und Boden ist nicht geweiht."

„Er wird heilig durch unseres Kindes Grab," gab die Markgräfin zur Antwort.

„In alter Zeit sind hier die Schwanenjungfrauen sammt der Göttin Frigg von den heidnischen Alemannen verehrt worden. Unheimlich ist der Ort, die Heimischen meiden ihn, sonst hätte man wohl schon gestern Nacht unser Kind hier gefunden."

„Die Kirche hat schon manchmal ein heidnisches Heiligthum der Verehrung des wahren Gottes geweiht. Sie mag auch diese Hütte in einen Raum wandeln, darin

keine unholden Geister mehr ihr Wesen treiben. Doch das alles kümmert mich nichts. Sorge Du nur dafür, daß der Platz unser eigen wird für alle Zeit.“

„Dein Begehren soll erfüllt werden,“ sprach der Markgraf. Er trat hinaus ins Freie, um seiner Knechte einen nach Konrad zu senden und mit ihm über den Kauf der Hütte zu verhandeln. Konrad stand selbst draußen. Er war von der Verfolgung Siglindens in dieser Nacht zurückgekehrt, ohne daß er die Mörderin erreicht hatte. Da er aber hörte, welches Wunder sich auf seinem Grund und Boden begeben, eilte er sogleich hinab nach der Hütte.

Er ließ sich gerne bereit finden, dem Markgrafen die Hütte sammt dem Platz, darauf sie stand, zu verkaufen.

„Und nun muß ich Euch noch ein Geheimniß anvertrauen, Herr Markgraf,“ sagte er. „Im Boden der Hütte ist unter einer schweren Felsplatte eine geräumige Höhlung verborgen. Mein Großvater hat mir manchmal erzählt, hier sei das Bild der Göttin Frigg geborgen worden, als zum ersten Mal die Sendboten unseres heiligen Glaubens von der grünen Insel Irland herüber nach Alemannien gekommen. Denn der heilige Gall und der heilige Kilian sind nicht sänftiglich mit den Bildern der Unholden gefahren. Bei Wirzburg haben sie die Bilder ins Feuer geworfen und bei Bregenz in den großen See. Darum verbargen unsre Ahnen das Bild der Göttin Frigg in der Höhle. Die Göttin sei gen Norden gefahren ins Nebelland, sagten sie den Heimischen, dort sei der alte Glaube noch sicher vor Kreuz und Weihrauch. Als aber der heilige

Gall weitergezogen war, haben sie das Bild der Göttin wieder aus der Höhle gezogen und die Heimischen haben ihr aufs neue Opferkuchen dargebracht, bis die Schüler Winfrieds kamen. Die haben das Bild mit Feuer verbrannt und seine Asche in den Fluß gestreut."

Der Fischer gieng mit dem Markgrafen in die Hütte, und nachdem er bei dem Anblick des todten Kindes sich bekreuzt hatte, scharrte er hinter dem Kahn den Erdboden auf. Bald zeigten sich die Umrisse einer steinernen Platte. Konrad stemmte eine Stange unter die Platte und hob sie mit Herrn Arnharts Hilfe empor. Eine reinlich ausgemauerte Höhlung kam zum Vorschein.

„Es ist die Gruft, darin mein Kind ruhen soll bis zum Auferstehungstag," sagte Frau Frideburg, indem sie schmerzlich hinabblickte. —

Die Höhlung ward wiederum mit der Platte bedeckt, und der Markgraf kehrte mit Frau Frideburg ins Schloß zurück.

Der Bischof verwunderte sich, als er vernahm, wo Frau Frideburg ihr Kind zur Ruhe bestatten wolle. Aber er erwiderte weiter nichts, als daß die Hütte nach dem Brauch der christlichen Kirche zum Ruheplatz der Todten geweiht werden müsse. So zog er denn um Mittag mit dem Priester von Sankt Martin und mit etlichen Kindern hinab zu der Hütte. Karlmann gieng auch mit, er trug die Kirchenfahne, auf welcher der heilige Martin gemalt war, dem kleinen Zuge voran.

Der Zugang zu der Hütte war inzwischen auf des Markgrafen Befehl mit einer eichenen Thüre versehen, die

Fensteröffnungen waren mit buntfarbigen Glasscheiben ausgefüllt worden. Die rohen Mauersteine der kahlen Wände prangten mit jungfräulichem Birkenreis überkleidet, und der Kahn, in dem Regiswindis gebettet lag, nahm sich wie ein Altar aus. Man meinte in einer Kapelle zu sein, wenn man eintrat. Kein ungefüges Wort kam über die Lippen der Knechte und Mägde, die zur Hut des Kindes zurückgelassen worden waren; feierliche Stille herrschte in dem Raum. —

Die Kinder und die Alten knieeten rings um den Kahn, als der Bischof zu beten anhub. Er flehte, daß der Herr in der Höhe, der die Erde geschaffen und alles was in ihr ist, seine Augen möge offen stehen lassen über der Ruhestätte des unschuldig gestorbenen Kindes, daß er den unholden Geistern wehren möge, ihr Wesen an diesem Ort zu treiben und daß er seine heiligen Engel sich lagern lasse rings um die Stätte. Dann besprengte er den Boden der Hütte, die Wände und das Dachgebälke mit reinem Wasser, die dienenden Knaben schwangen die Weihrauchgefässe. Zuletzt ließ er durch die Knechte die Felsplatte bei Seite wälzen und weihte mit einem Gebet in lateinischer Sprache die Höhlung zur Gruft. Der Priester von Sankt Martin warf drei Schollen, die er von seinem Friedhof mitgenommen hatte, hinab.

Als der Bischof die Weihe vollendet hatte, kam der welsche Silberschmied von Heilbronn mit dem Sarge angefahren. Der Sarg war ein Meisterwerk der Kunst, seine Schienen und Spangen waren von gediegenem Silber,

die Platten, die zwischen Schienen und Spangen gefügt waren, von blankem Zinn und mit bedeutungsvollem frommem Bildwerk geziert. Da sah man den guten Hirten, der sein verlorenes Schaf auf der Schulter nach Haus trägt, da sah man den Propheten Jonas, wie er aus dem Rachen des Meerungeheuers errettet ans Land steigt, da sah man den Wagen mit feurigen Rossen, auf dem Elias gen Himmel fährt: alles umrankt von Rosenzweigen und zierlichem Rebenlaub. Im Deckel des Sarges an der oberen Seite war eine Tafel von krystallhellem Marienglas eingefügt, daß man das Antlitz des todten Kindes nach Jahren noch schauen könnte.

Der Bischof verweilte mit dem Silberschmied in der Hütte, bis die Eltern des Kindes kamen. Und noch einmal nahm Frau Frideburg alle ihre Kraft zusammen und bettete mit eigener Hand das lockige Haupt ihres Kindes auf das weiße seidene Kissen im Sarge.

„Gebt ihr das goldene Kettlein mit,“ bat Karlmann, indem er den letzten Blick auf seine Gespielin warf.

Dann verschloß der Silberschmied den Deckel des Sarges, Herr Arnhart und Frau Frideburg wandten ihr Antlitz ab. Und nun klang von der Höhe herab aus der Ferne das Glöcklein der Martinskirche, die Knechte senkten den Sarg in die Gruft, und die Felsplatte schloß sich über der Höhlung.

Inzwischen hatte sich draußen die Menge des Volkes gesammelt, die mit ansehen wollte, wo und wie das Kind bestattet würde. Die Knechte des Markgrafen ließen aber

niemanden eintreten. Der Bischof stellte sich unter die Thüre der Hütte und verkündigte den Heimischen noch einmal den Trost der Glaubigen aus dem göttlichen Worte. Seine Rede klang noch gewaltiger und feuriger als am Tage zuvor.

„Wenn wir alle so beredt wären,“ sagte der Priester von Sankt Martin zu seinem Amtsbruder von Kirchheim, „wie Herr Humbert beredt ist, so hätte der große Karl uns nicht geboten, die Predigtbücher aus den alten Vätern der Kirche zusammenzuschreiben.“

Frau Frideburg gieng zuletzt aus der Hütte und verschloß mit eigener Hand die Thüre.

Als sie durch die Menge des Volks hindurchgeschritten war und mit ihrem Gemahl und dem Bischof nach dem Schlosse gieng, begann sie:

„Ich wollte, ich könnte wie Gott vor sein Paradies einen Engel mit flammendem Schwert vor das Grab meines Kindes stellen, damit er die Neugierigen mir verscheuche!“

Der Bischof sah sie mit einem strengen, fast strafenden Blick an und erwiderte: „Ist Euch die Neugier der geringen Leute auch überlästig gewesen, Frau Markgräfin, als sie Euer Kind treulich suchten bei Nacht und bei Tag?“

„Es hat alles seine Zeit,“ versetzte Frau Frideburg. „Und wisset, Herr Bischof, das Grab und die Hütte und der Grund und Boden, darauf sie steht, ist unser eigen für alle Zeit.“

„So lang es Gott gefällt, solltet Ihr sagen.“

„Wer will mein Eigenthum mir streitig machen?“

„Niemand, aber an ein von der Kirche geweihtes Stück Erde hat auch die Kirche ihr Anrecht, und Ihr werdet den Glaubigen nicht wehren, am Grab Eures Kindes zu beten.“

Die Markgräfin schwieg in ernstem Sinnen. „Laßt uns nicht zanken in solch trauriger Stunde,“ sprach Herr Arnhart begütigend.

Nur noch eine kleine Weile blieb der Bischof im Markgrafenschlosse. Frau Frideburg sagte ihm Lebewohl, sie gieng nach ihrer Kammer, sich auszuweinen. Schweigend und düster nahmen die Männer den Abendimbiß ein. Regendunkle Wolken hiengen über dem Neckar, als der Bischof gen Heilbronn ritt, Herr Arnhart hatte sich auch sein Pferd satteln lassen und gab ihm das Geleite.

Als der Markgraf ins Schloß zurückkehrte, brachte er seinem Gemahl die Nachricht mit, daß sich am Grabe ihres Kindes ein neues Wunder begeben.

„Oben an der Martinskirche,“ erzählte er, „begegnete uns ein Weib aus Ilsfeld und stellte sich uns in den Weg. An Krücken sei sie zum Grab Regiswindens gekommen, denn sie sei Jahre lang an Armen und Füßen mit lähmender Gicht behaftet gewesen. Nun habe sie die Krücken unten an der Hütte stehen lassen und wandle, ihrer Krankheit ledig, nach Hause. Ich sah den Bischof fragend an, als uns das Weib solches Wunder erzählte. Wenn Gott Wunder thun wolle, erwiderte Herr Humbert, so vermögen wir nicht, es ihm zu wehren. Er gab dem Weib seinen Segen.“

„Die Blinden und die Leiter der Blinden haben beschlossen, mein Kind mir vom Herzen zu reißen,“ sagte die Markgräfin dumpf. „Auch seine Asche gönnen sie mir nicht. — Bischof von Wirzburg, Du hast den Sieg über eine elende Mutter davongetragen! Frideburg hat kein Kind mehr, aber Schwaben hat eine Heilige!“

9.

Eine Büßerin.

Karlmann war für Frau Frideburg ein Trost in ihrem schweren Herzeleid. Zwar wenige Wochen, nachdem Regiswindis bestattet war, war Emma, des Knaben Mutter, mit Grimald aus Westfranken nach der Felseninsel gekommen, ihren Erstgeborenen mit nach Reginsburg und nach Oetting zu nehmen. Aber sie war von der Markgräfin dringend gebeten worden, sie möge ihren Sohn noch fernerhin in dem verwaisten Haus auf der Felseninsel lassen, und die kinderreiche Mutter konnte das Begehren der kinderlosen nicht abschlagen. So hatte denn die ostfränkische Königin mit dem Kanzler Grimald das Grab Regiswindens besucht und war ohne ihren Erstgebornen ins Baierland abgereist.

Karlmann aber wurde im Markgrafenschloß so heimisch, daß er wie ein eigenes Kind gehalten ward. Obgleich über dem Gemüth des Knaben seit dem jähen Tod seiner Jugendgespielin ein wehmüthiger Ernst lag, belebte doch

sein immer wieder hervorbrechender kindlicher Frohsinn das verödete Haus. Mit Eifer ließ er sich vom Priester von Sankt Martin im Lesen und im Schreiben unterweisen, und unverdrossen begleitete er den Markgrafen, der im kommenden Herbst das kaiserliche Kammergut seinem Nachfolger übergeben wollte, auf seinen Gängen durch Feld und Flur, durch Stall und Gehöfte.

So giengen die Sommermonate dahin. Wohl hätte der fromme Kaiser Ludwig gewünscht, daß Herr Arnhart die Verwaltung des Guts noch einige Jahre in Händen behielte, aber Frau Frideburg wollte an einem Ort, wo sie so bitteres Herzeleid erfahren hatte, nicht länger aushalten und drängte zur Rückkehr in die norische Heimat.

Schwer ward ihr der Abschied vom Grab ihres Kindes. Kaum vergieng ein Tag, an dem sie nicht zu der stillen Fischerhütte im Kahne hinabfuhr und die Ruhestätte ihres Kindes mit Blumen bekränzte, eifersüchtig hütete sie den Ort vor den Blicken und vor der Berührung fremder Leute, denn der Ruf von der Heiligkeit des unschuldig verstorbenen Kindes zog an Feiertagen Scharen von Wallfahrern aus der Nähe und Ferne nach der Fischerhütte. Schon nannte das Volk die Hütte nicht mehr anders als „Regiswindens Kapelle", und der Glaube, daß die Elenden und Armen an diesem Grab Heilung von leiblichen Gebrechen finden könnten, schlug im Herzen der Heimischem immer tiefere Wurzeln. Die Markgräfin schüttelte unwillig den Kopf, wenn ihr solches zu Ohren kam, dagegen ließ sie an manchem Tag bei der Fischerhütte milde Spenden unter das arme

Volk vertheilen. Das Innere der Hütte jedoch blieb allen Wallfahrern verschlossen.

So reifte im Herzen Frideburgs der Gedanke, den Sarg ihres Kindes mit in die norische Heimat zu nehmen. Als dies laut wurde, murrten die Heimischen, die Frau Markgräfin wolle ihnen ihre Heilige rauben. Auch Herr Arnhart willigte nicht sofort in das Verlangen seines Gemahls, er wollte zuvor den Bischof, der den Ort geweiht hatte, über die Sache befragen. Ohne daß Frau Frideburg es erfuhr, sandte er Botschaft nach Wirzburg, Herr Humbert versprach, in den nächsten Tagen nach Laufen zu kommen, aber er blieb aus.

Dagegen erschien der Bruder der Markgräfin, der junge Graf Fridegar aus dem Linzgau, seiner Schwester den Abschied zu erleichtern. Er kannte keine Bedenken, und so verabredete Frideburg mit ihm, daß der Sarg des Kindes unter seiner Aufsicht aus der Gruft gehoben und unter seiner Obhut mit dem ersten Reisewagen, der ins norische Land abgieng, fortgeführt werden sollte.

Die Blätter am Weidengebüsch des Neckars waren schon gelb geworden, in herbstlichem Nebel gieng die Sonne unter, frühe brach die Dämmerung herein. Da gieng Fridegar, von etlichen der getreuesten Knechte geleitet, hinab nach der Fischerhütte, um ohne Aufsehen den Sarg und die theuren Ueberreste des Kindes zu holen.

Auf der Schwelle vor der verschlossenen Thüre knieete ein Pilger in dunklem Gewand, regungslos, die Hände zum Gebet gefaltet. Sein bartloses Antlitz erschien im

Dämmerlicht des Herbstabends jugendlich und doch wiederum gealtert von unsäglichem Gram, die tief in den Höhlungen liegenden Augen blickten starr zum Himmel empor und hinaus ins Weite, um den Nacken des Pilgers spielte ein reicher Schmuck von blonden Haaren, die unter dem Hut hervorquollen. Fridegar stand eine Zeit lang still, zu warten, bis sich der Pilger vom Gebet erhebe. Endlich aber trat er näher, rührte des Pilgers Schulter und fragte: „Was begehrst Du hier, Fremdling?"

„Ich begehre zu sterben," war die dumpfe, tonlose Antwort.

„Ich will Dich in eines der Gehöfte zu milden Leuten bringen lassen, daß sie Dich pflegen," sagte der junge Graf, von Mitleid ergriffen, mit sanfter Stimme. Er gab den Knechten einen Wink, den Pilger aufzuheben und wegzuführen.

„Ich kann sonst nirgends sterben als an Regiswindens Grab," sprach der Knieende. „Ich habe den Tod gesucht, ich habe ihn nicht gefunden. Hier wird sich Gott meiner armen Seele erbarmen, daß ich mein Haupt zur Ruhe bette. Regiswindis, liebe Regiswindis, meine Regiswindis, Du thronst dort oben in himmlischer Höhe, Du spielst mit den Engeln auf schwebenden Wolken. Du hast einen Blick des Erbarmens auch für mich."

„Der Mann ist wirr im Geiste, er spricht im Fieber," flüsterten die Knechte untereinander.

„Hinweg," rief Fridegar, „Fremdling, wer Du auch sein magst, hebe Dich von hinnen und laß uns über die Schwelle treten!"

„Tretet mich zu Boden, aber stoßt mich nicht weg, stoßt mich nicht weg von diesem heiligen Orte!

„Wie heißest Du?“

„Ich habe keinen Namen. Mein Vater hatte einen Namen, auch mein Bruder, auch mein Kind. „Ich habe keinen Namen, die Elenden sind namenlos.“

Da schob Fridegar den Fremdling mit Gewalt zur Seite und trat mit den Knechten in die Hütte. Aber der Pilger ließ sich nicht vertreiben, er drang mit hinein. Er setzte sich in eine dunkle Ecke und verhüllte sein Antlitz.

Die Knechte huben die Steinplatte empor, sie stiegen hinab in die Gruft und brachten den kleinen Sarg herauf. Aber kaum hatte der Fremdling den Sarg erblickt, als er mit einem lauten Schrei aus seiner Ecke hervorstürzte, sich über den Sarg warf und ihn mit beiden Armen umklammerte. „Nein,“ rief er, „ich lasse das Kind mir nicht abermals vom Herzen reißen. Mir, mir gehört Regiswindis. Ihr aber seid Diebe und Räuber.“

„Stoßet ihn zur Hütte hinaus und verschließet die Thüre!“ rief Fridegar den Knechten zu. Aber sie wagten nicht, den Wahnsinnigen zu greifen.

„Sage mir endlich, wer Du bist und woher Du kommst und was Du hier begehrst?“ fragte Fridegar.

„Was ich begehre, habe ich Euch gesagt, ich begehre nichts als zu sterben. Woher ich komme? Aus dem Elend komm ich. Wer ich bin? Das sage ich niemanden als der Frau Markgräfin, der ich ihr Kind vor Dieben und Räubern hüte.“

Fridegar war unschlüssig, er wagte nicht, sich an dem Wahnsinnigen, den Gott gekennzeichnet, zu vergreifen. „Willst Du vernünftig Rede und Antwort stehen, wenn ich Frau Frideburg rufen lasse?“ fragte er.

Der Pilger nickte. Da schickte Fridegar nach seiner Schwester. In der Hütte ließ er die Wachskerzen anzünden und behielt das Thun und Treiben des Wahnsinnigen, der immer noch vor dem Sarg kniete und ihn mit den Armen umklammerte, scharf im Auge.

Nach einer Weile kam die Markgräfin voll Unmuths, daß wiederum ein frecher Eindringling es wage, ihr Recht an ihres Kindes Grabstätte ihr streitig zu machen. Als sie in die Hütte eintrat, erhub sich der Pilger vom Sarge und rief: „Seid mir willkommen, Frau Frideburg, Gott hat Euch zu meiner Erlösung gesandt. Dank, tausend Dank, daß Ihr kommt, aber ich bitte Euch, laßt jedermann hinausgehen, auf daß ich mit Euch allein sei.“

Fridegar schüttelte unwillig den Kopf und gab den Knechten einen Wink, seine Schwester vor der Frechheit des Wahnsinnigen zu beschützen. Die Markgräfin aber, als sie des Pilgers Stimme hörte und ihm ins Auge sah, fuhr zusammen nnd sank kraftlos auf der Steinbank nieder. „Geht alle hinaus,“ rief sie, „alle und laßt mich allein mit — mit diesem da!“

Zögernd gehorchten Fridegar und die Knechte ihren Worten.

Da verriegelte Frau Frideburg die Thüre der Hütte, es wurde schwarz vor ihren Augen, als sie sich wieder

auf die Steinbank setzte. Der Pilger aber kniete vor der Markgräfin und hielt ihre Kniee umschlungen.

„Ihr habt mich erkannt, Frau Frideburg," tönte es von seinen Lippen. „Ihr wißt, wer ich bin."

„Du bist Siglinde, Du bist die Mörderin meines Kindes, hebe Dich von hinnen, daß Dein Athem nicht den Frieden dieser geweihten Stätte entheilige."

„Nicht also, Frau Markgräfin! Hier will ich sterben. Hier am Grabe Eures Kindes will ich von Euch gerichtet werden. Seid barmherzig gegen mich und gebt mir den Todesstoß, und dann laßt mich draußen unter den grünen Rasen legen, damit ich Ruhe finde endlich — endlich!"

Das Haupt Siglindens lag in Frau Frideburgs Schoß. Ueberschäumend kochte das Verlangen nach Blutrache in dem Herzen der Markgräfin auf. Sie riß das scharfgeschliffene Dolchmesser, das ihr an silbernem Kettlein vom Gürtel hieng, aus der Scheide. „Du sollst sterben," rief sie, „Dir geschehe Dein Recht!" Es dünkte ihr so leicht, den blanken Stahl in den Nacken Siglindens zu stoßen, als wenn sie in ihrem Garten einen dürren Zweig vom Baum zu schneiden hätte. Sie erhob die Faust zum tödtlichen Stoß — da fiel ihr Blick auf den Sarg ihres Kindes, und es war ihr, als sehe sie durch das erblindete Marienglas hindurch das friedlich lächelnde Antlitz ihres Töchterleins, es war ihr, als erhebe das lächelnde Kind seinen kleinen Finger und flüstere: „Nicht also, liebe Mutter, nicht also! sie soll leben!"

Das Dolchmesser entfiel der Hand Frau Frideburgs.

Sie verhüllte das Haupt und brach in krampfhaftes Weinen aus.

„Thut Barmherzigkeit an mir und gebt mir den Todesstoß!“ flehte Siglinde.

„Nein, ich will Dich nicht verdammen ohne Urtheil und Recht. Ich will Dich zuvor hören; dann sollst Du erfahren, was ich über Dich beschlossen habe. Erzähle mir, erzähle alles, was Du gethan hast und wo Du inzwischen gewesen bist.“

„O laßt mich sterben!“ rief Siglinde. „Ich habe nichts mehr zu suchen in der Welt. Ich habe nur noch einen Brief an Euch zu bestellen, hier diesen Brief. Ein frommer Mann gab ihn mir für Euch jenseits der Alpen, der Bischof Claudius von Turin.“

„Claudius?“ fragte die Markgräfin verwundert, indem sie den Brief in Empfang nahm. Sie durchschnitt die Schnur und das bischöfliche Wachssiegel und begann zu lesen. Der Brief war in lateinischer Sprache geschrieben und lautete:*

„Claudius, ein Knecht Christi und Bischof der Kirche zu Turin grüßt die erlauchte Frau Markgräfin Frideburg, Herrn Arnharts Ehegemahl. Gepriesen sei Gott, der uns ein neues Leben geschenkt durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten! Amen. Deinen Brief hat mir der Kaufmann überbracht, und ich habe daraus ersehen, mit welch schwerem Leid Dein Haus heimgesucht worden

* Einiges darin ist wörtlich aus den Schriften des Claudius.

ist. Das Herz blutet mir, wenn ich Deiner gedenke, und ich gedenke Deiner unablässig in meinem Gebete; denn die heilige Schrift befiehlt, daß wir für einander beten sollen, so lange wir im Elend dieser Erde weilen.

Aber erinnere Dich an das, was wir, zu den Füßen unseres alleinigen Meisters sitzend, mit einander aus den heiligen Schriften gelernt haben. Gott hat uns das Kreuz nicht gegeben, daß wir davor niederknieen und es anbeten, sondern daß wir es auf uns nehmen und es, Christo auf dem schmalen Wege nachfolgend, tragen. Du scheinst mir bis jetzt mehr die erste Hälfte dieses Spruchs gelernt zu haben und zu üben, als die zweite. Wohl gehörst Du nicht zu den Abergläubischen, denen es bequem dünkt, ein hölzernes Kreuz anzubeten; aber das Kreuz im geistlichen Verstand auf Dich zu nehmen, weigerst Du Dich noch. Du würdest sonst nicht so sehr darum sorgen, wo und wie Du die irdischen Ueberreste Deines Kindes zur Erde bestatten sollest. O, Frideburg, wir haften alle noch zu sehr am Irdischen und Körperlichen, während unser Geist sich aufschwingen sollte zum Himmlischen und trachten sollte nach dem, das droben ist. Hüte Dich, daß Du nicht in den Irrwahn jener Menschen zurückfällst, denen die Asche der Entschlafenen wichtiger ist, als das Beispiel des tugendhaften Lebens, das sie uns gegeben haben. Wo die Asche Deines Kindes bis zum Tage der Auferstehung in der Erde ruht, soll Deinem Herzen gleichgiltig sein, denn die Erde ist überall des Herrn, und auch das Meer wird seine Todten wiedergeben. Erinnere Dich an

das, was der heilige Augustinus in seinem Buch von der wahren Religion im 55. Kapitel schreibt: Unsre Religion soll nicht in Verehrung todter Menschen bestehen, welche, wenn sie fromm gelebt, niemals nach solcher Ehre verlangt haben; durch Nachahmung sollen wir sie ehren, keineswegs aber sie zu Gegenständen unserer Anbetung machen.

Erwidere mir nicht, ich sei ein leidiger Tröster, sondern glaube mir, daß ich auch mein Kreuz zu tragen habe. Denn der Bösen Rotte hat sich wider mich zusammengethan, dieweil ich den Irrwahn jener abergläubischen Menschen bekämpfte, und wenn ihnen Macht gegeben würde, sie schlängen mich lebendig hinab. Meinen Nachbarn bin ich ein Aergerniß geworden und meinen Bekannten ein Schrecken, so sehr, daß wer mich sieht, mich nicht allein verhöhnt, sondern daß alle mit Fingern auf mich deuten. Der Vater des Erbarmens und des Trostes aber hat mich gestärkt in meiner Noth, und durch ihn werde ich feststehen in aller Anfechtung, angethan mit den Waffen der Gerechtigkeit und geschützt durch den Helm des Heils. Derselbige Vater stärke auch Dich in Deinem Leid und behalte Dich im wahren Glauben bis an Dein Ende. Ich grüße Deinen Ehegemahl, Herrn Arnhart und Dich als Euer geringer Bruder und Knecht dessen, der unser einiger Meister und Lehrer ist. — —

Dieser Brief ist längere Zeit in meinem Hause liegen geblieben, weil ich niemanden fand, dessen Händen ich ihn anvertrauen wollte. Ich gebe ihn einem Pilger mit, der

von schwerem Kummer gedrückt zu sein scheint, und der, wie er sagt, Dir und Deinem Haus ein großes Unrecht abzubitten hat. Nimm ihn mit christlichem Erbarmen auf!

Gegeben zu Turin am 1. September im Jahr 837 nach unseres Herrn Geburt."

Die Markgräfin hatte diesen Brief beim Schein der Wachskerzen gelesen; sie faltete ihn wieder zusammen und steckte ihn in die Tasche ihres Gewandes. Ihr Blick fiel auf Siglinde, die ihr Antlitz noch immer in den Falten des Mantels der Markgräfin barg.

„Sprich, wie bist Du nach Turin, wie bist Du zu Claudius gekommen? Erzähle mir alles, alles von jener unglückseligen Stunde an, da Du — Abschied nahmst von unserem Hause. Ich bin stark und kann alles hören."

Da erhob sich Siglinde langsam und setzte sich der Markgräfin gegenüber. Von vielem Schluchzen unterbrochen quoll ihr die Rede vom Munde. Sie berichtete, wie sie das Kind im Zorn erwürgt, wie sie, sogleich nach der That, ja noch während der That von furchtbarer Reue ergriffen, sich in den Strom gestürzt habe.

„Mich warfen die Wellen ans Land, zu meinem Unheil hat mich mein Vater Sigwin schwimmen gelehrt. Meiner Sinne war ich nicht mächtig, ich irrte querfeldein durch Hagel und Gewittersturm, gegen Mitternacht klopfte ich an die Thüre der Mühle bei Nordheim. Man nahm mich dort auf, aber ich fand keine Ruhe auf meinem Lager. Ich beschloß nach Rom zu pilgern und bei dem Nachfolger des heiligen Petrus Vergebung meiner schweren

Sünde zu suchen. Auf dem Gesims meiner Kammer lag eine Scheere, ich schnitt mir die Haare ab, und aus der Lade, die in der Hausflur stand, entwendete ich des Müllers Gewand, auf daß niemand ein Weib in mir erkenne. Ehe die Sonne aufgieng, entwich ich aus der Mühle. Das Zeichen des göttlichen Fluches brannte auf meiner Stirne und in meinem Herzen. Scheu wie ein gejagtes Wild irrte ich durch die Wälder, die gebahnten Straßen und menschlichen Wohnungen meidend. Als sich am zweiten Tage die Sonne neigte, stand ich am Rhein, Straßburg gegenüber. Ich fuhr über den Strom, und vor der Pforte der Straßburger Kirche brach ich kraftlos zusammen. Mitleidige Menschen gaben mir Brot und Wein; bis dahin hatte ich meinen Hunger mit den Beeren des Waldes und meinen Durst an dem Quell der Felsenwand gestillt. Ich wanderte weiter den Rhein hinauf, ich sah die Seen des Alpenlandes, aber: „sie waschen den Fluch der Sünde nicht von deiner Seele“ — hieß es in meinem Innern. Ich stieg empor zu den schnee- und eisgekrönten Bergen, ich drückte meine heiße Stirne gegen die Wand des Gletschers, aber das Eis kühlte die Glut des Schmerzes nicht, der mir im Gehirn wüthete. Ich stieg herab von den Alpen und die warme Sonne des welschen Landes brannte auf meinen Scheitel, aber ihre Strahlen haben mir keine Thräne der Reue getrocknet.

So langte ich endlich in Turin an, und da ich von Euch wußte, daß Claudius Euer Freund ist, begab ich mich an die Pforte des bischöflichen Palastes und wartete,

bis der Bischof vorübergienge. Als mich der Saum seines Gewandes streifte, warf ich mich vor ihm nieder in den Staub.

„Stehe auf, denn ich bin auch ein Mensch!“ sagte der Bischof streng und hart zu mir, während er mich mit den Blicken seines scharfen Auges maß.

„Ach ehrwürdiger Vater,“ erwiderte ich, „ich bin der ärmste unter allen armen Sündern.“

„Ich bin selbst ein Sünder,“ entgegnete er. „Ihr sollt auch niemanden Vater nennen auf Erden; Einer ist Euer Vater, der im Himmel ist. Stehe auf und komm mit mir, wenn Du mir etwas zu sagen hast.“

Ich folgte ihm in sein Gemach. Es ist kein Prunkgemach. Der ärmste Hirte auf den Alpenbergen hat reicheren Hausrath als der Bischof von Turin. Er wies mir einen niedrigen Schemel zum Sitz an, dann nahm er ein Schwert von der Wand und rief einem Diener, daß er es schleifen lasse. Endlich wandte er sich an mich und fragte mich, welcher Kummer mich drücke?

„Ich habe eine Sünde gethan, die mein Mund nicht aussprechen, und die mir niemand vergeben kann im Himmel und auf Erden!“ erwiderte ich.

„Was ziehst Du dann durch die Welt?“

„Weil ich nirgends Ruhe finde. Ich will nach Rom zum Oberhaupt der Christenheit wallen, dort Vergebung für meine Sünde zu suchen.“

„Hast Du wider den Papst Gregor den Vierten etwas verbrochen?“

„Nein.“

„Warum willst Du dann den Papst aufsuchen?“

„Weil er der Statthalter Christi ist und Macht hat, zu lösen und zu binden.“

„Der Statthalter Christi“ — sagte der Bischof, „Du magst ihn auch den Pfarrer zu Rom nennen. Er unterscheidet sich in nichts von einem andern glaubigen Seelenhirten als dadurch, daß er häufig aus der Nase blutet.*“

„Aber bedenket, ehrwürdiger Herr,“ entgegnete ich erschrocken, „daß er auf Petri Stuhl sitzt.“

„Auf Petri Stuhl — wohl; auf Mosis Stuhl haben sich auch die Pharisäer gesetzt. Der Stuhl macht den Mann nicht heilig.“

„Aber wo soll ich dann Vergebung suchen und finden?“

„Zuerst dort,“ sagte der Bischof, indem er die Rechte zum Himmel erhob; „dann bei dem, an dem Du gefrevelt hast. Wer ist es, an dem Du gesündigt?“

„Das Haus des Markgrafen Arnhart zu Laufen am Neckar im alemannischen Lande.“

„Gut, ich sah es gleich Deinen blonden Haaren an, daß Du ein Alemanne bist. So kehre zurück nach Alemannien und gehe nicht nach Rom! Vor wenigen Wochen habe ich Botschaft von der Frau Markgräfin erhalten, daß ihr schweres Leid widerfahren ist. Ihr Kind ist im Strom ertrunken. Sie wird geneigt sein, Dir zu verzeihen, und Herr Arnhart auch. Ich will Dir einen Brief an Frau Frideburg mitgeben.“

* Siehe hierüber „Vita Ludovici 56.“

Er siegelte den Brief und überreichte ihn mir; dann rief er seinem Diener und befahl, mir Speise, Trank und Gewand zu geben. Gerne hätte ich dem Bischof meine Sünde gebeichtet; auch sein rauhes Wesen that meinem wunden Herzen wohl, ich merkte ja, daß er es aufrichtig mit mir meinte. Doch er begehrte meiner Beichte nicht. Von seinem Diener, der mich aus dem Palast geleitete, erfuhr ich, daß er am andern Morgen zum Kampf wider die Seeräuber ausziehe. Deßhalb wurde sein Schwert geschliffen.

Und ich bin zurückgekehrt über das Alpengebirge und bin bei Basel über den Rhein gegangen. Als ich vor zwei Tagen in einem abgelegenen Hofe bei Cannstatt übernachtete, fand ich meinen Bruder wieder, er dient dort als Knecht. Er wollte mit mir ins Elend ziehen und mein Loos theilen, ich ließ es nicht zu. Ich gieng weiter nach Laufen; unterwegs hörte ich, daß das Kind im Neckar aufgefunden und wie eine Heilige begraben worden sei, und nun bin ich hier, um zu sterben auf Regiswindens Grab."

So schloß Siglinde ihre Erzählung. Die Markgräfin hatte ihr aufmerksam zugehört, und nun sprach sie:

„Nein, Du sollst leben! Wenn ich Dich recht verstanden habe, war Dein Herz nicht dabei, als Deine Hände das Schreckliche verübten. Lege Deine drei Finger dort auf den Sarg und schwöre mir, daß Du nicht wußtest, was Du thatest, da Du mein Kind erwürgt hast!"

Da sprach Siglinde: „Ich habe schlimme Gedanken gegen Euch gehegt und gegen Euer Geschlecht, weil ich

meinte, Ihr habet mein Geschlecht verderbt; ja, ich war auch zornig auf Regiswindis, weil sie meinen Bruder verrathen wollte. Aber das schwöre ich bei dem Gott, der ins Verborgene schaut, daß ich meiner Sinne nicht mächtig war, als ich die Hand an das Kind legte. Das schwöre ich bei dem Herrn in der Höhe, daß es mein Sinn nicht gewesen ist, das Kind zu tödten, und daß ich in dem Augenblick, da es leblos zu meinen Füßen fiel, gerne mein eigenes Leben hingegeben hätte, hätte ich das Kind wieder zum Leben erwecken können."

„Es wäre mir lieb, Du hättest mir kürzere Antwort gegeben," erwiderte Frau Frideburg; „doch es soll Dir vergeben sein. Möge Dir Gott verzeihen wie ich Dir verzeihe!" Sie steckte das Dolchmesser in die Scheide, und als Siglinde in düsteres Schweigen versunken vor sich hinstarrte, setzte sie freundlicher hinzu: „Du sollst nicht sterben, Du sollst leben. Du hast gehört, ich verzeihe Dir von Herzensgrund." Und als das Wort: ‚ich verzeihe Dir von Herzensgrund' über ihre Lippen kam, da war es der Markgräfin, als sehe sie durch das Marienglas im Deckel des Sarges hindurch ihr Kind freundlich lächeln, als flüsterten seine Lippen: „Du hast wohlgethan, liebe Mutter." Siglinde schwieg immer noch, und Frau Frideburg ließ ihr Zeit zum Antworten. Sie nahm den Brief des Bischofs Claudius aus der Tasche und überlas ihn noch einmal aufmerksam beim Schein der Kerzen. „Er ist auch ein Geschorener", sagte sie leise vor sich hin, als sie den Brief wieder zusammenfaltete, „er kann es nicht

wissen, wie es einer Mutter zu Muth ist, wenn das einzige Kind ihr vom Herzen gerissen wird. Aber er hat Recht, und wider die Wahrheit vermögen wir nichts. Ich will zeigen, daß ich nicht umsonst eine Schülerin des Claudius gewesen bin." Sie warf einen Blick auf den Sarg, und dann sah sie fragend Siglinden an.

„Schwere Buße leget Ihr mir auf," flüsterte der Pilger, „indem Ihr mich zum Leben verdammt. Doch Euer Wille geschehe. Aber wohin soll ich Unselige meinen Schritt lenken?"

„Suche Frieden in einem Kloster," erwiderte Frau Frideburg, „ich weiß Dir keinen andern Rath. Zu Heidenheim im bairischen Land ist meine Muhme Walpurgis Aebtissin, an sie will ich Dir einen Brief mitgeben. Doch höre zuvor den Rath Herrn Arnharts, vorerst folge mir auf das Schloß! Du sollst heute Nacht auf der Felseninsel ausruhen von Deiner langen Wallfahrt. Niemand außer meinem Gemahl soll erfahren, wer Du bist. Nimm im Schloß Deine Kleider aus der Truhe — ich habe sie Dir verwahrt — und lege wiederum Frauengewand an; morgen, bevor die Sonne aufgeht, wandere weiter und nimm Abschied von Deinem Bruder Sigulf für dieses Leben! Rothfrid soll Dich im Reisewagen nach Cannstatt führen, aber verhülle Dein Angesicht und sprich kein Wort mit ihm, er soll nicht wissen, wen er führt. Uebermorgen ziehen auch wir von dannen ins norische Land. Nimm Abschied von meinem Kind, dann laß auch mich Abschied nehmen. Wir sehen einander wieder vor Gottes Thron."

Schluchzend warf sich Siglinde über den Sarg und kniete lange vor ihm in stummem Gebet; ihre Thränen rollten über die silbernen Spangen des Sarges. Endlich berührte die Markgräfin ihre Schulter und sagte: „Es ist genug, geh bei Seite, dann folge mir.“ Und sie beugte sich selbst über den Sarg, als Siglinde sich erhoben hatte, sie drückte einen Kuß auf die Glasplatte und flüsterte: „Fahre wohl, mein Kind!“ Dann schob sie den Riegel zurück, und an des Pilgers Seite trat sie festen Schrittes aus der Hütte.

Fridegar hatte mit den Knechten vor der Thüre geharrt. Oft war er im Begriff gewesen, mit kräftigem Stoß die Thüre zu sprengen; denn er hatte gefürchtet, seiner Schwester möchte von dem wahnsinnigen Pilger Unbill geschehen. Aber alles war ruhig geblieben, und er hatte nichts von dem vernommen, was in der Hütte gesprochen worden war.

„Fridegar, mein Bruder,“ sprach die Markgräfin, „laß den Sarg wieder hinabsenken in die stille Gruft. Er bleibt hier. Warum? Das sollst Du morgen erfahren oder übermorgen.“

Verwundert gehorchte Fridegar den Worten seiner Schwester. Die Knechte aber sagten unter sich: „Das größte aller Wunder ist am Grabe der Heiligen geschehen. Ein Wahnsinniger ist von seiner Krankheit genesen, und Frau Frideburg muß selbst das Wunder glauben; sie nimmt den Pilger mit in das Schloß.“

Als die Markgräfin mit Siglinde im Schloß anlangte,

war die Dienerin nicht zu bewegen, die Treppe hinanzusteigen. „Ich höre den Neckar rauschen," sagte sie, „laßt mich als eine Büßerin im Garten stehen, bis der Morgen graut."

„Nein, Du kommst unter mein Dach," befahl Frau Frideburg; sie schloß die Thüre der Bücherei auf, die vordem des Schloßes Kapelle gewesen war und drängte Siglinden hinein. „Bleibe hier, bis ich Deine Kammer zugerichtet habe," sagte sie und verschloß die Thüre.

Dann stieg sie die Treppe hinan; als sie in das innere Gemach trat, stand Bischof Humbert von Wirzburg neben ihrem Gemahl. Er gieng ihr zagen Schrittes entgegen, sie bot ihm freundlichen Willkomm.

„Ihr kommt vom Sarg Eures Kindes?" fragte der Bischof.

Frau Frideburg nickte.

„Und Ihr seid Willens, den Sarg mit in das norische Land zu nehmen?"

„Wenn Herr Arnhart es will, ich unterwerfe mich seinem Wort. Wollt Ihr es uns verbieten, ehrwürdiger Herr?"

Der Bischof schüttelte den Kopf. „Die Kirche hat hierüber keine Satzungen. Ich habe das Gleiche Eurem Herrn Gemahl gesagt."

„Arnhart, rede Du!" sagte die Markgräfin.

„Ich will Dich nicht kränken, Frideburg," begann der Markgraf. „Aber mein Sinn steht dahin, wir lassen das Kind im Frieden da ruhen, wo es zur Ruhe gekommen ist."

„Und ich sage von Herzen Ja dazu," sprach Frau Frideburg.

„Wie kommt es, daß sich Euer Sinn so plötzlich gewandelt hat?" fragte Humbert.

„Ich habe heute einen Brief von meinem Lehrer Claudius, dem Bischof von Turin erhalten, und er hat mich gelehrt, mein Kind nicht bei den Todten zu suchen, sondern bei den Lebendigen."

Humbert schwieg in Nachdenken versunken.

„So lassen wir, was sterblich ist von unserem Kinde, in Laufen zurück," sagte Herr Arnhart.

„Wir lassen es unter Eurer Obhut zurück, ehrwürdiger Herr," wandte sich die Markgräfin an den Bischof. „Gestattet Ihrs, so lege ich diesen Schlüssel zu der Hütte, in der Regiswindis ruht, in Eure Hand. Wenn Ihr nach Laufen kommt, so betet auf des Kindes Grab und sorget, daß sein Gebein im Frieden schlafe."

Der Bischof nahm den Schlüssel aus Frau Frideburgs Hand. „Ich will ein treuer Hüter des Grabes sein," sagte er.

„Und wenn ich Euch mit einem stolzen Wort gekränkt habe," setzte Frideburg bei, „so vergebt es mir, ehrwürdiger Herr. Wir haben alle viel Vergebung nöthig, ist es nicht so?"

Sie hielt ihm die Rechte hin, und Humbert sah verwundert in den sanften Glanz der einst so stolzen, hellgrauen Augen. Alle Kämpfe, die er um ihretwillen durchgefochten, seit Erchanger in Ebrodunum ihn um ihretwillen

in den Staub geworfen, zogen mit Blitzesschnelle an seinem Geiste vorüber.

„Ihr habt mich nicht gekränkt," stammelte er, „und ich brauche Euch nichts zu vergeben. Aber ich ergreife Eure Hand zum Zeichen, daß kein Bann mehr zwischen uns ist." —

„Wer hat Dir den Brief von Turin überbracht?" fragte Herr Arnhart.

„Den Brief? — Ein Pilger, oder wenn Ihr wollt, eine Pilgerin, Siglinde, die Tochter Sigwins."

„Siglinde?" fragte der Markgraf, wie vom Donner gerührt.

„Die Mörderin Eures Kindes?" rief der Bischof.

„Ja, Siglinde, meine Dienerin," sprach die Markgräfin mit fester Stimme.

„Wo bist Du ihr begegnet? — Was habt Ihr mit ihr begonnen?" riefen die beiden Männer mit einander.

„Am Grab unseres Kindes bin ich ihr begegnet. Was ich mit ihr begonnen habe? Ich habe ihr verziehen."

„Verziehen! —" sprach der Bischof, „der Mörderin Eures Kindes habt Ihr verziehen! Hat Euch das auch Claudius von Turin gelehrt?"

„Nein, das hat mich der gelehrt, der gesprochen hat: ‚Segnen sollt ihr, die euch fluchen; wohl thun sollt ihr denen, die euch hassen; bitten sollt ihr für die, die euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr eures himmlischen Vaters Kinder seid.' — Gelobt sei Jesus Christus."

„In Ewigkeit, Amen!“ sagte der Bischof.

„Und wo ist Siglinde jetzt?“ fragte Arnhart.

„Sie weilt unter unserem Dache, im Frieden unserer Burg. In der Bücherei hab' ich sie geborgen. Noch ist der Friede nicht völlig eingekehrt in ihrem Herzen, und morgen, ehe der Tag graut, soll sie von dannen ziehen. — Ehrwürdiger Herr, wollt Ihr der Büßerin nicht den Trost der Sündenvergebung bringen, den die Kirche spendet? Folget mir, ich will Euch leuchten.“

Sie nahm eine Kerze vom Tisch und schritt voran, der Bischof folgte ihr hinab zur Bücherei, wo die Büßerin ihr Haupt an einen Schrein gelehnt hatte. Die Markgräfin kehrte zu ihrem Gemahl ins innere Gemach zurück.

Arnhart stand wie ein Betäubter am Fenster.

„Komm Du, mein Trauter,“ sagte Frideburg, „ich habe Dir etwas zu künden, was kein Geschorener hören soll. Schüttle den Traum des Leids ab. Wir kehren zurück in die norische Heimat, sonnig liegen die Thäler vor meinem Blick, in denen uns vor sieben Jahren das Glück blühte. Aber komm, ich habe Eile, ich will meiner Dienerin die Kammer zurichten, daß sie das Haupt dort zum Schlummer lege. —“

Und Siglinde fand in ihrer Kammer neben dem Lager ihr Frauengewand, das sie seit Monden nicht mehr getragen hatte; auf dem Tisch lag ein Brief an die Aebtissin im Kloster zu Heidenheim. Hätten des Neckars Wellen nicht so laut gerauscht, sie hätte Ruhe im Schlummer gefunden.

Der Bischof aber schlief dieselbe Nacht hindurch zum erstenmale ruhig im Markgrafenschloß. Er schlief noch friedlich, als die Sonne hoch am Himmel stand, und der Wagen, der die Büßerin nach Cannstatt brachte, über die Grenze des Neckargaus rollte.

10.

Walderich.

Durch das Dickicht des Fichtenwaldes, der sich über die Hügel an der Murr breitete, schritten die beiden Geschwister Sigulf und Siglinde.

Der Wald war still, die Vögel, die ihn in des Sommers Tagen belebt hatten, waren verstummt oder nach Süden gezogen, auch der Schmelz der Blumen war erblaßt, aber da und dort leuchtete der rothe oder gelbe Hut eines Pilzes aus dem dunkelgrünen Moos, und wo der Wald sich lichtete, standen die fahlen Blüten der Herbstzeitlose im kurzen Wiesengrase. Im Thalgrund, den man dann und wann durch eine Waldlücke erblickte, stieg der Abendnebel auf; der weiße Schleier, mit dem er die Erlenbüsche am Bach umspann, glänzte in den schrägen Strahlen der sinkenden Sonne. Scheu schlüpfte der Baummarder in die Ritze der Felsen am Wege, wenn er den Tritt der Wandernden hörte.

Schweigend waren die Geschwister neben einander hergegangen; wo der schmale Waldpfad zu uneben geworden

war, oder wo eine mächtige Baumwurzel, ein ungefüger Felsblock ihn versperrt hatte, hatte Sigulf der Schwester sorglich den Arm geboten, in stummem Schmerz ruhte sein Blick auf ihr, wenn er ihr ins Antlitz schaute. Endlich brach Siglinde das Schweigen.

„Sigulf, mein Bruder, laß uns hier Abschied nehmen, ich finde den Weg vollends allein zur Pforte des Heidenheimer Klosters. Kehre zum Hof Deines Herrn zurück und vergiß, daß Du jemals eine Schwester gehabt hast, an deren Händen das Blut eines unschuldigen Kindes klebt.“

„Die Markgräfin hat Dir vergeben,“ gab Sigulf zur Antwort, „laß nun auch ab, Dein Herz mit dem Vorwurf marternder Reue zu quälen.“

„Im Kloster werde ich Zeit haben zu büßen; in schlaflosen Nächten, in bangen Tagen wird der Frevel, den ich begangen, mir vor Augen stehen. Vielleicht ist Gott barmherzig und sendet mir den erlösenden Tod.“

„Die Klosterpforte hat sich noch nicht hinter Dir geschlossen, Siglinde. Und wer mag wissen, ob es Gottes Wille ist, daß Du in Schleier und schwarzem Gewand Deine schlimme That büßest? Laß mich Dein Loos theilen!“

Siglinde schüttelte den Kopf. „Ins Kloster kannst Du mir nicht folgen.“

„Und ich kann Dich nicht verlassen. Wenn ich es könnte, ich dürfte es nicht. Ich habe Deinem Mann, als man ihn todtwund vom Wald in unseres Vaters Haus trug, mit heiligem Eid gelobt, daß ich Euer Kind und Dich

versorgen, daß ich Euch niemals verlassen wolle. Doch es bedarf des Schwures nicht, ich bin Dein Bruder."

„Unser Kind ist todt. Und mein Mann hat nicht gewußt, daß Deine Schwester zur Mörderin wird. Du bist Deines Eides ledig. Kehre um! Ich gehe nach Baiern, Du bleibst in Alemannien. Sei Deinem Herrn ein getreuer Diener, so getreu, wie ich ungetreu war. Vergiß Deine Schwester, vergiß das Schloß auf der Felseninsel. In etlichen Jahren baust Du Dir selbst Deine Hütte, Du pflügst Deinen Acker, Du freist ein wackeres Weib. Sigulf, sage Deinem Weib niemals, daß Du eine Schwester im Kloster habest."

„Wenn Du meinen Rath nicht hören willst, so nimm den Rath des frommen Einsiedlers an, zu welchem Dich der Herr Bischof von Wirzburg gewiesen hat. Ich kann Dich nicht verlassen, ehe wir von Walderich Bescheid erhalten haben. Hat Dir Herr Humbert nicht versprochen, der Waldbruder habe Trost für jede Seelennoth?"

„Er sagte mir, er kenne keinen heiligeren Mann in Alemannien als den Einsiedler von Murrhart. Als ein Widersacher Walderichs sei er nach Murrhart gekommen, als sein Freund und Vertrauter sei er aus dem Wald geschieden. Aber, Sigulf, für Deine Schwester weiß weder die Aebtissin von Heidenheim, noch der fromme Einsiedler einen Rath."

„Laß uns einmal sein Wort hören! Wenn wir nicht einen falschen Weg gewiesen worden sind, kann die Stelle, wo Walderich siedelt, nicht mehr ferne sein."

Sigulf hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, da trabte eine Rehgeiß mit etlichen Jungen ein paar Schritte vor den Geschwistern über den Weg. Neugierig blieb das Thier einen Augenblick stehen und sah mit seinen klugen, sanften Augen die Wandernden an, um seinen Hals schlang sich ein Band, an dem ein Glöcklein befestigt war. Ruhig, als ob es keine Scheu vor den Menschen hätte, setzte das Reh seinen Weg waldein fort.

Die Geschwister folgten ihm auf einem betretenen Seitenpfad, der sich durch die Fichten schlängelte. Bald lichtete sich der Wald, das Reh stillte mit seinen Jungen seinen Durst an einem Bächlein, das über den Weg lief. Auf dem freien Platz, den die ernsten Weißtannen umsäumten, gewahrten die Geschwister eine Hütte, die sich an den Felsen lehnte, sie war schmucklos aus Tannenstämmen gefügt, ihr Giebel war mit einem Thürmchen geziert, in dem eine kleine Glocke hieng. Unter dem weitvorspringenden Strohdach der Hütte saß ein ehrwürdiger Greis, ein silberweißer Bart wallte über den braunen Mantel tief auf seine Brust herab, sein gefurchtes Antlitz glänzte in frischem Roth, wie der Fels, den die Strahlen der scheidenden Sonne umspielten. Der Alte schnitzte mit scharfem Messer ein hölzernes Geräth. Das Reh sprang in munteren Sätzen dem Einsiedler zu und begann ein Stück Brot, das neben ihm auf der Bank lag, zu zerknabbern. Der Alte legte das Messer weg und streichelte liebkosend den Hals des Thieres. Ein Mägdlein von etwa zwölf Jahren lief mit einer Hand voll dürren Holzes

aus dem Wald und trat in die Hütte, aus deren Kamin blauer Rauch aufstieg.

Die Geschwister traten näher. Erst jetzt, als der Greis sein Antlitz erhob, bemerkten sie, daß seine Augensterne, die unter buschigen Brauen lagen, ohne ein Ziel zu suchen, ins Weite starrten, ihr Licht schien völlig erloschen.

„Wer ist hier? Wer ist in den Frieden meiner Siedelei getreten?“ fragte der Alte.

„Ein Pilger und eine Pilgerin,“ erwiderte das Mädchen, das aus der Hütte getreten war und sich an die Schulter des Einsiedlers geschmiegt hatte.

„Ein Bruder und eine Schwester,“ setzte Sigulf bei, „und die Schwester begehrt Euren Rath in tiefer Seelennoth. Ihr seid Walderich, der Einsiedler?“

„Walderich nennen mich die Leute,“ erwiderte der Greis. „Gottes Friede sei mit dem Bruder und der Schwester, wenn Ihr ohne arge Tücke im Herzen meiner Hütte genaht seid. Setzet Euch dort auf die Rasenbank, wenn Ihr müde seid von der Wanderung durch den Wald, und so Ihr Euren Hunger und Durst zu stillen begehrt, wird Bertha Euch einen Bissen Brot und eine Schale Milch bringen.“

„Leiblicher Hunger und Durst quält uns nicht,“ nahm Siglinde das Wort. „Es gibt Qualen, die bitterer peinigen.“

„Wohl, so redet, woher Ihr kommt und was Euer Begehr ist. Wie nennt man Euch mit Namen?“

„Ich heiße Sigulf, Sigwins Sohn, und bin ein Alemanne. Meine Schwester heißt Siglinde.“

Heftige Bewegung des Gemüths spiegelte sich im Antlitz Walderichs, und mit zitternder Hand suchte er den Stab, den Bertha ihm reichte. Er erhub sich von der Bank und hielt wie abwehrend den Stab vor sich hin. „Siglinde, Sigwins Tochter?“ fragte er gespannt, „Siglinde, die bei der Markgräfin zu Laufen —“

„Ihr sagt, wie es ist, frommer Bruder!“ erwiderte Sigulf.

Der Einsiedler setzte sich wieder auf die Bank und schwieg eine Weile. „Bertha,“ wandte er sich an das Kind, das ihn an der Rechten gefaßt hatte, „gehe hinab in den Thalgrund, treibe die Lämmer zusammen und leite sie heimwärts!“

Das Kind entfernte sich gehorsam. Als der Alte seine Schritte nicht mehr rauschen hörte, erhub er sich wieder und trat den Geschwistern einige Schritte näher. „Siglinde, Sigwins Tochter,“ rief er aus, „bist Du es, die das Kind der Markgräfin erwürgt und in den Fluß geworfen hat?“

„Ich bin es,“ versetzte Siglinde tonlos und zitternd.

„Verdammt meine Schwester nicht, ehe Ihr sie gehört habt!“ fiel Sigulf bittend ein.

„Was kann ich anders thun, als verdammen?“ rief der Alte. „Deines Frevels würd' ich mich theilhaftig machen, wenn ich Dich nicht verdammte. Unseliges Weib, wie magst Du es wagen, den Frieden meines Waldes zu entweihen?“

„Herr Humbert, Bischof von Wirzburg, hat uns zu

Euch gewiesen," versetzte Sigulf. „Wir hofften Trost bei Euch zu finden."

„Humbert? Soll ichs glauben, daß Du die Wahrheit sprichst? — Unseliges Weib, die Pilger, die zu meiner Hütte gekommen sind, haben mir Deine Unthat erzählt, Humbert selbst hat sie vor vier Wochen mir erzählt. Das Kind, das ich fortgeschickt habe, weiß nichts davon, und sein unschuldiges Ohr soll niemals das Entsetzliche hören, das Dein schuldiger Mund bekennen muß. Unseliges Weib, hebe Dich von hinnen! Auf der Scholle, die Dein Fuß betritt, sproßt kein Halm mehr, und auf dem Zweig, den Dein Scheitel streift, singt fürderhin kein Vogel."

„Wir hofften einen milderen Richter an Euch zu finden," sprach Sigulf halb bittend, halb trotzig. „Komm mit mir, Schwester, Dein Bruder Sigulf verstößt Dich nicht, wie der fromme Waldbruder."

„Sigulf, Sigwins Sohn," sprach Walderich, „Du hast mir gesagt, Du seiest ein Alemanne. Kennst Du das Recht der Alemannen, das heilige Recht unserer Väter?"

„Ich kenne es," sagte Sigulf.

„So sprich: welche Strafe legt das Recht der Alemannen auf den Frevel eines Weibes, deren Hand ein schuldloses Kind erwürgt hat?"

„In schwarzer Nacht soll schwinden ihr Name, erstickt von den Steinen soll liegen ihr Leichnam," klang es tonlos von Sigulfs Lippen.

„Wohl, Du kennst das Recht der Alemannen, Sigulf. Siglinde, Sigwins Tochter, nichts Anderes habe ich Dir

zu künden. Nicht will ich Hand an Dich legen, mein Amt ist es nicht. Hebe Dich von hinnen und nimm den Spruch des Gesetzes, der Dich verdammt, in der eigenen Brust mit Dir!"

„Bischof Humbert ist barmherziger gewesen. Und Frau Frideburg, die Markgräfin, hat meiner Schwester verziehen!" entgegnete Sigulf.

„Die Mutter des Kindes selbst?" fragte der Alte zweifelnd. „Erzähle Du mir das, Siglinde! Sigulf, gehe hinab in den Thalgrund und hilf der kleinen Bertha die Lämmer zusammentreiben. Kehre nicht zurück, bevor Du mein Glöcklein durch die Tannen erschallen hörst."

Walderichs Stimme klang so gebieterisch, daß Sigulf dem Wort des Einsiedlers fast ebenso willig gehorchte, wie zuvor das Kind. Er stieg dem Rinnsal des Baches entlang hinab nach der Wiese. Bertha saß auf einem Tannenstumpf, um sie her weideten die Lämmer das würzige Gras ab. Neben ihr im Wurzelwerk des Baumstumpfs saßen noch zwei rothwangige, kleinere Kinder und verzehrten ihren Abendimbiß. Als sie aber den fremden Mann erblickten, schmiegten sie sich schreiend an Berthas Gewand.

„Nicht weinen! Der Mann hat Euch lieb und thut Euch nichts zu leid," beschwichtigte Bertha. „Das ist mein Schwesterlein Gertrud und mein Brüderlein Lantfrid," setzte sie sich an Sigulf wendend bei. „Zurück, Aliso!" rief sie dem wolfähnlichen Hunde zu, der sich knurrend vom Rasen erhoben hatte und den fremden Mann beschnupperte.

„Wo sind Eure Eltern, Bertha?“ fragte Sigulf.

„Vater und Mutter sind todt, den lieben Vater haben wir vor acht Tagen begraben und unsere gute Mutter vorgestern. Dort hinter den Weißtannen sind ihre Gräber. Walderich hat den Rasen aufgegraben und hat ein Kreuz darauf gesteckt, er hat es selbst geschnitzt.“ Heiße Thränen rollten dem Kind über die Wangen.

„Hat schlimme Seuche in Eurem Hause geherrscht, daß Eure Eltern so schnell nacheinander gestorben sind?“

„Nein, wir wissen nicht, wie es gekommen ist. Mitten in der Nacht hat man uns aus dem Schlaf geweckt. Unser Haus und eine von unsern Scheuern ist in vollen Flammen gestanden, es ist ein mächtig großes Feuer gewesen. Meine liebe Mutter haben wir aus den wogenden Flammen tragen müssen, sie ist zu Bett gelegen, weil unser jüngstes Brüderlein Gotefrid erst etliche Wochen alt ist. Wie mein Vater noch einmal in das brennende Haus hineingegangen ist, hat ihn ein glühender Balken erschlagen. Ehe wir unsern Vater begraben haben, ist ein böses Fieber über meine Mutter gekommen und hat auch sie hingerafft. Aber Walderich hat gelobt, er wolle unser Vater sein, und er hat mich auch gelehrt, daß wir einen Vater im Himmel haben. Er hat den kleinen Gotefrid mit in seine Hütte genommen, auch Gertrud schläft in Walderichs Hütte bei Nacht, sie hat Angst. Lantfrid und ich aber, wir gehen nicht weg vom Eschenstruthof, gelt Lantfrid?“

Der Knabe nickte mit dem Kopf.

„Walderich wird dafür sorgen, daß Ihr in die Obhut

Eurer Verwandten oder milder Leute kommt," sagte Sigulf. „Habt Ihr keine Verwandten?"

„Ich weiß nicht. Und wir vier gehören zusammen, niemand soll uns von einander reißen. Sobald wir groß sind, bauen wir den Eschenstruthof wieder auf, daß auch Gertrud und Gotefrid wieder dort wohnen können."

Sigulf schwieg eine Weile. „Das Kind verläßt seine Geschwister nicht," dachte er, „und ich sollte meine Schwester ins Elend stoßen oder in ein Kloster geben? Nein, nimmermehr! Lieber will ich landfahrend mit ihr durch die Wälder streifen —"

„Ist Euer ganzes Haus niedergebrannt?" fragte Sigulf.

„Das Haus und eine von unsern Scheuern liegen in Trümmern. Es hat noch lange aus dem Schutt geraucht, bis gestern der Regen gekommen ist. Die andere Scheuer und der Stall steht noch. In der Scheuer schlafen Lantfrid und ich auf einem Bund Stroh, dem Lantfrid habe ich heute ein weiches Bett aus Heu gemacht. Unser Aliso liegt bei Nacht vor der Thüre, oder läuft am Zaun auf und ab, daß uns kein Fremdling etwas zu leid thut. Im Stall stehen unsere zwei Kühe, und meine liebe Mutter hat mich melken gelehrt. Dorthin treib ich auch die Schafe, sie sind nicht alle unser, die mit dem rothen Kreuz gezeichneten gehören unserem Vater Walderich, ich weide sie aber mit den meinigen."

„Wer gibt Euch aber zu essen und zu trinken, Kinder?"

Bertha lächelte. „Wir trinken am Quell und waschen

uns im Bache. Auch Gertrud muß sich alle Morgen dort waschen, wiewohl sie vor dem kalten Wasser ein wenig bangt. Nicht wahr, Gertrud? Und zu essen haben wir genug. Im Keller, unter unserer Scheuer liegt Kraut und Obst. Und dann hab ich ja gesagt, daß zwei Kühe in unserem Stall stehen, sie geben so viel Milch, daß ich jeden Morgen und jeden Abend unserem Vater Walderich davon im Eimer bringen kann, so viel er will."

„Du bist ein wackeres Kind," sagte Sigulf, indem er sich neben Bertha setzte. Ihr munteres Geplauder hatte sein Herz so erfrischt, daß er fast seines eigenen Kummers vergaß. „Ich komme zu Euch auf den Eschenstruthof, bevor wir weiter ziehen, und wenn ich Dir etwas helfen kann, Bertha, in Stall oder Scheuer, darfst Du mirs nur sagen."

„Am Eichengeländer unseres Brunnens im Hofe fehlen etliche Planken, ich muß den kleinen Lantfrid hüten, daß er dem Brunnen nicht zu nahe kommt. Wenn Du das wieder machen willst, ist mirs recht."

„Ich will den Schaden gut machen." Und wieder saß Sigulf eine Weile in Gedanken verloren. Der Abendwind trug den würzigen Harzduft der Tannen über die Wiese. „Warum sollte ein wundes Herz nicht hier so gut Frieden finden, wie im Kloster?" sprach er bei sich selbst. Da tönte vom Hügel herab das Glöcklein des Einsiedlers.

„Kommt mit mir," rief er aufspringend, „Walderich ruft uns."

„Gertrud mag mit Dir gehen," erwiderte Bertha, „ich muß die Lämmer heimwärts treiben, die Kühe melken und den kleinen Lantfrid zu Bett bringen. Geh mit dem Manne, Gertrud."

Gertrud sah den Fremdling noch einmal mit scheuem Blick an, als aber Sigulf ihre Rechte erfaßte, gewann sie bald Vertrauen zu ihm. Sie stiegen mit einander hinan zu Walderichs Hütte. Als der Weg für die kleinen Füße Gertruds zu steil wurde, nahm sie Sigulf auf seine kräftigen Arme. Rückwärts blickend sah er, wie Bertha, den Bruder führend und von Aliso umkreist, die Lämmer heimwärts trieb, und nun sah er auch durch eine Lücke des Waldes den halb in Trümmer liegenden Eschenstruthof.

Als er an Walderichs Hütte anlangte, stand seine Schwester neben dem Einsiedler. Friede lag auf Siglindens Angesicht. „Hier ist mein Bruder mit dem kleinen Mädchen," sagte sie.

„Ich weiß nun alles," sagte der Einsiedler, als Sigulf das Kind auf den Boden gestellt hatte. „Gertrud, Du darfst mit dem Reh spielen. — Und nun frage ich Dich, Sigulf, Sigwins Sohn, ob Du Willens bist, Deine Schwester ins Kloster zu geleiten. Viele haben Frieden gefunden, umhüllt von brauner Kutte oder von Schleier und schwarzem Gewand, viele auch nicht. Oder ob — kommt mit mir herein in die Hütte!"

Nach der Thüre tastend gieng der Einsiedler voran, die Geschwister folgten ihm. „Ich weiß nun alles," begann Walderich wieder. „Laßt die verdammenden Worte,

die ich gesprochen, vergessen sein. Ein Mann im grauen Bart sollte freilich seine Zunge mehr zähmen. Auch Deine Schwester weiß alles, was ich ihr zu sagen hatte. Dort in der Ecke, rechter Hand, steht ein Korb, hebe das Tuch auf, Siglinde, das darüber gebreitet liegt."

Siglinde hob das Tuch auf, im Korbe ruhte ein schlafendes kleines Kind.

„Wollt Ihr ins Kloster gehen oder wollt Ihr Vater und Mutter werden für die verwaisten Kinder, für Gotefrid und Lantfrid, für Gertrud und Bertha?"

„Wir gehen nicht ins Kloster, wir gehen heute noch hinab nach dem Eschenstruthof und nehmen die vier Kinder in unsere Obhut," erwiderte Sigulf. „Nicht wahr, meine Schwester?"

Siglinde nickte, Thränen rannen aus ihren Augen, indem sie sich über den Korb beugte. Sie nahm das Kind heraus und drückte es an ihre Brust. „Meinst Du nicht auch, er sehe meinem Sigwin ähnlich?" flüsterte sie ihrem Bruder zu. Dann sprach sie zu Walderich gewendet: „Ihr habt recht gesagt, frommer Bruder, den Frieden Gottes halte ich in meinen Armen, und ich spüre, daß er in mein Herz einzieht."

„So nehmt ihn hin, den kleinen Gotefrid," versetzte der Einsiedler. „Vorgestern und gestern noch vermaß ich mich, ich wollte das Kind eben so lind pflegen, wie seine Mutter. Aber zu rauh ist Walderichs Hand, einen Säugling zu betten. Mich stört im Schlafe nicht des Uhus Ruf und der Eule Geschrei, auch das Weinen des Kindes

wäre mir nicht zu viel gewesen. Und doch hat in den vergangenen Nächten die Sorge an meinem Herzen genagt, ob mir Gott Kraft geben werde, des Kindes recht zu warten. Siglinde gib mir Deine Hand! — Wohl! sie ist lind und weich. Sigulf reiche mir Deine Rechte! — Wohl! sie ist sehnig und stark." Dann tastete der Blinde an der Wand umher und holte ein kleines hölzernes Kreuz herab. Er erhob es und sagte: „Leget Ihr beide die drei Finger auf das Kreuz und sprecht mir die Worte nach: Vater und Mutter wollen wir sein für die Waisen von nun an!"

Die Geschwister leisteten das Gelübde. „Und nun noch Eines," sprach Walderich, „bevor wir hinabziehen in das Haus der Waisen. Euren Namen dürft Ihr nicht mitnehmen über die Schwelle des Eschenstruthofs, denn niemand im Murrgau soll außer Walderich wissen, wer Ihr seid. So sollst Du, Siglinde, Sigwins Tochter, von dieser Stunde an Susanna heißen, und Dich, Sigulf, Sigwins Sohn, nennen wir Salomo."

Sigulf schwieg einen Augenblick verblüfft, es war ihm, als müßte er ein Stück seines eigensten Wesens hingeben mit seinem Namen und seines Vaters Namen. In früheren Zeiten hatte er darüber gespottet, daß die Alemannen, wenn sie ihre Kinder taufen ließen, anstatt der althergebrachten Namen, die Namen der Heiligen zu wählen begannen. Und als er gehört hatte, wie die Welfentochter, ehe sie sich mit dem frommen Kaiser Ludwig vermählte, ihren Namen Guota in Judith wandelte, hatte er gelacht. Aber nun gedachte er an den Spruch aus

dem alemannischen Rechte: ‚In schwarzer Nacht soll schwinden ihr Name‘, und als ihm Siglinde zuflüsterte: „Laß uns alles vergessen bis auf den Namen,“ sprach er: „Wohl, es sei, wie Ihr gebietet, Walderich; komm, Schwester Susanna, folge Deinem Bruder Salomo!“

Die Schwester hielt das schlafende Kind mit dem rechten Arm an ihrer Brust, mit der linken Hand griff sie nach dem Korbe. Der Bruder führte die kleine Gertrud und bot dem Einsiedler den Arm, ihn zu leiten. Aber der Blinde erwiderte lächelnd: „Von hier bis zum Eschenstruthof kenne ich jede Baumwurzel, die über den Weg kriecht.“ Rüstigen und sicheren Schrittes, den Stab nur leicht auf den schmalen Waldpfad aufsetzend, zog er mit ihnen hinab nach ihrer neuen Heimat.

Bertha bot ihnen an der Schwelle freudigen Willkomm.

„Hier bringe ich Dir und Deinen Geschwistern einen neuen Vater und eine Mutter, Bertha,“ sagte Walderich. „Gib ihnen die Hand! Deine neue Mutter heißt Susanna, und Deinen Vater darfst Du Salomo nennen.“

Das Kind sah einige Augenblicke erstaunt an den Fremden hinauf, dann reichte es vertrauensvoll den Geschwistern die Rechte und sagte munter: „Gleich morgen machen wir die zerbrochene Planke am Brunnen.“

Mit flinker Hand richtete Susanne im hintern Raum der Scheuer sich und den Kindern, im Vorplatz des Stalles ihrem Bruder das Nachtlager; Gertrud, Lantfrid und Gotefrid schliefen schon fest. Bertha und die andern Hausgenossen sammelten sich unter dem alten Lindenbaum, wo

Bank und Tisch stand. Aliso legte seinen klugen Kopf auf die Kniee des neuen Hausherrn.

Die Abendluft wehte nach einem frostigen Tage weich und mild. Susanne und Bertha schichteten Feldsteine unter der Linde und zündeten ein Feuer an, den Abendimbiß zu bereiten.

„Die Flamme, die vom Herd aufsteigt, hat einen andern Duft, als die Lohe, die aus dem Dach schlägt," sagte Walderich. —

Die Sterne funkelten am Himmelsgewölbe, da schied Walderich von den Bewohnern des Eschenstruthofes. Der Hausherr bot ihm seine Begleitung an. Aber der Blinde sprach: „Für Euch ist die Sonne gesunken, für mich wird es licht in der Nacht und immer lichter. So licht, daß der Herr, der den Reigen der Sterne am Himmel führt, mir vergönnt, hineinzuschauen in die verborgenen Wege, auf denen er die Menschen leitet." Dann legte er seine Rechte auf Berthas Scheitel und sagte: „Kind ich kann Dein Vater nicht mehr sein, aber ich habe Dir Eltern zugeführt, denen Du von nun an gehorsam sein sollst. Ich will Dein Großvater sein für ein paar Monate, vielleicht auch nur noch für ein paar Wochen. Denn gestern Nacht hat der Herr, der über Leben und Tod gebietet, an die Pforte meiner Hütte geklopft, und ich habe geantwortet, ich sei bereit, Heimfahrt zu halten aus dem dunkeln Wald in die lichte Himmelsau, sobald ich die Häupter meiner vier Kinder geborgen wisse."

Mit diesen Worten verschwand der Einsiedler hinter den Tannen.

In der Frühe des nächsten Morgens stand Bertha am Lager ihres neuen Vaters. „Ich bin schon seit zwei Stunden wach," sagte sie, „aber Walderich hat heute morgen sein Glöcklein nicht geläutet, wie er sonst immer thut, wenn die Sonne aufgeht. Laß uns nach ihm sehen!"

Rasch legte der Hausherr sein Gewand an und stieg mit dem Mägdlein den Hügel hinan, während Gertrud am Bach von Susanne gewaschen wurde. Der Einsiedler saß rückwärts gelehnt auf der Rasenbank vor seiner Hütte, seine Augen blickten in die Strahlen der aufgehenden Sonne. Das Reh ruhte zu seinen Füßen. Aber den Gruß der Herannahenden erwiderte er nicht. Der halbgeöffnete Mund schien leise zu beten. In der Hand hielt der Einsiedler das hölzerne Kreuz, auf das die Geschwister ihr Gelübde abgelegt hatten. Die Finger, die das Kreuz umschloßen, waren kalt und starr.

Walderich hatte Heimfahrt gehalten. Und wenn man ihm ins Antlitz blickte, mochte man meinen, die des irdischen Lichtes entwöhnten Augen haben das wahrhaftige und ewige Licht erschaut.

11.

Arnulf*)

„Ihr kennt mich nicht mehr, König Karlmann; ich aber habe Euch — wie lange mags her sein? —

*) Die Ueberlieferung und die allgemeine Annahme, der auch von Dümmler, Riezler und andern berühmten Geschichts-

nach dreißig Jahren wieder auf den ersten Blick erkannt. Steht ja doch hier in Eurem kleinen Sohn der leibhaftige Karlmann vor mir, der vor dreißig Jahren dort auf der Felseninsel zu Gast war." So sprach der Ruderknecht, der soeben den Kahn vom Laufener Fährhaus abgestoßen hatte.

Der stattliche Mann, an den er diese Worte gerichtet, und zu dessen Seite ein blühend schönes Weib mit lichtbraunen Locken saß, sah den Ruderer schärfer an und erwiderte: „Doch ich erkenne Dich; Du bist der Knecht

---

forschern bis jetzt nicht widersprochen worden ist, geht dahin: Arnulf, der letzte kraftvolle Sproß des karolingischen Stammes sei aus einer Verbindung Karlmanns mit einer „gewissen vornehmen Frau Liutswindis" hervorgegangen, einer Verbindung, die keine rechtmäßige Ehe gewesen sei. Verheirathet sei Karlmann gewesen mit einer dem Namen nach unbekannten Tochter des Nordgaugrafen Ernst (Ernert, Arnhart), des Vaters unserer heiligen Regiswindis. — Ohne die bewährten Geschichtskundigen meistern zu wollen, glaube ich so viel sagen zu dürfen: Es liegt hier möglicherweise, ja wahrscheinlicherweise ein Irrthum vor, der entweder auf einem Mißverständniß, oder auf einer Fälschung beruht. Ich vermuthe, daß jene „gewisse vornehme Frau Liutswindis" — die Tochter des Nordgaugrafen Ernst und die rechtmäßige Gemahlin Karlmanns gewesen ist, behalte mir übrigens vor, mich über diese Frage an einem andern Ort in einer historischen Untersuchung auszusprechen. Wie ich mir den wirklichen Sachverhalt positiv denke, habe ich in der Erzählung angedeutet, ohne jedoch festere Anhaltspunkte für diese Vermuthungen zu haben. Aus erklärlichen Gründen konnte ich diese geschichtlichen Bemerkungen hier nicht ganz unterdrücken.

Rothfrid, der mir dort drüben am Strand einmal mit ungefügem Fußtritt meine Wasserleitung zerstört hat."

„Und wiederhergestellt, mein gnädiger König. Ach, wenn sich alles wieder so leicht herstellen ließe!" versetzte der Ruderer. „Aber es ist böse Zeit. Wollte Gott, Ihr würdet über Alemannien herrschen anstatt Eures Bruders Karl, den sie den Dicken nennen."

„Meine Schuld ist es nicht," versetzte Karlmann, „daß mein Vater Alemannien nicht meiner Hand anvertraut hat. Ich muß mich mit dem bairischen Lande begnügen. So seid auch Ihr Alemannen mit dem Herrscher zufrieden, den Euch mein Vater Ludwig gegeben hat."

„Wenn Du einen so scharfen Blick hast, Rothfrid," wandte sich nun die Frau an den Ruderer, „so findest Du auch vielleicht in meinem Antlitz eine Aehnlichkeit, die Dir aus alter Zeit bekannt ist."

„Wahrhaftig! rief der Knecht, „Ihr gleicht meinem Herrn Arnhart und der Frau Frideburg, nein, Ihr gleicht auf ein Haar der heiligen Regiswindis. — Das heißt, zu einer Heiligen würdet Ihr nicht wohl taugen. — Verzeiht meine unziemlichen Worte, ich wollte sagen, Ihr sehet eher einer irdischen Königin als einer himmlischen ähnlich. Ihr seid —"

„Ich bin Liutswindis, Regiswindens Schwester," erwiderte die Frau. „Und ich bin eine Königin," setzte sie mit Nachdruck hinzu. „Ich sehe aber heute Euer Laufen und die Gelände des Neckars zum erstenmal, Rothfrid, denn ich bin, wie meine zwei Brüder, meinen

Eltern geboren worden, als sie von Laufen in den Nordgau zurückgekehrt waren.“

„Ach, daß ich das noch erleben darf, ein Kind und ein Enkelkind meines Herrn Arnhart zu sehen mit meinen alten Augen. Wie heißt der Enkel meines Herrn Arnhart?“

„Arnulf,“ versetzte Liutswindis.

„Gott segne Euren Sohn und mache einen gewaltigen Mann aus ihm, einen Mann wie Karl den Großen,“ sagte der Ruderer, indem ihm die Thränen ins Auge traten.

Der Kahn hatte inzwischen am linken Ufer des Neckars angelegt. Karlmann reichte dem Ruderer königlichen Lohn, dann gieng er mit seiner Gemahlin und seinem Sohn den Hohlweg hinan, den einst Grimalds Reisewagen gefahren war, als der Kanzler zum Reichstag gen Diedenhofen zog.

Zur rechten Hand auf felsiger wohlummauerter Anhöhe ragte eine steinerne Kapelle.

„Dort ist Regiswindens Grab,“ sagte Karlmann empordeutend.

„Meine Schwester ruhte nicht von Anfang an an diesem Ort?“ fragte Liutswindis.

„Nein, gefunden haben wir sie weit dort unten hinter dem Weidengebüsch der flachen Insel, und dort haben Deine Eltern sie in einer Hütte begraben. Die Obhut über ihr Grab war dem Bischof Humbert von Wirzburg anvertraut, und wie ich im Fährhause erfahren habe, ist er in jedem Jahr viermal gekommen, auf dem Grabe zu beten. Aber im Frühling des Jahrs, da der fromme

Kaiser Ludwig starb*), trat der Strom häufig über seine Ufer, und die Wogen brachen in die Gruft Regiswindens. Da ließ Bischof Humbert dort auf der Anhöhe, dem Schloß auf der Felseninsel gegenüber, die steinerne Kapelle erbauen, in der er Deine Schwester beisetzte. Er weihte selbst die Kapelle, aber es war die letzte heilige Handlung, die er auf Erden verrichtete. Als er nach Wirzburg zurückgekehrt war, legte er sein Haupt zur Ruhe. Er ist nicht so arm gestorben wie sein Amtsbruder, der streitbare Bischof von Turin, der Lehrer Deiner Mutter. Dem Claudius war schon ein Jahr zuvor die starke Hand erstarrt, mit der er wider die Seeräuber das Schwert und wider seine Gegner in Westfranken die Feder geführt hatte. — Humbert stiftete einen großen Theil seiner Habe zur Erhaltung der Regiswindiskapelle und zur Erbauung einer neuen stattlichen Kirche, die er der Himmelskönigin gelobt hatte. Nach seinem Plan soll sich die Kirche neben der Regiswindiskapelle erheben und schon hauen die Steinmetzen die Steine zurecht."

Und wirklich sahen der König und die Königin, als sie auf den freien Platz der Anhöhe traten, die Grundmauern eines Gotteshauses schon hoch aus dem Boden gewachsen. Darum herrschte keine tiefe Stille an Regiswindens Grab, sondern das Ticken der Haueisen, das Klopfen der Hämmer, das Knirschen der Meißel erklang ringsumher.

*) 840 n. Chr.

Sie traten in die offenstehende Kapelle, durch bunte Scheiben fiel das freundliche Sonnenlicht auf den Altar mit dem Bild des Gekreuzigten. Hinter dem Altar war in wuchtigem grauem Sandsteingehäuse der Sarg der Heiligen geborgen. Lautlos knieten der König und die Königin am Grab Regiswindens, auch Arnulf faltete seine kleinen Hände, über die das bunte Sonnenlicht spielte. —

Endlich erhob sich Liutswindis wieder und führte ihren Gemahl und ihren Sohn ins Freie. Dort stand neben der Brüstung der Mauer, die fast senkrecht zum Neckar hinabfiel, ein alter Birnbaum, der auch im felsigen Erdreich tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Auf der Bank unter dem Birnbaum ließen sie sich nieder.

Einer der Steinmetzen trat heran und sagte treuherzig: „Ihr habt wohl gethan, daß Ihr ans Grab Regiswindens gewallt seid. Es ist eine treffliche Heilige, sie bringt unserem Ort und unseren Fluren Segen. Und ihre Mörderin ist bestraft worden, wie es recht war. Seht Ihr, dort in der Wand der Felseninsel ist eine Platte eingefügt, da ist sie lebendig eingemauert worden. Niemand weiß, wer sie eingemauert hat. Aber daß dort ihre Strafe sie getroffen hat, ist sicher. — Es ist ganz gewiß so,“ setzte er bekräftigend bei, als er den Zweifel im Antlitz Karlmanns bemerkte. Dann gieng er wiederum an seine Arbeit.

„Der Mann hat ein Märchen erzählt,“ sagte die Königin. „Die Wahrheit aber ist besser als das Märchen. Weißt Du, was aus Siglinde und Sigulf später geworden ist, Karlmann?“

„Nein,“ versetzte der König.

„Auf einem Hof in der Nähe unserer Nordgauburg,“ begann Liutswindis, „diente ein Mädchen, Gertrud mit Namen, sie hat mirs erzählt. Sigulf und Siglinde haben sich der verwaisten Kinder eines alemannischen Bauern angenommen, dem sein Haus niedergebrannt war. Ich meine, Eschenstrut hieß der Hof. Die Kinder hätten es nie erfahren sollen, wie ihre Pflegeeltern heißen und von wannen sie gekommen; sie sind aber dessen doch inne geworden. Lantfrid und Gotefrid, die Söhne des Bauern, vertrauten ihre eigenen Kinder, die in Eschenstrut heranwuchsen, der Obhut Siglindens an. Treuer, sagte Gertrud, habe niemand die Kinder gehütet, als Siglinde. Vor etlichen Jahren aber, als Dein Bruder Karl gegen Deinen Vater Ludwig sich auflehnte und in Alemannien ein Heer sammelte, weigerten sich Lantfrid und Gotefrid, Deinem Bruder Heerfolge zu leisten. Da geschah es, daß eine Horde von Mordbrennern nächtlicherweile in den Eschenstrut-hof eindrang und Gotefrids Haus anzündete. Im Schrecken der Flucht hatte man das jüngste Kind im Hause vergessen. Siglinde kehrte zurück, rannte durch die Flammen, sie warf das Kind, das wie durch ein Wunder unversehrt blieb, aus dem Fenster, aber gleich darauf stürzte über ihr das brennende Gebäude zusammen. Begraben lag sie unter den Steinen. Ihr letztes Wort sei gewesen: Regiswindis, ich komme. Die andern entrannen mit dem geretteten Kinde nach Baiern; da verhehlte ihnen Sigulf nicht länger, wer ihre getreue Pflegemutter gewesen.“

Der König schwieg nachdenklich.

„Ich habe an Regiswindens Grab gebeten," fuhr die Königin fort, „daß Gott der armen Seele Siglindens gnädig sei. — Um was hast Du gebeten, Karlmann?"

„Um ein versöhnliches Herz, damit ich meinem Bruder Karl in Neidingen*) freundlich begegne, wenn ich nun mit ihm wegen der Güter in Alemannien, die mir gehören, verhandle. Ich habe den Herrn in der Höhe des Himmels gebeten, er möge die Flamme der Zwietracht, die das Geschlecht der Karolinger verzehrt, auslöschen, er möge keine alte Schuld an unserem Hause rächen, wie er sie an Siglinde gerächt hat."

Die Augen Liutswindens wurden feucht. „Du hättest Frieden mit Deinen Verwandten, König Karlmann," begann sie, „wenn Du anstatt meiner die einzige Tochter des böhmischen Grafen geehlicht hättest. Sie hätte Dir reiche Mitgift an Land und Leuten in der Ostmark beigebracht, und darnach steht ja Deines Vaters Ludwig Sinn. Liutswindis, des Nordgaugrafen Tochter, mußte ihr Erbe an Land und Leuten ihren beiden Brüdern überlassen. Sprich, König Karlmann, hat Dir nicht einst Grimald der Kanzler gerathen, anstatt meiner die Tochter des böhmischen Grafen zur Gemahlin zu wählen?"

„Grimald hat mir also gerathen," erwiderte der König, „aber laß den Kanzler in Frieden. Er ruht im Kloster

*) An der Donau zwischen Donaueschingen und Tuttlingen. Dort hielt Karl, der Dicke, Hof.

zu Sankt Gallen aus von einem stürmereichen Leben, der Welthändel müde. Er pflegt die Wissenschaften, er dichtet lateinische Verse, ernste und heitere, so daß er es fast dem Abt von Reichenau, dem Walafrid Strabo, gleich thut. Laß ihn in Frieden und trübe sein Andenken nicht in meinem Herzen. Er ist meines Vaters treuer Diener und mir ein wackerer Lehrer gewesen."

„Und doch, König Karlmann, hättest Du Grimalds Rath befolgt, so wäre die Flamme der Zwietracht ausgelöscht im Karolingerhause."

„Sprich nicht weiter davon, Liutswindis. Ich hätte der Tochter des böhmischen Grafen die Hand reichen können, aber an Dir hieng mein Herz. In Deines Vaters Haus bin ich heimisch gewesen seit meinem achten Lebensjahr, und wenn ichs recht betrachte, so verdank ichs doch dem Kanzler Grimald, daß Du mein Weib geworden bist, denn er hat mich aufs Markgrafenschloß dort drüben gebracht. Dein Vater und Deine Brüder aber haben ehrlich an mir gehandelt, sie haben das Schwert für mich gezogen, als ich in der Bedrängniß war. Um meinetwillen sind sie bei dem König Ludwig in Ungnade gefallen, um meinetwillen haben sie den größten Theil ihrer Güter im Nordgau verloren."

„Und doch, König Karlmann, es kostet Dich ein Wort, so bleib ich mit meinem Kind am Grabe meiner Schwester. Ich will vor den Menschen nicht mehr als Dein Weib gelten, ich nehme den Wittwenschleier. Du aber gehe nach Böhmen und —" ihre Worte erstickten in Thränen.

Der König aber zog Liutswinden tiefer in den Schatten des Birnbaums und drückte einen Kuß auf die weiße Stirn seines Weibes. „Will endlich Dein ungeberdiger Mund schweigen!“ rief er halb unwillig, halb zärtlich. „Und ob auch kein Erzbischof den Segen der Kirche über uns gesprochen hat, ob auch keine Tochter aus dem Königshaus der Karolinger in Deinem Brautreigen geschritten ist — Du bist doch vor Gott und den Menschen mein Weib — Liutswindis. — Sieh dort unsern Sohn, wie er mit sehnigem Arm die Steine hinausschleudert in den Neckar, als sollten sie drüben an die Wand der Felseninsel prallen. Arnulf wird einmal der Welt die Antwort geben, ob ich die Richtige gewählt habe, als ich Dich zur Königin von Baiern machte. Nimm Abschied vom Grab Deiner Schwester!“ setzte er aufstehend hinzu. „Regiswindis ist eine Heilige und Du, Liutswindis, bist mein Weib!“

* * *

Das Dämmerlicht tausendjähriger Grabesruhe umwebt alle die Gestalten, die in dieser Geschichte vor den Augen des Lesers vorübergeführt worden sind. Die Regiswindiskapelle steht noch neben der stattlichen Kirche zu Laufen am Neckar, sie steht im wohlgepflegten Garten eines geistlichen Herrn. Mancherlei hat sich die Kapelle vom „Unrecht der Zeiten,“ wie der Lateiner nicht übel sagt, gefallen lassen müssen. Aber ein Zauber traulichen Friedens umfängt den Wanderer, der das kleine, in Ehren gehaltene Heiligthum betritt, anmuthige Landschaftsbilder grüßen herein durch die gläslosen, im Laufe der Zeit spitzbogig

gewordenen Fenster, und die Rosen, die im Garten des geistlichen Herrn blühen, duften noch so lieblich, wie damals, als man sie der heiligen Regiswindis zu Füßen legte.

Im Schatten des Chors der Kirche steht das in alterthümlich schwerfälliger Form gehaltene Steingehäuse, das einst den Sarg der Heiligen umschloß. Eine halbverwitterte lateinische Inschrift meldet, daß des Markgrafen Tochter nicht nur vom Volk, sondern auch von der Kirche heilig gesprochen worden ist. Und der, der diese Heiligengeschichte zu Papier gebracht hat, hat schon in seinen jungen Jahren die Inschrift gedolmetscht, denn in der Schule zu Laufen am Neckar hat er bei einem gestrengen und wackeren Lehrer Latein gelernt.

Der Kapelle gegenüber steht auch noch die Felseninsel, kein Markgrafenschloß mehr, sondern das Rathhaus der Stadt Laufen krönt ihre Plattform. Ein altersgrauer viereckiger Thurm ragt noch in die Lüfte und blickt hinüber nach der Weinberghalde, wo auf Eisenschienen der Dampfwagen das Geschlecht einer neuen Zeit vorüberführt.

Zwischen der Regiswindiskapelle und der Markgrafeninsel hindurch aber rollt ewig jung der Neckar seine Wogen. Und er verdient heute noch das Lob, das ihm der Bischof von Wirzburg vor mehr denn tausend Jahren gespendet: Ein herrlicher Fluß ist er und würdig im Gefolge des Rheins dem Meer entgegenzuströmen.

An der Wiege eines Philosophen.

1.

Zwei Gevattermänner.

Ein heiterer hellblauer Himmel wölbte sich über dem anmuthigen Hügelland, das sich zwischen der schwäbischen Hauptstadt Stuttgart und dem Schwarzwald ausbreitet. In den tief eingeschnittenen Thälern lag noch der duftige Morgennebel, aber die sanftgeschwungenen Hügel schimmerten im Glanze frischgefallenen Schnees. Von schmuckem Reif überzogen, starrten die Aeste des Buchenwaldes, der den westlich von Stuttgart steil ansteigenden Höhenzug bedeckt. Wenn sich der Ostwind in den Zweigen rührte, so fielen die funkelnden Kristalle herab auf die Landstraße, die über den Rücken dieses Höhenzugs führt, und herab auf die zwei Reiter, die auf der Landstraße in gemächlicher Eile einhertrabten.

Einer der beiden Reiter, dem Augenschein nach wohlvertraut mit der Lenkung des Rosses, hatte einen kleinen Vorsprung gewonnen, der jüngere war noch im Walde zurück, sei es, weil ers nicht besonders verstand, das Pferd zu spornen, sei es, weil er zu viel damit beschäftigt war,

über die Planken eines der Landstraße entlang laufenden Zaunes zu blicken, hinter welchem sich bald ein freundliches Waldhüterhäuschen, bald der Eisspiegel eines kleinen Sees, bald das stattliche Geweih des äsenden Hirsches oder das sanfte Augenpaar eines verwundert aufblickenden Rehs zeigte.

Der Alte hielt sein Pferd unter einem mächtigen Eichbaum am Saume des Waldes an und rief:

„Halloh, Herr Kandidat, will Er des Herzogs Wildstand mustern? Tummle Er Sein Roß! Wenn wir dort um die Ecke biegen, liegt die Solitude vor uns, dann haben wir erst die Hälfte des Weges zurückgelegt. Munter, Herr Kandidat, der Frau Schwester und dem Herrn Schwager in Leonberg könnte die Zeit zu lang werden, wenn wir nicht zur rechten Stunde beim großen Familienfest eintreffen.“

Der Kandidat, — einem schärferen Beobachter seines Aeußeren konnte es kaum entgehen, daß er ein Kandidat der Gottesgelehrtheit war, — gab seinem Pferd einen leichten Schlag mit der Haselgerte, hatte bald den Alten eingeholt, und nach etlichen Minuten scharfen Ritts auf der nunmehr ebenen, zur Seite mit jungen Kastanienbäumen bepflanzten Landstraße kreuzten sie die schnurgerade Allee, die vom Mittelpunkt des Schlosses Solitude nach Ludwigsburg führt.

„Herr Oberst,“ redete der Kandidat den einfach bürgerlich gekleideten Alten an, indem er nach dem beschneiten Schieferdach des in einiger Entfernung liegenden

Rokokobaues hinaufdeutete, „sieht sie nicht bereits einer Matrone im Wittwenschleier gleich, diese noch gar nicht hochbetagte Schöne, seit Serenissimus den Geschmack an ihr verloren haben, wie — —“

„Na, wie —?“ fragte der Oberst.

„Wie an so mancher andern Schönen auch,“ vollendete der Jüngling.

Die Stirne des Alten zog sich finster zusammen:

„Wie kommt Er dazu, Seine Durchlaucht den Herzog und die Schöpfung Seiner Durchlaucht zu schulmeistern, junger Gelbschnabel?“

„Der Herzog schulmeistert ja selber,“ entgegnete der Kandidat etwas kleinlauter, „ich habe übrigens mit nichten etwas gegen die wissenschaftlichen Bestrebungen unseres allergnädigsten Landesherrn bemerken wollen. Aber, sagen Sie mir, ist etwas daran, wenn es heißt, der Herzog wolle die Akademie nach Stuttgart verlegen?“

„Es ist so gut wie beschlossen,“ erwiderte der Oberst bestimmt, mit dem Selbstgefühl eines Eingeweihten. „Die Akademie soll in die untere Kaserne hinter dem Schloß kommen, der Herzog wird sie, wie er dieser seiner Pflanzung schon bisher alle mögliche Sorgfalt zugewendet hat, noch mehr unter seine ganz besondere Obhut und Aufsicht nehmen.“

„In die untere Kaserne —? Da kommen die Zöglinge vom Regen in die Traufe!“

„Es kann weder Regen noch Traufe einem jungen Uebermuth etwas schaden. Aber ich sehe schon, aus Seinem

Munde spricht der gelbe Neid der Tübinger gegen die neue Akademie, die nunmehr in Stuttgart zur wahren und eigentlichen Hochschule aufblühen wird. Schon jetzt sind die Augen des gelehrten Europa mehr auf die hohe Karlsschule gerichtet, als auf Euer Tübingen, das —"

„Das in kurzer Zeit das dritte Jahrhundert seines Bestehens hinter sich hat," sagte der Jüngling mit nachdrücklichem Eifer, „und noch manch Jahrhundert in ungetrübtem Glanze strahlen wird, wenn sich über die Karolina längst der Moder der Vergessenheit gelegt hat."

„Herr Kandidat, das versteht Er nicht, aber wenn zwei Gevattermänner mit einander zur Taufe reiten, sollen sie nicht auf dem Wege zanken. Geb Er nur Acht, der junge Weltbürger, den wir aus der Taufe heben, wird einmal ein Karlsschüler, aber kein Stiftler."

„Schelten Sie mir das Stift nicht, sonst greifen Sie mir ans Herz, und sonst kann ich trotz der Gevatterschaft keinen Frieden mit Ihnen halten. Und wenn ich unserem Täufling etwas wünschen oder prophezeien soll, so will ich ihm lieber den schwarzen Rock eines Stipendiaten als die blaue Montur eines Eleven wünschen. Der aufstrebende Geist der neuen Zeit ist zwar im Schwarzrock noch gehörig eingeschnürt, aber in diesen blauen Fräcken ist er geknebelt."

Er wies auf eine Schar von Karlsschülern hin, die durch die sanft ansteigende Kastanienallee von der Meierei aus in soldatischer Haltung nach dem Akademiegebäude marschirten. Die Eleven waren zwischen die Vormittags-

lektionen hinein zum Morgenspaziergang abkommandirt worden, was übrigens verhältnißmäßig selten geschah, und kehrten nun in den Hörsaal oder in die Zimmer zurück, in denen sie „einrangirt“ waren. Der Lehrer, der den Morgenspaziergang leitete, schien übrigens selbst kein großer Freund soldatischer Strammheit zu sein, er gieng in ziemlicher Entfernung der Schar voran, ohne ein besonders scharfes Augenmerk auf die jungen Leute zu haben. Die Blicke des Obersts ruhten auf dem Vorletzten in der Reihe der Zöglinge, aber nicht mit Wohlgefallen.

„Soll das — marschiren heißen,“ brummte er vor sich hin, „der langbeinige Kerl stolpert ja über jeden Schneeball.“

Da erhob der junge Mann, über den der Oberst ein solch ungünstiges Urtheil gefällt hatte, sein Antlitz; ein freundliches Lächeln flog über dasselbe, als er den Kandidaten erblickte, und mit dem Ruf: „Eberhard! Eberhard Cleß! Du hier!“ stürmte er über den Wiesenrain herab auf den jüngeren Reiter zu und bot ihm die Hand zur Begrüßung. Der Kandidat war anfangs ein wenig verblüfft, er schämte sich, daß er den Freund, der ihm solch herzlichen Willkomm bot, nicht sogleich kannte, aber bald hatte er sich auf das edle, charaktervolle Angesicht besonnen.

„Sieh einmal, der Fritz!“ rief er aus. „Wie hätt' ich denken können, Dich hier zu treffen, ist es doch an die fünf Jahre, daß wir mit Elwert und Hoven unter den Arkaden der Ludwigsburger Oberamtei unsere Knabenspiele trieben. Aber sag einmal, bist Du selbst auf der

Solitude? ich glaubte, nur Deine Eltern seien hier oben, Du noch in Ludwigsburg."

„Nein, ich bin seit zwei Jahren in die hohe Karlsschule aufgenommen," erwiderte der Jüngling mit wehmüthigem Stolz. „Mein Vater pflanzt junge Bäume," — er wies auf die langen Alleen hin, „ich aber werde gepflanzt und gehörig angebunden und beschnitten dazu."

Nun fiel es aber dem Kandidaten ein, daß er seinen jungen Freund dem Oberst vorzustellen habe, darum wandte er sich an diesen mit den Worten:

„Das ist der Eleve Fritz Schiller, Sohn des Hauptmanns und herzoglichen Garteninspektors Schiller. — Und das ist — aber Herr Onkel, ich weiß in der That nicht, ob ich Sie vorstellen darf, oder ob Sie Ihr Inkognito wahren wollen."

„Immer zu," sagte der Alte, „übrigens kann ichs auch selbst besorgen. Ich bin der königlich Dänische Obrist Philipp Friedrich von Rieger. Vor acht Jahren hat mich in Stuttgart und zehn Meilen in der Runde jedermann gekannt, nunmehro leb ich theils im Ausland, theils auch zu Stuttgart in der Verborgenheit nach dem Symbolum: Qui bene latuit, bene vixit — wer sich wohl zu bergen wußte, der wußte wohl zu leben."

Friedrich Schiller hatte sich, sobald er den Titel „Obrist" vernahm, in stramme Positur gesetzt und versuchte militärisch zu grüßen, was ihm jedoch nicht recht gelingen wollte. Mit einer Mischung von Theilnahme und Grauen betrachtete er den Mann, der ihm bisher

persönlich unbekannt*) seine jugendliche Einbildungskraft bedeutend beschäftigt hatte. Er hatte den Mann vor sich, dessen merkwürdigen Lebensgang er uns später als „Spiel des Schicksals“ in geschichtlich nicht ganz treuen aber herzergreifenden Zügen geschildert hat.

„Und wohin geht die Reise, Eberhard?“ fragte er endlich verlegen, einige Schneeflocken, die er vom Ast eines Kastanienbaumes zusammenstreifte, zwischen den Fingern zerdrückend.

„Wir reiten zusammen nach Leonberg, um unsern Neffen, beziehungsweise Großneffen, den zweiten Sohn meines Schwagers, des dortigen Diakonus, aus der Taufe zu heben.“

„Er soll leben, der junge Bürger einer neuen Zeit!“ rief Friedrich Schiller. „Er soll leben und kämpfen für Freiheit, Menschenwohl und gegen die Tyrannen! Küß ihn in meinem Namen auf die Stirn, Eberhard, und sag ihm, daß wir in dem letzten Viertel dieses scheidenden Jahrhunderts erstarken wollen, um mit dem neuen Jahrhundert eine bessere glückliche Zukunft heraufzuführen!“

„Hör Er einmal,“ wandte sich nunmehr der Oberst an den begeisterten Sprecher, „ist es eigentlich wahr, daß der Herzog Eure aufstrebenden Geister in diesem blauen Tuch knebelt?“

---

*) Im Marbacher Taufbuch steht der „Obrist von Rieger“ als der letzte von Schillers Taufpathen. Er hat sich jedoch erst „später dazu angegeben.“ S. Palleske, Schillers Leben 10. Aufl. I, 24.

Schiller schwieg einen Augenblick, er sah mit blitzendem Aug empor, hoch oben in goldig blauer Luft zog ein Weih mit ausgebreiteten Schwingen seine Kreise.

„Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlersflug geworden wäre,“ sprach er.

„Führt Er immer eine solche Komödiantensprache im Mund?“ lächelte der Oberst. „Ist er am Ende der Schiller, von dem uns kürzlich der Professor Abel so viel Wesens gemacht, der poetische Kopf, der mit seinen langen Beinen nur so mir nichts dir nichts den deutschen Parnaß hinanstürmt?“

„Die Muse läßt sich nicht vorschreiben, bei wem sie einkehren soll, und ich darf mich der Gabe der Himmlischen rühmen,“ entgegnete der junge Mann.

„Nun dann will ich Ihn etwas Anderes fragen,“ sagte der Oberst, „Er kennt wohl den Leonberger Diakonus, daß Er seinem Neugeborenen so prächtig die Nativität gestellt hat?“

„Ich kenne ihn nicht genau, hab ihn aber als einen wackeren und gelehrten Herrn rühmen hören. Einer meiner Freunde hat kürzlich ein hebräisches Buch von ihm entlehnt, und in dem hab ich mich auch ein wenig umgesehen, weil ich mir den Moses als Gegenstand eines Heldengedichts gewählt habe.“

„Ist Er auch mit den Herbergen drunten im Städtlein auf dem Laufenden? Wo können wir mit unsern Pferden ein gutes Unterkommen finden?“

„Ich denke bei Herrn Thomas Schwegler zur Krone.

Manchmal hab ich dort in der kleinen Nebenstube mit Hoven ein Stündchen zugebracht, wenn es uns da oben zu frostig und zu kahl geworden ist," bemerkte Schiller, mehr an seinen jungen Freund, als an den alten derben Herrn sich wendend.

„Aha, also nicht blos Adlersflug himmelan, sondern auch Kronenflug bergab!" lächelte der Oberst. „Wir danken Ihm für die Auskunft, Schiller."

„Wir könnten wohl auch beim Diakonus einstellen," wandte der Kandidat ein, „er hat, wie ich mich von meinem letzten Besuch erinnere, Scheuer und Stallung."

„Sieht Er, das versteht Er wieder nicht, Herr Kandidat," lachte der Oberst. „Seine Frau Schwester hat Ruhe nöthig, sie wird aber an alle dem, was die Frauen Tanten und Großtanten auf dem Herzen und auf der Zunge haben, gerade genug kriegen. Da wollen wir nicht noch Pferdegetrappel ins Haus bringen. En avant, daß unsere Rosse wieder warm werden."

Mit herzlichem Händedruck schied der Kandidat von dem Jugendfreund, der ihm nachrief: „Also nochmals, meinen Weihegruß dem Neugeborenen!" und dann weit ausholend mit hastigen Schritten dem Akademiegebäude zueilte.

Die beiden Reiter trabten bergab ins Glemsthal, der Wald nahm sie wieder auf. Jeder hieng seinen Gedanken nach. Da öffnete sich rechter Hand eine Lichtung im Walde, die Nebel waren auch in der Tiefe niedergesunken, und in trotziger Kraft stieg Hohenasperg am nördlichen Horizont aus der Thalebene auf.

Der Oberst sah hinüber, und sein Auge wurde feucht, als er den zinnengekrönten Berg erblickte.

„Er steht gewaltig da," sagte er zu dem Jüngling, „wie eine Riesenfaust, die ein Herrscher auf den Tisch legt. Aber der Hohentwiel ist noch gewaltiger."

Der Jüngling war stumm vor Erstaunen, daß der Oberst die schmerzlichsten Erinnerungen seines Lebens zur Sprache brachte.

„Herr Onkel —" begann er, aber das Wort versagte ihm.

„Es war die glücklichste Zeit meines Lebens," sagte der Oberst mit einem Anflug von Heiterkeit. „Wie waren wir dazumal so selig! 1460 Tage habe ich auf dem Hohentwiel als Gefangener zugebracht und acht Tage auf dem Asperg, thut zusammen 1468. Ich habe die Tage gezählt, es sind Eintausend vierhundert achtundsechzig, die Tage, an denen ich frische Luft schöpfen und Gottes blauen Himmel sehen durfte, nicht eingerechnet. Die Nächte aber und die Thränen, die in diesen Nächten aus meinen Augen quollen und meines Kerkers Steine schwarz färbten, hat ein Anderer gezählt" — er deutete nach oben.

„Es war unmenschlich, er ist und bleibt ein Tyrann!" brauste der Jüngling auf.

„Er ist ein großer Zuchtmeister, und zu dem hat Gott ihn gesetzt. Ich segne seinen Namen. Ein solcher Fürst kommt nicht wieder."

„Hoffentlich nicht!" — erwiderte der Jüngling.

„Ja, Herr Kandidat, aber auch die Männer kommen

nicht mehr, die aushalten, was ich ausgehalten habe. Und wenn ich an den Landschaftskonsulenten Moser denke, so kann ich dem das Wasser nicht bieten. Ihn verfolgt das Unglück Schlag auf Schlag bis in sein Alter hinein, er bleibt fest. Bei mir ist das Wetter rasch vorübergezogen. Und wenn mir im Schwabenland zu viel geschehen ist, so ist es mir in Wasserloo durch den Prinzen Louis reichlich aufgewogen worden."

Der Kandidat schüttelte den Kopf: „Es werden Männer kommen, welche die Tyrannenlaune und die Despotenwillkür im Keim ersticken werden."

„Die Schichten des nachwachsenden Geschlechts werden weich und verwaschen sein, wie dieser blaue Mergel," sagte der Oberst, nach einer Weinberghalde hinüber deutend, „die Männer meiner Zeit waren dem Kern ihres Wesens nach aus dem Urgebirg gehauen."

„Wohl! Ich kenne einen Mann, der in einer Zeit, wo alles feil war, Amt und Rang, Ehre und Titel, am Hof und in den Kanzleien, — Jeden, der ihn bestechen wollte, mit Stockschlägen traktirte."

„Ich kenne ihn auch, denn ich heiße Philipp Friedrich Rieger und bin es selbst."

„Aber wir werden auch noch Männer von Granit haben, Herr Onkel, und wir werden sie brauchen."

„Meint Er darunter Seinen Freund Fritz Schiller? Es könnte etwas aus ihm werden, wenn er sich nicht geberdete wie ein feuerspeiender Berg."

„Wir wollen sehen."

Schweigend ritten sie weiter.

„Das ist der Wartthurm auf dem Engelberg,“ sagte nach einer Weile der Jüngling, indem er auf ein schlankes Thürmchen links deutete, das vom letzten Bergvorsprung aus neugierig ins Land schaute.

„Und dort um die Ecke sehen wir Leonberg emportauchen,“ erwiderte der Oberst, die Uhr ziehend. „In drei Minuten müssen wir unten sein. Vorwärts!“

2.

Ein Landstädtchen.

In der breiten rundbogigen Thüre seines stattlichen Hauses am Markt stand Herr Thomas Schwegler zur Krone. Das Morgenstündchen zwischen acht und neun Uhr war eine kurze Erholungszeit für ihn. Gäste sprachen um diese Zeit der Regel nach noch nicht in der Wirthsstube ein, und die Kunden, die sich in seinem Fleischerladen für das Mittagessen versorgten, hatten den Heimweg angetreten, zufrieden mit dem, was Thomas ihnen zugewogen. So fühlte sich der Kronenwirth um diese Zeit hauptsächlich als Bürger der guten Stadt Leonberg und ließ seine scharfen grauen Augen musternd über den Marktplatz schweifen, den man von der Krone aus trefflich übersieht. Nicht leicht entgieng ihm dann eine Neuigkeit, die sich in den abgelaufenen vierundzwanzig Stunden zwischen dem untern und dem obern Thor zugetragen hatte, denn

den „untern Thorwart,“ wenn er aufs Rathhaus gieng, führte sein Weg gerade an der Krone vorbei, und der obere ließ sich den kleinen Umweg nicht verdrießen, wenn er den Herrn Thomas Schwegler in der Thüre seines Hauses stehen sah. Vom benachbarten Rathhaus schlug es neun Uhr. Statt des obern Thorwarts aber, der um diese Zeit dem gestrengen Herrn Stadtburgermeister seinen Bericht abstattete, kamen heute zwei Reiter den sanft abfallenden langgestreckten Marktplatz heruntergetrabt, welche dem Kronenwirth nicht bekannt waren, während wir dieselben wohl kennen. Indessen so rasch die von dem scharfen Trab in frischer Morgenluft etwas ermüdeten Rößlein die heimatliche Luft des herbergenden Stalles zur Krone witterten, so schnell war Schwegler im Reinen, als er die Reiter von ferne kommen sah, daß ihre spähenden Blicke den Schild seines Hauses suchten.

Er zog sich in die Hausflur zurück, rief dem Hausknecht, bewillkommte die Reiter mit dem ortsüblichen Gruß: „Guten Morgen beisammen, ihr Herren!“ ließ die Rößlein in den Stall führen, gieng dann hinter den beiden Herren her, die steile Treppe hinauf und warf im Vorbeigehen etliche starke Buchenscheiter in den gewaltigen Ofen, damit es an der behaglichen Wärme nicht fehle, die ein Gast zur Winterszeit in der Herberge zuerst sucht. Wirklich fand er auch, als er nun in das Zimmer trat, die beiden Herren gar sehr in der Nähe des wärmespendenden Ofens sitzen.

„Kann ich mit einem Glas Wein aufwarten?“ fragte

der Kronenwirth. Schiller — eigenes Gewächs aus meiner besten Lage am spitzigen Berg."

Der Oberst sah den Kandidaten fragend an.

„Ein Rother vom Neckar oder ein Weißer aus dem Remsthal wäre mir schon lieber. Den Leonberger hab ich noch nie rühmen hören. Ihr liegt ja doch schon halb und halb im Schwarzwald, Herr Kronenwirth. Oder hat dieser Schiller vielleicht schon den Freund Schiller von der Solitude zum Versemachen begeistert, Eberhard?"

„Das Letztere weiß ich nicht, Herr Onkel. Aber vom Leonberger denk ich nicht so gering, seit ich beim Diakonus zum ersten Mal seine Bekanntschaft gemacht habe."

„Nein, nein, unsere Weine sind nicht schlecht," sagte der Kronenwirth eifrig, wenn man auch im Ländle nicht so viel Wesens von ihnen macht wie vom Untertürkheimer oder Schnaither. So sind ja manchmal auch die Staaten die besten, von denen man in der Welt am wenigsten redet."

Der Oberst sah den Kronenwirth verwundert an, als wollte er fragen: von wannen kommt dir diese Weisheit? Und der Kronenwirth setzte lächelnd hinzu:

„Das ist so ein Brocken, der mir von der lateinischen Schule her geblieben ist."

Er nahm einen Teller mit neugebackenen Laugenbrezeln und sagte, indem er denselben vor den Oberst setzte, mit dem Selbstgefühl eines alten Lateiners:

„Aqua, das Wasser, vinum, der Wein,
Spira, die Brezel, die tunkt man hinein."

„Nun so sei's, Leonberger Schiller!" sagte der Oberst, und eiligst entfernte sich der Kronenwirth mit dem wuchtigen Kellerschlüssel.

Es war still in dem weiten, getäfelten Gemach, mit hartem Schlag tickte die große Schwarzwälderuhr an der Wand, während auf dem Sessel in der Ecke behaglich schnurrend die Katze lag. Auf dem Tische stand zu allgemeinem Gebrauch aufgestellt eine große Dose von Birkenrinde, wie sie die „Welschen" von dem benachbarten Perouse verfertigten und in den Handel brachten. Sie war mit echtem „Doppelmops" gefüllt, aber der Oberst hatte sich auf Hohentwiel das Tabakschnupfen abgewöhnt, und der Kandidat verabscheute eine solche Gewohnheit. —

„Ein glückliches Land, dieses Wirtemberg!" sagte der Oberst nachdenklich. „Das habe ich erst einsehen lernen, seit ich mich Jahrelang in der Fremde umgetrieben habe. Was sind zum Beispiel die lateinischen Schulen ein Segen für das Land! Daß unser Kronenwirth ein Lateiner gewesen ist, das gibt seinem Wesen nun doch einen gewissen Schwung, der ihn weit über seinen alltäglichen Umtrieb hinausträgt."

„Von dieser Seite sehe auch ich die Sache an," erwiderte der Kandidat. „Was hilfts dem Mann, daß er seinerzeit Latein gelernt hat? braucht er das auch in seiner Schenke, oder hinter seiner Fleischerbank? könnte man fragen. Ich frage nicht so. Es hilft nicht nur ihm etwas, sondern unserem ganzen Volk. Die lateinischen Schulen, wie wir sie haben, helfen die Kluft zwischen der Gelehrten-

zunft und dem gemeinen Mann überbrücken. Ja die lateinischen Schulen —"

Er brach ab, denn der Kronenwirth kam mit zwei Flaschen „Schiller" und etlichen Gläsern.

Der Obrist kostete zuerst den Wein und sagte:

„Es ist wahr, der Wein hat einen Nachdruck und vergeht einem nicht nur so auf der Zunge. Da hat Euer Leonberg gewiß noch anderes aufzuweisen als seinen Wein?"

„Warum nicht?" entgegnete der Kronenwirth munter. „Hier sind auch noch andere Leute in die lateinische Schule gegangen, als unsereins. Zum Beispiel der Johannes Kepler, von dem sagen sie, er sei unter den Sternen am Himmel so gut zu Hause gewesen, als ich unter den Fässern in meinem Keller. Wenn die Herren hier ans Fenster treten wollen, und wenn nicht das Rathhaus so weit vorspringen würde, so könnten sie von hier aus dort oben links das Haus sehen, in welchem nach einer alten Sage der Johannes Kepler gewohnt hat, so lang er hier in die lateinische Schule gegangen ist. Das mag freilich lange her sein. Und in ganz alter Zeit müssen hierorts die römischen Soldaten Leonbergisch gelernt haben, wie jetzt unsere Buben das Lateinische lernen. Nicht weit von meinen Weinbergen in der Burghalde sollen sie eine Festung gehabt haben, weil hier die Römerstraße von Pforzheim nach Cannstatt durchführte."

Der Kandidat trat ans Fenster. Er sah hinab auf den Marktplatz, kristallhelles Wasser rauschte aus den vier

Röhren des Marktbrunnens in das weite Becken. Sein Abfluß wurde in einer „Wätte," einem großen mit niedriger Mauer eingefaßten Behälter aufgefangen, aus dem der Hausknecht eben ein paar Kübel schöpfte, um die Rößlein zu tränken. Auf der Mauer der Wätte spazirten munter im Sonnenschein die Tauben, und da, wo das Wasser über den Behälter floß, tummelten sich vergnüglich einige Enten und ließen Kopf und Flügel von dem befreundeten Element überspülen.

„Da habt Ihr einen schönen Brunnen," sagte der Kandidat. „Wen soll denn die Bildsäule vorstellen, die dort auf dem Brunnenstock steht?"

„Das ist unser Herzog Christoph!" erwiderte der Kronenwirth, „der das Schloß vorn an der Kirche gebaut hat. Einige Reisende, die bei mir einkehrten, haben mir schon gesagt, sein Conterfei sei gerade nicht am besten ausgefallen. Und ich meine auch, die Herren Bildhauer hätten nicht so arg am Stein sparen und unsern Herzog nicht gar so leibarm hinstellen sollen. Aber mich freuts doch, daß der alte Herr Jahr aus, Jahr ein da oben steht und hält seinen Schild mit den drei Hirschhörnern und sieht hinab auf seine Leonberger, wie sie über den Marktplatz gehen im Werktagskleid und im Sonntagsstaat. Wenn aber am Sylvesterabend die ganze Gemeinde auf dem Marktplatz zusammenkommt und mit einigen Chorälen das alte Jahr hinaussingt, und rings an allen Fenstern brennen die Lichter, dann mein ich, unser Herzog Christoph sehe ganz besonders vergnügt aufs Volk herab. Jedenfalls

hat er da oben seinen rechten Platz. Denn ein guter Fürst, und das ist unser Herzog Christoph gewesen, sorgt und wacht allezeit darüber, daß seinen Unterthanen das lautere und lebendige Wasser nicht getrübt und gefälscht wird."

„Wie versteht Ihr das?" fragte der Oberst aufmerksam.

„Darunter verstehe ich dreierlei," antwortete der Kronenwirth. „Erstlich das natürliche Wasser, denn das ist zwar, wie es vom Himmel oder aus der Erde quillt, eine Gottesgabe, aber man muß es fassen, damit es Menschen und Vieh zu Nutz werde, das wäre aber nicht der Fall, wenn wir nicht ein gemeines Wesen und einen Fürsten hätten. Zweitens alle edle Kunst und Wissenschaft, und für die hat unser Herzog Christoph recht gesorgt. Ich glaube, wenn er nicht gewesen wäre, ich wäre auch in keine lateinische Schule gekommen. Drittens das lautere und lebendige Wasser des Evangeliums, und das hat der Herzog Christoph seinen Unterthanen nicht vorenthalten. Also, ein guter Fürst ist für sein Land ein Glück, und ein guter Brunnen ist für den Ort eine Wohlthat. Das sag ich, wiewohl der Brunnen für mich und mein Haus ein Unglücksbrunnen ist seit einem Jahre."

„Wie so?" fragte der Kandidat und wendete sich um.

„In der vorigen Woche hat sichs gejährt, daß sie mir mein Söhnlein Karl Wilhelm halbtodt aus dem Brunnentrog gezogen haben. Es war ein gescheides Kind und hat da unten munterer geplätschert, als ein halbgewachsenes Entlein. Da wills einmal — wir hatten in der

vergangenen Nacht eben den ersten starken Frost gehabt, — eine Eisscholle aus dem Brunnentrog fischen, kriegt das Uebergewicht, fällt hinein, und eh' erwachsene Leute bei der Hand sind, war schon kein Athem mehr in ihm. Wie sie mirs heraufbrachten, hats ein Stück von der Eisscholle noch in den kalten Händlein gehalten. Wir haben es zwar wieder zum Leben gebracht, aber es ist zwei Tage darauf an den Gichtern gestorben und vorgestern vor einem Jahre begraben worden, war zwei Jahre, sechs Monate und vierundzwanzig Tage alt."

„So etwas geht tief!" sagte der Kandidat.

„Ja, und wir haben erst ein paar Tage vor dem Unglück so kindisch gelacht über einen Einfall des Kindes. Den kann ich gar nicht vergessen. Da unten am Brunnen ist unser Stadtwappen, ein aufrechter Löwe und sein Schild ist mit Punkten besät, was eigentlich bedeuten will, daß der Schild von Gold sein sollte. Sieht einmal das Kind den Löwen und sagt zu seiner Mutter: Guck nur auch, wie die Katze Mucken fängt! — O, es ist ein gescheides Kind gewesen, und unser Herr Diakonus hat die Leichenrede gethan: Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobt!"

Der Kronenwirth lächelte, während ihm die Thränen in den Augen standen. Der Oberst blickte nachdenklich in sein Glas.

„So hängt das Menschenleben an einem Faden," sagte er vor sich hin.

Er dachte an das Kind, das er heute aus der Taufe heben sollte.

„Auch seine Tage sind in Gottes Buch geschrieben," sprach er leise. „Habt Ihr auch noch Kinder?" fragte er den Kronenwirth.

„Noch zwei. Wir haben fünfe gehabt. Aber ein Kinderhäufchen ist bald groß und bald klein. Außer meinem Karl Wilhelm sind uns zwei an bösen Krankheiten gestorben. Das älteste ist in der Schule, das jüngste bei der Mutter in der Stube drüben. Unser Herr Diakonus hat auch ein Söhnlein in seinem Alter, und gestern Nacht ist ihm ein zweites geboren worden."

„Das hat uns hieher geführt," erwiderte der Oberst, indem er gegen den offenherzigen Mann nun auch zutraulicher wurde. „Wir wollen heute zu Gevatter stehen."

„Ah, so, das freut mich," versetzte der Kronenwirth und trat näher an den Tisch heran. „Ich hab heut auch schon meinen Beitrag zur Festivität gegeben. Vor ein paar Stunden hab ich der Magd vom Helferhause den Braten zum Taufschmaus herausgehauen, ein Prachtstück mitten aus dem Schlegel. — Gott erhalte unserem Herrn Diakonus seine Kinder. Er ist ein braver Herr. Und da seh ich eben, daß unser gestrenger Herr Amtsburgermeister im Sonntagsstaat durch die Schloßgasse geht. Er wird mit Ihnen zu Gevatter stehen, er gehört zur Freundschaft."

„Dann ists auch für uns Zeit, daß wir den Neugeborenen begrüßen," sagte der Oberst. „Fast haben wir uns zu lang verplaudert. Herr Kronenwirth, wir empfehlen Euch unsere Rößlein zu guter Pflege. Gegen Abend reiten wir wieder ab, Stuttgart zu."

Der Kandidat goß die Neige Wein aus der Flasche in sein Glas. Der Oberst füllte das seinige und ein drittes.

„Herr Kronenwirth, Ihr bringet doch mit uns die Gesundheit unseres Pathenkindes aus."

„Gott schenke ihm ein fröhliches Wachsthum und Gedeihen," sagte der Kronenwirth, „wie meinen Reben!"

„Alles was von ihm ausgeht, soll einen Nachdruck haben wie Euer Leonberger und soll einem nicht nur so auf der Zunge vergehen," setzte der Kandidat hinzu.

„Sein Geist soll gleichen edlem Wein, der mit jedem Jahr an Feuer, Kraft und Stärke gewinnt!" schloß der Oberst.

„Die drei Gläser klangen zusammen und die drei Männer reichten sich die Hände.

3.

Ein altes Haus.

Es war eine Freude, den gestrengen Herrn Amtsburgermeister Burk durch die Schloßgasse Leonbergs wandeln zu sehen, wenn man ihm auf einige Schritte Entfernung folgte, wie unsere beiden Freunde thaten, nachdem sie die Krone verlassen und ihre Rößlein im Stall wohlversorgt gefunden hatten. In bedächtiger Eile schritt der Amtsburgermeister über die Steine des etwas unebenen Pflasters so sicher und ruhig, daß seine Füße jeden Pflasterstein seit Jahren besonders zu kennen schienen, und die regel=

mäßige Bewegung der langen Schöße seines Staatsrockes hatte etwas Ehrfurchtgebietendes. Ohne eine unziemliche Neugierde zu verrathen, musterten seine Augen rechts und links die Höfe und die Werkstätten der Mitbürger. Der Oberst schritt wie immer in soldatischer Haltung einher, und selbst der sonst allzuhastige Gang des Kandidaten nahm etwas von amtsburgermeisterlicher Würde an.

„Eine enge Gasse!“ sagte der Kandidat, „in Stuttgart baut man jetzt weiter und luftiger. Die Leute wollen nicht mehr so nahe zusammenrücken, wie in alten Zeiten.“

„Es geht jetzt alles ins Weite und Breite,“ bestätigte der Oberst. „Wie lange wird es noch dauern, so fühlt sich das nachwachsende Geschlecht allzu eingeengt in unsern schmalen Gassen, in unsern kleinen Städtchen und schließlich auch zwischen den Grenzpfählen des heimatlichen Landes. Vielleicht gehört der Knabe, den wir heute aus der Taufe heben, einst auch zu den Männern, die hinaus in alle Weiten streben. Möge ihm in der Ferne das Glück blühen, wenn er es in unsern engen Verhältnissen nicht mehr findet.“

„Auch die Todten müssen hinaus aus der Wohnstätte der Lebendigen,“ sagte der Kandidat, „und dagegen kann man nichts einwenden, wenn es schon den Lebenden zu eng wird. Hier auf dem freien Platz um die Kirche hat einst die Stadt ihre Todten begraben. Jetzt ists ein besonderes Vorrecht für einige Wenige, wenn die Stadt sie in ihrer Mitte behält und ihnen auf dem innern Kirchhof, im Schatten dieses altehrwürdigen Gotteshauses das letzte

Ruheplätzlein einräumt. Unter die Letzten, die hier begraben worden sind, gehört die Frau des früheren Diakonus Paulus und ihre Schwester. Paulus hat den Beiden einen Grabstein setzen lassen mit einer rührenden Inschrift. Ich kann sie auswendig vom ersten Lesen her:

„Hab Dank, verklärtes Paar begnadigter Marien,
Für Liebe, Fürbitt, Treu, für Sorgfalt und Bemühen;
Der Tod zerreißt zwar wohl das Band, das sichtbar war,
Das, was unsichtbar ist, trennt weder Tod noch Bahr."

„Dieser Paulus wohnt jetzt in Markgröningen, nicht wahr?" fragte der Oberst, „seit etwa vier Jahren? Was hats denn eigentlich gegeben? Er ist im Unfrieden von hier fortgekommen, hab' ich von den Ludwigsburger Verwandten gehört."

„Er ist nach dem Tode seiner jungen Frau ein Schwärmer geworden und hat in allen Ecken seines Hauses Geister gesehen. Etliche Personen der Gemeinde fielen der Schwärmerei zu, man hielt nächtliche Versammlungen im Helferhause und legte sich aufs Geistersehen. Das ward vom Konsistorium als ein Unwesen angesehen, und so gieng Paulus vom Dienst. Sein Sohn Heinrich, der noch nicht ganz vierzehn Jahr alt ein ganz feiner Kopf sein soll und ein ausgezeichneter Gelehrter zu werden verspricht, ist als unreifer Knabe auch in das schwärmerische Wesen hineingezogen worden. Jetzt lacht er, hör ich, über das Alles als über abergläubisches Zeug. Er wolle der Welt noch ein Licht aufstecken über Schwarmgeisterei und Aberglauben, soll er gesagt haben."

„Und das wäre das Haus, in welchem die Geister wandeln?“ fragte der Oberst, indem er auf ein hohes alterthümliches Gebäude rechter Hand deutete.

Der Kandidat nickte: „Geister wandeln nimmer drin, mein Schwager hat sie in Ruhe gelassen, und sie ihn.“

Durch ein gewaltiges rundbogiges Thor traten sie in einen hohen, ziemlich dunklen Raum, da kam ihnen auf dem letzten Absatz der steilen steinernen Treppe der Diakonus entgegen.

Die Begrüßung war die herzlichste, die man sich denken kann. Den Bruder seiner jungen Frau bewillkommte der Diakonus mit wahrhaft väterlichem Wohlwollen. Dem Oheim derselben stand er nicht ohne eine gewisse Scheu und Beklommenheit gegenüber. Aus früherer Zeit kannte er den Mann nur als den allmächtigen Günstling des Herzogs, von dessen Laune das Glück und Unglück hundert Schuldiger und Unschuldiger abgehangen. Als er erst vor fünf Jahren im Hause des Hofkaplan Rieger seine früh-verwaiste Frau hatte kennen lernen, hielt sich Rieger mit dem Titel eines dänischen Obersts in der Gegend von Hamburg und von Hanau als Verbannter auf, man sprach in der Familie wenig von ihm. Später war er dann nach Stuttgart zurückgekehrt, aber er war menschenscheu und ließ sich öffentlich nicht sehen. Man kannte und beachtete in Stuttgart kaum noch den Mann, den der Herzog am 28. November 1762 vom Paradeplatz weg angeblich wegen Landesverraths ins Gefängniß hatte abführen lassen. Als nun der Diakonus und seine Frau ihr zweites Kind

erwarteten, beschloßen sie, ihn als Gevatter zu gewinnen und ihn auf diese Weise wieder mehr in die Gesellschaft der Menschen zu bringen, die er einst mit seinem sprudelnden Witz ergetzt und entzückt hatte.

Auch der Oberst war mächtig ergriffen. „Wie gehts meiner Gottliebin?“ sagte er aufathmend, „sie hat den Glauben an mich nicht verloren, als mich Gott niedergeschmettert hatte, und als die Menschen mir den Rücken kehrten, — das fromme unschuldige Kind!“

„Alles gesund und munter!“ sagte der Diakonus fröhlich, „vor ein paar Wochen auf unserem Weihnachtsmarkt hat meine Frau noch selber nach Herzenslust eingekauft, und der Kleine ist ein Staatsbub. Kommen Sie herauf, überzeugen Sie sich selbst! Es ist droben schon so ziemlich alles versammelt, das Frauenzimmer und die Herren Taufpathen. Der Herr Spezial Faber von Neuenstadt ist da, der sich immer tiefer in Oetingers irdische und himmlische Weisheit hineingräbt, so daß unsereins wie ein recht bescheidenes Lämpchen neben seiner Leuchte sich ausnimmt. Nimm Dich in Acht, Eberhard, er examinirt Dich auf die geheimsten Wissenschaften, auf Alchymie und Jakob Böhme. Der Herr Amtsburgermeister ist einige Augenblicke vor Euch gekommen; Dein Ludwigsburger Bruder, Eberhard, vor einer Stunde, — macht aber gegenwärtig dem Herrn Spezial seine Aufwartung. Unser lieber Herr Hofkaplan langte gestern Abend zu Wagen an, mit der Meldung, daß seine Frau nicht abkommen könne, daß aber Du mit dem Herrn Oberst hoch zu Roß

Dich einfinden werdest. Alles in allem seid Ihr zu zwölf, unter einem Dutzend Pathen hätte meine Frau es nicht gethan. Bei unserem Erstgeborenen hat sie sich mit zehn begnügt, aber die Ansprüche des Frauenzimmers sind im Steigen begriffen."

So plauderte der Diakonus, und im spärlichen Licht, das durch das kleine Fenster des Treppenhauses fiel, sah man sein Antlitz leuchten von glückseliger Vaterfreude. Das ganze Wesen des sonst in sich gekehrten und etwas ungelenken Mannes war von jugendlicher Munterkeit durchdrungen.

Der Oberst war unterdessen still und ernst geworden.

„Liebwerthester Herr Neveu," begann er, „halten Sie's einem alten gebeugten Mann zu gut, wenn er nicht im Augenblick in der Verfassung ist, in einen Kreis von fröhlichen Menschen einzutreten. Herr Kandidat, wollte Er die Güte haben, mich bei den Herren Mittaufpathen zu entschuldigen und denen Damen meinen Respekt zu vermelden. Liebwerthester Herr Neveu, führen Sie mich in die Einsamkeit, daß ich mich fassen und sammeln kann."

Der Diakonus wußte die Stimmung des alten Herrn zu würdigen und öffnete, während Eberhard die ihm wohlbekannte große Wohnstube aufsuchte, dem Obersten die Thüre seines kleinen hellen, gegen den Garten hinaus gelegenen Studirzimmers.

Der Oberst setzte sich schweigend an den Tisch, der mit gelehrten Büchern bedeckt war. Er ergriff das zunächst liegende.

„Das ist Gottes Wort in der hebräischen Sprache,“ sagte er, „ich verstehe diese Zeichen nicht. Geben Sie mirs in der Luthersprache. An was stehen Sie übrigens in Ihren hebräischen Studien, Herr Diakonus?“

„An den Sprichwörtern Salomonis. Es ist eines meiner Lieblingsbücher.“

„Da theilen Sie Oetingers Geschmack.“

Der Oberst nahm die alte Haus- und Familienbibel aus des Diakonus Hand, schlug sie auf und las, ohne sich um den Hausherrn das Mindeste zu bekümmern, ein Kapitel für sich. Welcher Abschnitt es war, hat der Diakonus nicht erfahren, so wenig wagte er es, den alten Herrn zu stören.

Da läuteten die Glocken zusammen, und zugleich drängte sich aus der Thüre des schräg gegenüber liegenden Schulhauses die fröhliche Schar der Schulkinder mit munterem vielstimmigem Geschrei. Der Oberst klappte die Bibel zu.

„Sehen Sie, nun bin ich wieder ein Mann. Sie müssen nemlich wissen, ich übersetze jeden Tag ein Kapitel aus der Bibel, nicht wie Sie aus dem Hebräischen ins Deutsche, sondern aus dem Deutschen ins Riegersche. Wissen Sie, wo ich das gelernt habe? Auf dem Hohentwiel! Ich kann Sie versichern, das ist keine so leichte Dolmetschung. Heute hatte ich es versäumt, und darum bin ich so weichmüthig geworden. Aber da läutets; müssen wir uns zum Kirchgang rüsten?“

„Noch nicht,“ erwiderte der Diakonus. „Es ist heute Freitag, ich halte jetzt die Kinderlehre.“

Er hatte unterdessen den Kirchenrock angezogen.

„Bis ich zurück bin, ist es halb elf Uhr; dann sitzen wir noch ein halbes Stündchen zusammen und nach elf Uhr tragen wir den Täufling in die Kirche. Er hat zwölf Pathen, zwölf Glockenschläge sollen dem Getauften zum erstenmal ins Ohr hallen, und jeder soll ihm etwas Gutes bedeuten.“

Der Oberst sagte:

„Ich habe die Glocken nicht läuten hören, als Sie mit unserer Gottliebin an den Altar traten. — Sagen Sie mir etwas von meiner, — von Ihrer Gottliebin! Mein Bruder hat Vaterstelle an ihr vertreten, aber auch ich habe sie immer lieb gehabt, wie mein eigen Kind.“

Statt aller Antwort schlug der Diakonus die Bibel auf und wies auf die Stelle, Sprüche Salomonis im letzten Kapitel, wo es heißt: „Wem ein tugendsames Weib bescheret ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Leben lang.“ Da flog es wie ein heller Sonnenschein über des Obersten Antlitz. Er stund auf, faßte den Diakonus an beiden Schultern und küßte ihn. Seine Rechte lag mit gewaltigem Druck auf der linken Schulter des Diakonus, so daß dieser sich dem stattlichen Mann gegenüber recht klein vorkam. Der Gedanke durchzuckte ihn: diese Hand ist einmal schwer auf dem Wirtemberger Land gelegen.

„Und nun noch Eins, liebwerthester Herr Neveu,

unter vier Augen," sagte der Oberst. „In der Familie heißt es, Sie tragen zwar nicht den Kopf, wie seinerzeit Ihr Onkel Rieger, aber Ihre linke Schulter zu hoch, und das komme daher, daß Sie Ihren linken Arm zu viel auf diese dicken Bücher stützen, wenn Sie lesen oder schreiben."

Der Diakonus nickte lächelnd, und in der That erschien seine linke Schulter, wenn man ihn genau beobachtete, zu stark hinaufgezogen.

„Versprechen Sie mir," fuhr der Oberst fort, „daß Sie Ihren Buben, wenn Sie ihn studiren lassen, nicht gar zu sehr an den Schreibtisch schmieden, sondern ihm einen freien Blick in Gottes Schöpfung lassen wollen. Sehen Sie, das thut unserer eingemauerten Wissenschaft noth, ein Durchbruch in die Natur, in das wirkliche Leben."

„Ich gelobe es!" sagte der Diakonus. „Und Sie versprechen mir, daß Sie sich jetzt hinüberbegeben zu meinen andern lieben Festgästen. Sonst heißt es, der Onkel und der Neffe haben ihre neue Bekanntschaft mit Eigenbrödeln angefangen."

Die beiden Männer schritten aus dem Zimmer. Der Diakonus führte den Oberst in die große Wohnstube und gieng dann raschen Schrittes in die Kirche.

4.

Der Neugeborene.

Nachdem der Oberst die Gesellschaft begrüßt hatte, trug ihm die Klosterprofessorin von Maulbronn aus dem Nebenzimmer den Neugeborenen entgegen, während dessen

älteres Brüderchen an der Hand der Frau Speziälin Kreuserin eben seine ersten Versuche im Gehen durch das Zimmer machte. Der Oberst sah lange schweigend in das volle und doch verhältnißmäßig scharf ausgeprägte Kindergesicht.

„Wohl gerathen bist Du, junger Leonberger," sprach er. „Deine Nase hat etwas vom Löwen; trutzig treten die Backenknochen unter den Schläfen hervor. Ich denke, die lockige Mähne, die dein Vater trägt, soll sich auch bald einstellen. Aber die Augen hat er von seiner Mutter. Sie glänzen hell und doch tiefblau, wie der heutige Winterhimmel."

„Ich habe den Frauenzimmern schon vorhin gesagt," schaltete der Spezial Faber ein, „die Nase habe etwas Sokratisches und deute auf einen künftigen Weltweisen hin. Aber als sie mich fragten, was denn eigentlich sokratisch sei, und ich ihnen gestehen mußte, die alten Athener haben die Nase ihres berühmten Mitbürgers nicht für das Schönste an ihm gehalten, haben sie sich alle gewaltig ereifert und mir jegliches richtige Urtheil abgesprochen. Besonders unsere Jungfer Sibylle Cleß; ihr gegenüber kann ich mit meiner schwachen Prophetengabe nicht aufkommen."

„Ja Ihnen, Jungfer Sibylle, macht es eigentlich Ihr Name zur Pflicht, über den Neugeborenen etliche Weissagungen zu thun," sagte der Pfarrer Lamberti von Zaberfeld.

„Ich weiß nicht," erwiderte die Angeredete sanft, „ob man recht thut, die geistige Entwicklung eines Kindes so zu berufen. Wir wollen lieber die Blüte in der Knospe lassen. Sonst macht man die Kinder, ehe man sichs ver=

sieht, altklug und frühreif. Ich wollte, unser kleiner Johann Friedrich wäre schon schneller auf den Füßen, als mit der Zunge. Ich bin neulich in die Seele hinein erschrocken, als mir eine alte Frau von hier erzählte, der frühere Diakonus Lavenstein habe ein Söhnlein gehabt, das habe mit drei Jahren und sechs Monaten in der Kirche vor versammelter Gemeinde mit hellauter Stimme und sonderlichem Muth den Katechismus aufgesagt, sei aber dann nach vollendetem viertem Lebensjahr zum großen Schmerz seiner Eltern und der ganzen Gemeinde, die das Wunderkind außerordentlich lieb gehabt haben, gestorben.*) — Wenn aber der Neugeborene durchaus ein Weltweiser werden soll, so wünsch ich ihm, daß er deutsch denkt und deutsch redet; denn daran fehlt es, wie ich höre, bei uns noch. Im übrigen versteh ich von der Philosophie so wenig, wie von der Weissagung."

Die Gesellschaft war etwas still und ernst geworden, doch bald stellte sich die herzliche Fröhlichkeit wieder ein. Es herrschte überhaupt eine schöner Ton im Kreise der Taufpathen. Das Gespräch verlief sich nicht im Sande platter Alltäglichkeit, ebensowenig aber suchte man es durch Hereinziehung von Fremdartigem und Fernliegendem künstlich zu beleben. Keines in der Gesellschaft drängte sich auffallend vor, keines trat verdrießlich in den Hintergrund.

Der Oberst hatte inzwischen die Wöchnerin bewillkommt. Die Schaumünze, die er nach damaligem Brauche

*) Urkundlich, wie das Meiste in unserer Erzählung.

in das Kissen des Neugeborenen legte, war die kunstreiche Arbeit eines Hanauer Silberschmieds. Sie trug die Inschrift:

„Mein Path gedenk bei dem Geschenk
An meine Pflicht; vergiß ja nicht,
Was ich versprach, und komm ihm nach.“

Man konnte sie auseinander nehmen, und die inneren Flächen enthielten in feiner Miniaturmalerei das Bild des Obersts und seiner Frau, der Tochter des Hofpredigers Fischer.

Als der Oberst sich wieder unter die Gesellschaft mischte, war er besonders munter und aufgeräumt. Er erzählte in anmuthiger Weise, wie er den Neugeborenen zum Karlsschüler gestempelt habe, der Onkel Eberhard aber zum Stiftler, wie der Eleve Schiller dem Neugeborenen eine herzhafte Rede geweiht, und wie s i e ihm des Kronenwirths Schiller geweiht haben, was der Kronenwirth für ein trefflicher Lateiner sei und der Diakonus ein ausgezeichneter Hebräer.

Rasch gieng ein Stündchen vorüber, kaum vermißte man den abwesenden Hausherrn. Eberhard kam mit ihm aus der Kirche zurück, er hatte die Gelegenheit nicht hinauslassen wollen, den Schwager, dessen Lehrtalent er hoch schätzte, im Kreise der Schuljugend verkehren zu sehen. Er hat nachher gesagt, aus dieser Katechisation, die von der Taufe gehandelt habe, habe er mehr gelernt, als aus mancher dogmatischen Vorlesung.

„Die Kinderlehre hättest Du Dir aber heute erlassen können,“ sagte Lamberti zum Diakonus.

„Wie so?“

„An Deines Kindes Tauftag!“

„Das wäre mir recht eigennützig vorgekommen, wenn ich an einem Tage, wo mir das Herz so voll und so leicht ist, meinen Schulkindern hätte etwas entziehen wollen.“

„Sie wissen scheints nicht,“ schaltete Jungfer Sibylle ein, „was für ein pünktlicher Mann unser Schwager ist. Bei ihm hat alles seinen Platz und seine Zeit.“

„Mein Vater,“ nahm der Diakonus das Wort, „war in diesem Punkte das Gegentheil von mir. Er hatte alles, was er zum Amtiren brauchte, bunt durch einanderliegen; er fieng viel an und brachte wenig fertig. Aber diese Art stand ihm wohl an, und was er im Augenblick brauchte, das hatte er trotz dem Wirrwarr seines Schreibtisches auch im Augenblick gefunden. Da ich nun merkte, daß mir diese Art nicht wohl anstand, so hab ich mir mit der Zeit eine peinliche und kleinliche Ordnungsliebe angewöhnt. Allein ich glaube, wenn der rechte Mann über meines Vaters durcheinander geworfene Werksteine gekommen wäre, es wäre ein ganz anderes Gebäude herzustellen gewesen, als das, das ich mit dem Meinigen bedächtig und ordentlich zusammenfüge. Ich möchte wohl wissen, wessen Art mein Sohn geerbt hat, die des Vaters oder die des Großvaters.“

Der Diakonus hatte den Kirchenrock nicht abgelegt, und das versetzte ihn nach und nach, ohne daß er es merkte, in eine feierliche Stimmung.

Als die Klosterprofessorin fragte, ob es nicht besser

wäre, das Kind im Hause zu taufen, sie fürchte bei seiner Zartheit die scharfe Winterluft und den hellen Sonnenschein, verneinte er es entschieden.

„Laßt ihn freie Luft athmen und lasset Gottes Sonne auf ihn scheinen! Ich habe an meinem Hause nichts auszusetzen, als daß mir meine Nachbarn mit ihren Häusern und Scheunen gar zu sehr die Morgensonne abgesperrt haben. In der Morgensonne gedeihen die jungen Pflanzen. Nie wird mirs wohler, als wenn ich in meiner Kirche am Altar stehe, und die Sonne blickt durch die Fenster des Chors über mich hinweg meiner Gemeinde ins Angesicht. Mein Sohn soll sich auch des Morgenlichtes freuen. Hat er einmal die gleiche Vorliebe für die morgenländischen Sprachen, wie ich, so soll er, während ich an den Schalen herumklaube, in den Geist der heiligen Urzeiten eindringen, wo die Menschheit dem Herzen Gottes noch näher war. Er soll schauen jene wunderbare Dämmerung der Geschichte, wo die Gestalten der Helden und Götter riesengroß am Horizonte stehen, wie Wolkengebilde überhaucht vom Schimmer des Frühroths.“

„Wie alt ist das Haus?“ fragte der Oberst.

„Nächstens hundertfünfzig Jahre,“ erwiderte der Diakonus. „Ein Untervogt Namens Lutherus Einhorn hat es erbaut, kurz ehe das Wetter des dreißigjährigen Krieges unsere Gegenden mitnahm. Er ist später hier an der Pest gestorben. Sein Wappen sieht man unten neben dem Hausthor in Stein gehauen. Das Haus ist ursprünglich für die Landwirthschaft eingerichtet, es wurde auch

erst vor etwa fünfundzwanzig Jahren dem jeweiligen Diakonus als Wohnung eingeräumt."

„Dieser Vogt," setzte der Amtsburgermeister hinzu, „soll bei dem Hexenprozeß, der Keplers Mutter fast das Leben kostete, betheiligt gewesen sein, in welcher Weise weiß ich nicht, ich habe die Akten dieses merkwürdigen Prozesses trotz meiner Nachforschungen noch nicht zu Gesicht bekommen."

„Solch finstere Zeiten werden nimmer wieder kommen!" sagte der Oberamtei-Oberskribent Cleß, Eberhards Bruder.

„Wir wollens nicht hoffen," erwiderte der Diakonus, „wiewohl" — er sprach das mit gedämpfter Stimme — „unser Landvolk noch mehr als man meinen sollte, am Aberglauben hängt, auch meine Frau hat in diesem Stück ihre Erfahrungen gemacht. — Ich weihe meinen Sohn in der Taufe zu einem Kinde des Lichts."

„Wissen Sie schon, daß der junge Paulus der Welt ein Licht über Aberglauben und Schwarmgeisterei aufstecken will?" fragte der Oberst.

„Es kommt nur darauf an, an welchem Licht er seine Fackel anzündet," erwiderte der Diakonus. „Nicht vor jedem Schein weichen die Gespenster finsterer Zeiten. Man muß den Drachen des Aberglaubens ins Herz treffen, wenn man ihn überwinden will, es hilft nichts, ihm bloß die Krallen beschneiden oder den Schweif abschlagen. Wer ihn aber ins Herz treffen will, der muß mit der Wahrheit gefeyt sein. Mag Gott meinem Sohn viel oder wenig Talent schenken, um das bitte ich ihn, daß er das Licht

seines Geistes rein leuchten lasse. Um das bat ich ihn, als ich gestern Morgen um vier Uhr meinen Sohn zum ersten Male in meinen Armen wiegte und zu dem reinen Licht des Morgensterns emporschaute, der dort über den Dächern stand.“ —

Nun läutete es wieder vom nahen Thurm der Kirche. Es war der schöne Ton einer voll und hell erklingenden Glocke. Die Gesellschaft erhob sich. Auf einen Wink des Diakonus giengen der Oberst und Eberhard mit ihm in das Studirzimmer.

„Wir sind mit den Namen des Neugeborenen noch nicht ganz im Reinen,“ sagte der Diakonus, „helfet sie mir endgiltig feststellen. Meine Frau besteht darauf, daß ich ihn nach der Frau Klosterprofessorin, unserem Maulbronner Minele, Wilhelm nennen soll.“

„Nenne ihn Friedrich Wilhelm,“ sagte der Kandidat. „Das hat einen guten Klang. Du selbst heißest Friedrich und,“ setzte er mit einem Blick auf den Oberst bei, „wir müssen das unserem Freund Fritz Schiller zu lieb thun.“

„Es muß noch ein Name dazu,“ sagte der Diakonus, „Joseph! — das ist ein altes Herkommen in unserer Familie. Ich hätte also eigentlich meinen Erstgeborenen darnach nennen sollen. Ich habs nicht gethan, nun soll es beim zweiten nicht versäumt werden.“

„Joseph — ein stolzer Name,“ sagte der Oberst. „Einsam und angefeindet wandelte Joseph unter seinen Brüdern, weil sie sein Herz nicht kannten und weil sie es böse mit ihm zu machen gedachten.“

„Aber Gott hat es gut gemacht!“ sprach der Diakonus feierlich.

„Sollte Dein Sohn einst allzustolze Träume in seinem Busen hegen, sollte das Geschlecht seiner Zeit ihn anfeinden und neiden: ich hoffe, er wird zur rechten Zeit in die rechte Tiefe und in die rechte Höhe geführt werden und wird auch denen, die ihn neideten, reichen Vorrath dessen mittheilen, was sein Geist gesammelt hat.“

Eberhard hatte das Taufregister zur Hand genommen.

„Seite 197 ist zu Ende geschrieben, Dein Sohn schlägt ein neues Blatt auf im Leonberger Taufbuch. Möge er einst ein neues Blatt aufschlagen im Buche menschlichen Forschens und Wissens.“

„Josephsträume!“ lächelte der Vater. „Möge sein Name verzeichnet erfunden werden im Buche des Lebens.“

Dann ergriff er die Feder und schrieb mit festen, klaren Zügen in die sauber vorgezeichneten Spalten:

„Geboren 1775, den 27. Januar, Morgens nach drei Uhr; getauft den 28. desselben Monats;“ und dann den Namen des Neugeborenen: „Friedrich Wilhelm Joseph.“

Auf der Ehrentafel der Geschichte aber steht sein Name in unauslöschlichen Zügen. Er lautet:

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling.

* * *

An einem Sommerabend des Jahres 1810 standen drei Männer auf der Höhe des Engelbergs. Die beiden älteren — sie nannten sich gegenseitig „Präsident“ und

„Doktor" — waren Stuttgarter; zwischen ihnen stand in der Vollkraft des Mannesalters Schelling, der Philosoph. Er hielt damals im Hause des Präsidenten Vorlesungen, gereifte Männer saßen als Schüler zu seinen Füßen.

Schelling war an den Rand des Berges vorgetreten und blickte hinüber nach dem Hohenasperg, wo Rieger vor Jahrzehnten als Kommandant sein Leben beschlossen hatte, er blickte hinunter in das Städtchen, wo seine Wiege gestanden. Eine Reihe von Bildern zog an seinem geistigen Auge vorüber. Er gedachte, wie er als Jüngling im herzoglichen Schlosse zu Weimar mit Deutschlands Dichterfürsten, mit Schiller und Goethe den ersten Morgen des neuen Jahrhunderts begrüßt, und er dachte an ein stilles Grab neben der Klosterkirche zu Maulbronn, in welches er vor kaum einem Jahr die sterbliche Hülle seines heißgeliebten, hochbegabten Weibes gebettet hatte.

Seine beiden Freunde verweilten am Wartthurm, sie wollten den in Gedanken Versunkenen nicht stören in seinen Träumen.

„Er bleibt der Größten Einer, die unserem Volk die Leuchte für Jahrhunderte vorantragen," begann der Doktor. „Ein Weltweiser ist er, weil der todte Buchstabe nie sein Auge blöd gemacht hat; einen freien Blick hat er sich bewahrt in die lebendige Welt. Ja, das ist doch wohl seines Forschens und Findens Kern, daß er den Pulsschlag der lebendigen Natur gefühlt, wenn andere aus

dem All ein Räderwerk machen, das todten Gesetzen in seinem Laufe folgt.“

„Darum geht er,“ versetzte der Präsident, „in Allem auf das Ursprüngliche zurück. Keiner, wie er, hat uns den Reiz des thaufrischen Morgens, der über den Ursprüngen der Schöpfung und Menschengeschichte liegt, bewundern und verstehen gelehrt. Daher auch seine Kühnheit, wenn Sie wollen, seine Vermessenheit, mit der er die Tiefen der Gottheit durchforscht hat, wozu andere zu bescheiden, wenn Sie wollen, zu mattherzig sind.“

„Und welch eine Form,“ schloß der Präsident, „in die er zur glücklichen Stunde seine Gedanken zu kleiden versteht! O schön ist seine Sprache, wunderbar schön, schön wie eine Braut, wenn sie geschmückt an den Altar tritt.“

Inzwischen war die Sonne hinter den Vorbergen des Schwarzwalds hinabgesunken. Ein Wagen fuhr langsam die Steige herauf, die sich um den Engelberg windet. Auf der Höhe hielt er an. Schelling wandte sich zu seinen Freunden, um mit ihnen nach dem Wagen zu gehen.

„Lieber Freund,“ nahm der Doktor an Schelling sich wendend das Wort, „um eine Vorlesung von Ihnen im Gartensaal unseres Präsidenten sind heute Ihre Zuhörer gekommen, denn wir kehren etwas spät nach Stuttgart zurück. Aber uns beiden wird es unvergeßlich bleiben, wie wir mit Ihnen den thaufrischen Morgen genossen und in den Wäldern der Solitude den Pulsschlag der lebendigen Natur gefühlt haben, der hier stärker zu verspüren ist als in den Mauern der Städte. Wir sind

auch heute auf Ursprünge zurückgegangen, auf die Ursprünge Ihres eigenen Lebensgangs. Unvergeßlich wird uns das Haus dort unten sein, in welchem wir eingekehrt haben, in welchem Sie dereinst den kurzen Traum Ihrer Kindheit geträumt, unvergeßlich, daß wir heute gestanden sind an der Wiege eines Philosophen."

Der Vikar von Enzweihingen.

Der Vikar von Enzweihingen.

1.

„So, so — und was gibts denn Neues in Föhrenberg drunten?“ fragte die Sägmüllerin, indem sie ihrer alten Freundin, die aus dem benachbarten Dorf zu Besuch gekommen war, die Kaffeetasse frisch füllte. Sie mußte diese Worte sehr laut sprechen, denn einmal war die Alte etwas übelhörig, und dann schnarrte draußen die blanke Säge, die eben einen stattlichen Tannenbaum in Bretter zerlegte.

„Neues? Hah, nicht gerade viel —“ erwiderte die Angeredete, „nicht viel Neues, Frau Regine; doch, halt ja, das wißt Ihr glaub ich noch gar nicht, gestern Abend ist unser neuer Herr Pfarrer gestorben und übermorgen wollen sie ihn begraben. Der Spezial kommt und hält die Leichenpredigt. Gelt, ich habs Euch noch nicht gesagt? Aber so gehts, ich werd' allmählich alt, und da bring' ich das Wichtigste immer zuletzt.“

„Euer Herr Pfarrer ist gestorben?“ rief Frau Regine erstaunt und mit dem Ton herzlicher Theilnahme. „Mein erstes Wort! Ich habe nicht einmal gewußt, daß er krank

gewesen ist. Was ist denn so schnell an ihn gekommen? Er wird kaum ein paar Monate in Föhrenberg gewesen sein? Gekannt hab' ich ihn nicht. Aber ich habe so viel Gutes von ihm gehört, daß ich gedacht habe: sobald der Weg hergestellt ist, fahre ich auch einmal wieder nach Föhrenberg in die Kirche anstatt nach Waldhausen und höre Euren neuen Pfarrer predigen."

Bei diesen Worten trat ein junges blühendes Mädchen in das Zimmer und fragte, was sie heute Abend im Garten noch arbeiten könne, die Salatstöcke seien gesetzt.

„Gönne Dir nur ein wenig Ruhe, Agathe; ich meine, wir wollen für heute Feierabend machen," erwiderte Frau Regine freundlich, indem sie dem Mädchen eine Locke braunen Haares aus der Stirne strich. „Komm, setz Dich ein wenig zu uns. — Das ist mein Bäschen, die Agathe, die ich seit vorigen Herbst bei mir habe", fuhr sie, gegen die Alte gewendet, fort, „ich glaube, Ihr kennt sie noch gar nicht; Ihr habt Euch aber auch seit einem halben Jahr nicht mehr in der Sägmühle blicken lassen."

Die Alte betrachtete mit sichtlicher Neugierde das hübsche Mädchen. Denn das Gerücht, daß die Sägmüllerin, die kinderlose Wittwe, dem Bäschen ihr Vermögen habe gerichtlich verschreiben lassen, war bereits nach Föhrenberg gedrungen. Und es hieß dort, wer dem Mädchen gefalle, der könne einmal Sägmüller werden.

„Wir sprechen gerade von einem Todesfall," fuhr Frau Regine fort, „der Herr Pfarrer von Föhrenberg, dem wir nächsten Sonntag in die Kirche gehen wollten,

ist plötzlich gestorben. — An was denn, Frau Stickel? Ihr habt mirs noch nicht gesagt."

„An was? — Ja, das wissen die Föhrenberger selber nicht recht. Die einen sagen dies, die andern das. Ich lass' mirs nicht nehmen, daß er sich seinen Tod in dem kalten Wasser da draußen geholt hat." Bei diesen Worten deutete sie durch das rebenumrankte Fenster auf den Bach, der sich plätschernd über ein Mühlrad stürzte. „Nemlich wie der Schnee geschmolzen ist, spielte einmal das älteste Büblein der Engelwirthin — Ihr kennt sie wohl, Frau Regine, sie ist ja Eure Landsmännin und ist in der Krone zu Vaihingen aufgewachsen — drunten in Föhrenberg am Bach. Dem Kind fällt sein Spielzeug ins Wasser, es guckt ihm nach, kriegt das Uebergewicht, rutscht auf dem weichen Schnee vollends aus und ist gleich mit dem Köpflein unter den trüben Wellen verschwunden, denn der Bach ist dort tief. Die andern Kinder stehen herum, die kleinen lachen, die älteren fangen zu heulen an. Da kommt unser Pfarrer aus der Sakristei heraus, er hatte gerade seine erste Kinderlehre gehalten. Das Kind sehen, seinen Kirchenrock dem Meßner über den Arm werfen und dem Kind nach ins Wasser springen — war Eins. Er fischts auch mit Gottes Hilfe glücklich auf und steigt mit ihm ans Land. Der Meßner hat das Kind dann in den Engel getragen, ist gleich nachher ins Pfarrhaus gegangen und hat nicht nachgelassen, bis der Herr Pfarrer, der schon wieder über seiner Sonntagspredigt studirt, als wenn nichts geschehen wäre, sich ins Bett

gelegt und den ganzen Nachmittag über heißen Thee getrunken hat. Der Herr Pfarrer sagte lachend, solch ein frisches Bad sei gesund; aber am Sonntag hat er in der Predigt schon gehüstelt. So gieng die Sache fort — ich will ja seiner Haushälterin gewiß nichts thun, aber ich meine, der Herr hat nicht die richtige Pflege gehabt. Er hätt' eben eine Frau haben sollen, denn ein Pfarrer soll sichs zuerst merken, was vorn in der Bibel steht: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Und nun vollends ein kranker Mensch, der sichs nicht einmal anmerken lassen will, wie krank er ist. Wenn die Haushälterin sagte, er solle sich schonen, sie wolle schon sorgen, daß einstweilen ein Pfarrer aus der Nachbarschaft amtire, schüttelte er den Kopf und gab zur Antwort: Kathrine, das muß ich besser wissen! Am letzten Samstag aber sagt der Engelwirth, jetzt könne ers nicht mehr länger mit ansehen, wie der Pfarrer seine Gesundheit mit Gewalt ruinire. Meßner, sagt er, morgen läutet Ihr anderthalb Stunden früher zur Kirche als gewöhnlich und das Weitere überlasset Ihr mir! Am Sonntag in aller Gottesfrühe ist dann der Engelwirth nach Waldhausen gefahren und hat den Waldhäuser Pfarrer nach Föhrenberg geholt. Der ist ans Bett seines Herrn Amtsbruders getreten und hat zuerst ihm eine Predigt gehalten darüber, daß ein Christenmensch nicht nur so auf sein Leibesleben hineinhausen dürfe, dann uns eine über den Text: „ein guter Hirte lässet sein Leben für die Schafe.“ Nun hat unser Herr Pfarrer auch weichgegeben, er ist liegen geblieben und nicht wieder aufge-

standen. Am Donnerstag Abend hat man ihn todt im Bett gefunden.“

Agathe fuhr sich mit der Hand über die Augen und wischte ihre Thränen ab. Die Sägmüllerin sah zum Fenster hinaus nach den Pappelbäumen; sie hatte sichs, seitdem sie nach dem Tod ihres Mannes das Geschäft allein führte, abgewöhnen müssen, vor irgend jemand ihr weiches Gemüth zu zeigen.

„O es ist ein herzensguter, ein grundbraver Mann gewesen,“ fuhr Frau Stickel fort. „Aber ich glaube, man deckt am nächsten Sonntag Nachmittag viel verborgenes Herzeleid zu, wenn sich das Grab über der Leiche unseres Seelsorgers schließt. Er ist anders gewesen als die vielen Pfarrer, die ich schon erlebt habe, seit ich in die Schule gegangen und konfirmirt worden bin. Er hat nicht gerade viel von seinem Lebenslauf gesagt, wie er seine Antrittspredigt bei uns gehalten hat; aber so viel hat man von seiner früheren Gemeinde, bei der er etliche zwänzig Jahre angestellt war, erfahren, er müsse in seiner Jugend namenlos viel durchgemacht haben. Die einen sagten, es sei von Anfang an mit seinem Glauben nicht ganz richtig gestanden; deßwegen habe er, obwohl er ein guter Kopf gewesen sei, bis vor etlichen Wochen auf dem abgelegensten Schwarzwalddorf sein Leben zubringen müssen. Aber ich sage: ein Mann wie er, der als ein guter Hirte sein Leben gelassen hat für die Schafe, hat den rechten Glauben gehabt. Dann sagten wieder etliche, er sei in seinen jungen Jahren ein unbändiger wilder Mensch gewesen, er sei zwei Jahre

lang unschuldigerweise als ein Räuber im Thurm gesessen, und man wisse eigentlich heute noch nicht, wer der Schuldige gewesen sei, an dessen Statt er gelitten habe; mit den Rothen aber habe ers früher immer gehalten, namentlich mit den Rothen in Frankreich, und so sei er —"

Frau Regine wandte sich rasch um und ergriff ihre Freundin am Arm: „In Frankreich, sagt Ihr? In Frankreich? Wie heißt Euer Pfarrer? Wie hat er geheißen?"

„Tante was ist Dir?" fuhr Agathe erschrocken auf. Sie hatte die Sägmüllerin noch nie so erregt gesehen.

Frau Stickel rieb sich die Stirne. „Wie unser Pfarrer heißt? Wie er sich geschrieben hat? Ei du meine Güte! Daß ich das nimmer sagen kann, bei seiner Antrittspredigt hat ers ja heruntergelesen, aber — wartet einmal, es liegt mir auf der Zunge. Nein — ich weiß wahrhaftig nicht mehr —"

„Nun, ist schon gut," erwiderte Frau Regine, „ich werd' es übermorgen ja erfahren. Ich gehe Eurem Herrn Pfarrer zur Leiche, wenn mich die Föhrenberger auch nicht dazu laden. — Also der Engelwirthin Büblein ist es gewesen, das Euer Herr Pfarrer aus dem Wasser gezogen hat, und dabei, meint Ihr, habe er sich den Tod geholt?"

„Freilich, freilich," erwiderte Frau Stickel. „Das Kind ist ganz gesund und munter; ihm hat das kalte Bad nichts gethan. Seine Mutter ist ja in der Krone in Vaihingen aufgewachsen; man hat nie recht gewußt, wem sie eigentlich gehört —"

„Ich weiß, ich weiß," fiel die Sägmüllerin mit einem Blick auf Agathe ein.

„— Aber der junge Kronenwirth, wissen Sie der, der eigentlich nicht der Kronenwirth war, — er hat immer so flott gelebt und man hat ihn im Spaß nur den „Prinz Carl" geheißen, — hat nobel an dem Mädchen gehandelt und hat ihr ein schönes Heiratgut mitgegeben und ist auch noch bei der Taufe ihres Aeltesten zu Gevatter gestanden; bald darauf ist er gestorben. — Aber jetzt wirds Zeit sein, daß ich mich auf den Heimweg mache."

„Ich will für Euch einspannen lassen", sagte die Sägmüllerin, „der Weg ist weit, und Ihr werdet Euch heute Nachmittag müde gelaufen haben."

Bald darauf rollte das Bernerwägelein der Sägmüllerin mit Frau Stickel Föhrenberg zu. Die Sägmüllerin machte ihren Gang durchs Geschäft und gab noch etliche Anordnungen. Als sie wieder ins Zimmer eintrat, nahte sich ihr Agathe schüchtern und fragte:

„Tante, nicht wahr, den Pfarrer von Föhrenberg, der so traurig und so schön gestorben ist, hast Du früher gekannt?"

„Vielleicht!" sagte die Sägmüllerin kurz. „Aber wir wollen Deinen Salatstöcken noch zu trinken geben, Agathe, damit sie anwachsen. Die Wolken haben sich verzogen, es gibt heute Nacht keinen Regen. Komm mit mir in den Garten!" —

Der Samstag gieng auf der Sägmühle unter mancherlei häuslichen Geschäften schnell dahin. Am Sonntag Morgen

schickte die Sägmüllerin Agathe nach Waldhausen. Sie blieb zu Haus, weil sie am Nachmittag nach Föhrenberg fahren wollte. Ueber den Pfarrer hatte sie inzwischen kein Wort gesprochen, stiller und ernster als je hatte sie ihr Hauswesen besorgt. Agathe wußte von selbst, daß sie am Sonntag Nachmittag das Haus zu hüten habe. Als aber nach dem Mittagessen das Bernerwägelein im Hof stand, nahm sie sich ein Herz und fragte:

„Darf ich nicht auch mit, nach Föhrenberg, Tante?"

„Nun, so komm!" erwiderte die Sägmüllerin und rasch schwang sich Agathe neben die Tante in den Sitz. — Im Engel zu Föhrenberg stellte die Sägmüllerin ein und hatte im Hinterstübchen viel mit der Engelwirthin zu verhandeln, während Agathe mit dem Büblein spielte, dem der Pfarrer das Leben gerettet hatte.

Dann giengen sie miteinander nach dem Kirchhof und sahen, wie man die Leiche des Pfarrers ins Grab senkte neben der Sakristei. Die Leichenrede des Herrn Spezial war schön und rührend, die Männer von Föhrenberg drückten die breitrandigen Hüte tief in die Stirn, um ihre nassen Augen zu beschatten, die Frauen ließen ihren Thränen freien Lauf. Gefaßt und ruhig blieb die Sägmüllerin, aber sie folgte der Leichenrede Wort für Wort. Gleich nach Beendigung des Gottesdiensts fuhr sie mit Agathen heim. Dort angekommen legte sie ihr Gesangbuch in den Schrank und holte aus einer Ecke ein altes vergilbtes Büchlein hervor. Im Garten hatten die Syringenbüsche ihre röthlichen Blüten geöffnet, und ihr Duft mischte sich

mit dem Brodem des frischgeschnittenen Holzes. Die Sägmüllerin suchte mit Agathen ihr Lieblingsplätzchen unter dem großen Syringenbusch auf und sah den munteren Wellen des Baches nach, die heute kein Rad zu treiben und keine Säge in Bewegung zu setzen hatten. Als sie ihre Knechte mit dampfenden Pfeifen hinter der nächsten Waldecke in der Richtung nach dem Wirthshaus verschwinden sah, brach sie ihr Schweigen:

„So, nun sind wir allein. Und nun will ich dem Pfarrer von Föhrenberg, oder eigentlich dem Vikar von Enzweihingen auch eine Leichenrede halten, denn ich kenne die Geschichte seiner Jugend vielleicht noch etwas genauer als der Herr Spezial, der über „die bittern Prüfungen, welche unserem entschlafenen Mitbruder auch nicht erspart geblieben sind," so vorsichtig und behutsam hinweggegangen ist, wie unsere Buben, wenn sie barfuß auf einer frischbeschlagenen Landstraße laufen. Willst Du eine alte Geschichte hören, Agathe?"

„Von Herzen gern, liebe Tante."

„Nun so höre!"

2.

Der Mann, den sie heute begraben haben — hub Frau Regine zu erzählen an — war zu der Zeit, da ich ungefähr eben so viel Jahre zählte, wie Du jetzt — ich meine, man habe etwa 1795 geschrieben — Vikar in Eberdingen, wo, wie Du weißt, mein elterliches Haus stand. Mitten durch Eberdingen fließt der Strudelbach, er ist

noch etwas munterer als der da und trieb die Räder unserer Mühle. Mein Vater sagte oft, wenn der Vikar bei uns gewesen war: „Der Strudelbach und der Strudelkopf passen zusammen." Denn ein Strudelkopf war der Vikar, das wußte man nicht bloß in Eberdingen, sondern auch in unserer Oberamtsstadt Vaihingen und nicht nur in Vaihingen, sondern auch in Stuttgart. Mein Vater war ein gesetzter Mann, aber für den Vikar hatte er von Anfang an eine Vorliebe gefaßt, und mit mir wollte er hoch hinaus. So kaufte er, als unser alter Schulmeister starb, dessen Klavier und ließ mir durch den neuen Schulmeister fleißig Unterricht in der Musik ertheilen. Ich lernte schnell und leicht, und ich hätte es zwar nicht hören sollen, aber ich hörte es doch, und ich wills nur gestehen, ich hörte es nicht ungern, wenn mein Vater zur Mutter sagte: „Mein einzig Kind ist zu etwas Besserem bestimmt als zu einer Bäuerin." Hinwiederum sah es mein Vater nicht ungern, wenn der Vikar, der in unserem Haus wie daheim war, nicht nur am Sonntag Nachmittag in der Christenlehre über den Katechismus, sondern auch bei andern Gelegenheiten über weltliche Dinge, über Weltgeschichte und Erdkunde, über ein Gedicht von Goethe oder über ein Schauspiel von Schiller seine Fragen an mich richtete und an meinen schlagfertigen Antworten seine Freude hatte. Einmal machte mein Vater dem Vikar den Vorschlag, er solle mir in dem „gelehrten neumodischen Zeug" auch eigentliche Privatstunden geben, wie der Schulmeister in der Musik. Darauf wollte sich der Vikar lange nicht einlassen. Der große

Rousseau von Genf, sagte er, habe die deutsche Schulmeisterei längst über den Haufen geworfen, und wenn ich nur ein Bischen von selbst lerne, so sei das mehr werth als ein ganzer Wagen voll Gelehrsamkeit, den man mir eintrichtere.

Da er nun aber meines Vaters Reitpferd haben konnte, so oft er wollte, — er war ein guter Reiter und machte fast alle seine Ausflüge nach Stuttgart oder anderswohin zu Roß, — und mein Vater nie eine Vergütung dafür von ihm annahm, so entschloß er sich endlich doch, um meinem Vater auch eine Gefälligkeit zu erweisen, mir Stunden in der französischen Sprache zu geben. Er selbst las französische Bücher so gut wie deutsche und hatte für alles, was von den Franzosen oder, wie er lieber sagte, von der Franken-Republik herüberkam, eine ganz besondere Vorliebe.

Im Dorf gabs natürlich mancherlei Gerede über den neumodischen Vikar und die hochmüthige Müllerstochter, mit der ihre Eltern oben hinaus wollen. Meine Mutter bestand deßhalb wenigstens darauf, daß noch ein paar andere Mädchen vom Dorf in meinem Alter an den französischen Stunden theilnehmen müssen.

— Aber Tante, unterbrach Agathe die Sägmüllerin, der Vikar gefällt mir nicht recht. Warum braucht ers mit den Franzosen zu halten?

— Nun sieh, entgegnete Frau Regine, es war bei ihm gut und ehrlich gemeint. Trotz aller Französelei hatte er doch noch, wie er selbst manchmal sagte, eine altdeutsche Art. Ein Zierbengel war er gar nicht, eher für einen

Geistlichen ein wenig ungeschlacht. Aber die Gedanken von Freiheit, Gleichheit, Völkerverbrüderung lagen damals wie ein Dunst in der Luft, und namentlich für die jungen Leute, die von den Hochschulen kamen, hatten die hohen Worte, die von jenseits des Rheins herüberklangen, etwas Berauschendes. Ich hielt es ihm auch manchmal vor, wie entsetzlich blutig die Umsturzmänner in Paris in den neunziger Jahren gewirthschaftet haben. Er sagte darauf, das sei zu beklagen, aber nicht zu ändern, wenn das morsche Alte zertrümmert und etwas Neues geschaffen werden solle. Seine Augen waren damals schon auf Napoleon gerichtet, auf den er große Stücke hielt. Manche von seinen Altersgenossen waren früher als er nüchtern geworden, besonders wenn sie sich die Herrlichkeit der französischen Republik in der Nähe besehen hatten. Er sollte erst später durch schwere Schläge zur Besinnung kommen.

Doch ich will in meiner Erzählung weiter machen. Also der Vikar fieng die französischen Stunden mit uns an. Aber es gieng freilich nicht so glatt, als er erwartet hatte. Schon das, daß er uns jetzt auf einmal mit Sie oder mit vous anredete, kam uns ganz unbeschreiblich lächerlich vor. Und wenn er dann sagte: „Sie müssen bei der Aussprache des ü den Mund etwas mehr spitzen“ — oder: „bitte, sprechen Sie das schöne Wort citoyen doch mehr durch die Nase aus“, wollten wir uns vor Lachen fast ausschütten. Er wurde dann manchmal böse und schalt uns gehörig aus, wir verbissen das Lachen und kamen meistens mit rothen Köpfen aus der Stunde.

Gelernt haben wir alle miteinander nicht besonders viel, und so hörten die französischen Stunden wieder auf, als der Vikar im Herbst nach Enzweihingen versetzt wurde. Er war damals schon an die acht Jahre Pfarrvikar, war überall im Württemberger Land herumgekommen und dieses Wanderlebens recht müde. Manche von seinen Altersgenossen standen schon in Amt und Würden, waren Hofmeister und Professoren im Ausland. Sie hatten einst auch mit ihm in Tübingen die französischen Freiheitslieder übersetzt und gesungen. Aber sie hatten sich gebessert; er war der Alte geblieben. Das drückten ihm die Herren zu Stuttgart ins Wachs, darum mußte er Vikar bleiben, er sollte mürbe werden. — Er gieng bitter ungern von Eberdingen fort, denn mit seinem alten Pfarrherrn war er gut ausgekommen, und in der Gemeinde war er mehr und mehr beliebt geworden. Nicht gerade wegen seiner Predigten, die waren den Leuten zu hoch. Die Eberdinger verstanden es nicht recht, wenn er sie als „edle Seelen" anredete, oder wenn er so viel von der „Tugend" und „von der Vergeltung der Tugend durch den Allvergelter jenseits des Grabes" sprach. Aber wenn ers auch manchmal ungeschickt angriff, die Leute merkten doch, daß er ein warmes Herz für den gemeinen Mann hatte, und in Rechtssachen war er so erfahren, daß die Bauern, ehe sie einen Advokaten aufsuchten, zum Vikar liefen und ihm ihre Anliegen vortrugen. Dabei hatte er dann eine gute Art, er verstand es, die Leute zu beschwichtigen und zur Vernunft zu bringen. Und mancher Handel, z. B. auch einmal ein Streit meines

Vaters mit unserem Nachbar wegen des Fischwassers, ist im Vikarsstüblein zu Eberdingen ausgemacht worden und deßhalb nicht nach Vaihingen vor das Oberamt gekommen.

Nun fort mußte er eben doch endlich von Eberdingen, weil es das Konsistorium so haben wollte. Und man tröstete sich, daß man ja noch immer zusammenkommen könne, denn Enzweihingen ist von Eberdingen nur eine starke Stunde entfernt.

Der Vikar ließ es auch nicht fehlen und kam von Enzweihingen aus noch häufiger in mein elterliches Haus als früher.

So war er auch einmal ein paar Tage nach dem Erscheinungsfest bei uns; es war ein nebliger Wintertag, man mußte frühe die Lichter anzünden. Er war schweigsamer als sonst, und wir merkten wohl, es koche etwas in ihm. Seine Pfeife hatte er vor sich auf den Tisch gelegt, mein Vater schob ihm den Tabaksbeutel und das Feuerzeug zu.

„Nein, Müller“, sagte er, „das Rauchen könnte einem eigentlich vergehen in diesen letzten betrübten Zeiten.“

„Nun, was ist denn wieder los?“ fragte mein Vater, indem er seinen Meerschaumkopf anzündete.

„Hab' heute wieder ein sauberes Stücklein gehört, da von dem Hauptzöllner und Sünder in Vaihingen drinnen, mit dem Sie immer noch gut Freund sein wollen.“

„Aha, vom Prinz Carl! Nun ich weiß ja wohl, daß Sie den besonders auf dem Strich haben“, schmunzelte mein Vater. „Was hat er Ihnen denn eigentlich zu leid gethan?“

„Mir hat er nichts zu leid gethan. Aber die armen Leute schindet er, daß es himmelschreiend ist. Heute Morgen auf dem Weg nach Vaihingen, wo's zur Enz hinunter geht, gleich beim Kirchhof begegnete ich einem Frachtfuhrmann, dem das hintere Rad aus der Achse gewichen war. Der Mann stand zum Erbarmen da in dem kalten Schneewasser, und man wußte nicht, hängte er den Kopf tiefer oder seine vier Rößlein. Nun, Landsmann und Bürger, was ists? frag ich ihn, wollet Ihr vielleicht mit drei Rädern weiterkutschiren? Was es ist? antwortet der Fuhrmann, zehn Gulden Schaden ists, weil ich heute Abend statt heute früh in Stuttgart eintreffe. Das muß ich meinem Kaufherrn als Strafe zahlen, weil ich nicht rechtzeitig komme. Und 2 Gulden 24 Kreuzer Zeche in Vaihingen beim Herrn Kronenwirth, thut zusammen 12 Gulden 24 Kreuzer. Und in Vaihingen auf dem Zollamt vierzehn Stunden hingesperrt werden, alles abladen müssen, alles müssen durchvisitiren lassen, alles wieder aufladen müssen! Ich, ein ehrlicher Mann, der noch keinen Vierling Tabak, kein Loth Kaffee aus dem Badischen herübergeschmuggelt hat, indessen andere, bei denen es nicht so sauber ist unter dem Brusttuch, ungehindert den Schlagbaum passiren dürfen. Nein, junger Herr, es geht nicht mit rechten Dingen zu in der Welt!

Der Mann dauerte mich. Nun, nur den Muth nicht verloren! sag ich. Zuerst wollen wir Eurem Wagen wieder auf die Beine helfen! Wir hatten den Wagen bald wieder zurecht gebracht, und ich gehe neben dem Fuhrmann her, Enzweihingen zu.

Warum hat man Euch auf dem Zollamt 14 Stunden hingesperrt? fragte ich.

Weil ich ein ehrlicher Mann bin, erwiderte der Fuhrmann, weil ich lieber im Ochsen einkehre, als beim Herrn Kronenwirth, und weil der Prinz Carl wohl weiß, daß er an mir nicht reich wird. Ich zahle, was ich schuldig bin. Aber weiter fällt bei mir nicht ab, auch nicht in die Tasche eines Oberzollers, auch nicht wenn sich der Oberzoller — Kammerrath oder Kommerzienrath heißen läßt.

Kurz und gut, der Fuhrmann war in Vaihingen von dem Herrn Kammerrath, Kommerzienrath, Oberzöllner und Sünder aufs erbärmlichste behandelt worden, aus dem einfachen Grunde, weil er früher ein paar mal nicht bei dem Helfershelfer des Kammerraths, beim Kronenwirth eingestellt hatte. Ich habe aber dem Fuhrmann den Standpunkt gehörig klar gemacht: Er sei selber Schuld, wenn er sich das gefallen lasse und zu dumm oder zu feig sei, den Oberzoller in Stuttgart bei herzoglicher Regierung zu verklagen. Ich bezählte dem Fuhrmann eine Flasche Wein in Enzweihingen und gieng dann nach Vaihingen, um mir die Wahrheit seiner Angaben vom Ochsenwirth Wort für Wort bestätigen zu lassen.

Ueber Mittag hatte ich die Geschichte schon wieder halb und halb vergessen, aber der Herr Kammerrath — ich will ihn so nennen, denn er hat sichs ja ein schönes Stück Geld kosten lassen, sich diesen Titel zu kaufen — sorgte dafür, sich auch heute Nachmittag bei mir in angenehme Erinnerung zu bringen. Eben als ich mich an

meine Arbeit gesetzt hatte, schickt er mir ein mit ihm in Bekanntschaft stehendes Frauenzimmer, das mich in seinem Auftrag schon manchmal überlaufen hat, auf die Stube und läßt mir einen Gulden Zins für eine Pfandschuld abfordern."

„Ei, ei, Herr Vikar," fiel mein Vater ein, „Sie machen bei dem Herrn Kammerrath Schulden? Wären Sie doch lieber zu mir gekommen, wenn Ihr schmaler Gehalt nicht ausreicht."

„Für mich," erwiderte der Vikar, „würd' ich auch nicht einen Heller bei dem Wucherer borgen. Es geschah für einen guten Freund, und auch der ist ohne mein Wissen und Wollen in die Krallen des Zöllners gerathen. Heute sinds dreißig Wochen, da wurde ich am Mittagstisch des Ochsenwirths mit einem Fremdling bekannt. Ich weiß nicht, was mich an dem Mann so besonders ansprach. Nachdem wir eine Viertelstunde mit einander über die Welthändel drunten am Rhein geplaudert hatten, war ich so vertraut mit ihm, als wäre unsere Freundschaft fünfzehn Jahre alt anstatt fünfzehn Minuten. Nach Tisch nimmt er mich bei Seite in eine Fensternische, er sei in Geldverlegenheit, ob ich ihm nicht auf seine Uhr 20 bis 30 Gulden leihen wolle. Zwei- bis dreihundert, sagte ich, ohne die Uhr, wenn ichs nur selbst hätte, aber zwei Karolin, das sei ungefähr gerade mein Vierteljahrsgehalt. Ich trug dann die Uhr zum nächsten Uhrmacher, der mir gern 22 Gulden auf das werthvolle Stück lieh. Aber der Uhrmacher wurde bankerott, und so kam die Uhr,

für die mein Freund einen Gulden wöchentlich Zins zu bezahlen versprochen hatte, in die Hände des Oberzöllners. Der nahm den Zinsgulden, von dem der Uhrmacher nichts hatte wissen wollen, recht gern an. Mein Freund bezahlte einigemal den übermäßigen Zins und schrieb jedesmal dabei, daß er nächstdem kommen und die Uhr, die einen besondern Werth für ihn habe, auslösen werde. Zwischenhinein sah ich ihn auch in Worms am Gründungsfesttage der Frankenrepublik, da hatten wir aber von andern Dingen zu reden als von Uhren und Pfandschulden. Hernach blieben die Briefe meines Freundes aus, und ich bezahlte den Zins an den Kammerrath weiter, ließ ihm jedoch vor acht Tagen durch das Frauenzimmer, das ihm diese Geschäfte betrieb, sagen, er solle jetzt die Uhr verkaufen und sich auf diese Weise bezahlt machen."

„Warum schickte er Ihnen aber gerade die Weibsperson zu, anstatt selbst zu kommen?" fragte mein Vater.

„Müller," entgegnete der Vikar, „Bürger Müller, Sie kennen die Schliche dieses Fuchses noch nicht. Hätte ich ihn wegen Wuchers verklagt, so hätte er die Ausrede gehabt, der übermäßige Zins sei ganz oder zum größten Theil als Trinkgeld der Mittelsperson zugefallen. Ich bin auch in der That nicht der Meinung, das Frauenzimmer sei umsonst gelaufen. Kurz und gut, heute Nachmittag steht die widerwärtige Person wieder einmal vor mir und jammert mir die Ohren voll, der Kammerrath finde keinen Liebhaber für die Uhr. Da riß mir endlich die Geduld. Ich jagte sie zum Tempel hinaus mit den

Worten: Wenn der Oberzoller mich noch einmal in dieser Sache angeht, wenn er sich nicht urplötzlich mit dem bereits erhaltenen Wucherzins begnügt, so bericht ichs wahrhaftig unmittelbar durch expressen Boten an den Herzog selbst und decke seinen schlechten Charakter auch von dieser Seite auf! Er soll ohnedies, wie ich höre, dort schon Werg genug an der Kunkel haben!"

Der Vikar schwieg eine Weile, meinem Vater war die Pfeife ausgegangen. „Herr Vikar," sagte er endlich mit gedämpfter Stimme, „wenn das wörtlich dem Prinz Carl ausgerichtet worden ist, dann —"

„Dann hat er endlich doch einmal die Wahrheit gehört," rief der Vikar. „Am liebsten wäre mir freilich, wenn mein Freund heute noch zurückkäme und das Pfand auslösen würde, damit ich mit dem Zöllner und Sünder nichts mehr zu thun habe."

„Ich will Ihnen das Geld einstweilen vorschießen," sagte mein Vater, indem er in der Westentasche nach seinem Schrankschlüsselchen suchte.

„Wie Sie wollen, Bürger Müller, ich weiß, mein Freund läßt mich nicht stecken."

„Heinrich, Dein Vertrauen täuscht Dich nicht!" sagte ein Fremder, der bei diesen Worten, in einen Pelzmantel gehüllt, aus dem Wohnzimmer zu uns ins Nebenstübchen trat.

„Eduard, Du hier!" rief der Vikar.

Der Fremde verbeugte sich höflich gegen meine Eltern: er müsse um Entschuldigung bitten, daß er so unangemeldet in den Frieden eines Bürgerhauses eindringe, aber

jede Minute sei ihm kostbar. Dem Vikar schüttelte er herzlich die Hand und dankte ihm für seine treue Freundschaft, dann zählte er aus einer vollen Börse etliche vierzig blanke Gulden auf den Tisch.

3.

Inzwischen hatten wir Gelegenheit, den Fremdling uns etwas näher zu betrachten. Es war ein bildschöner Mann, etwas älter als der Vikar, mit feurigen dunkeln Augen. Er hatte sehr feine Manieren, und jede seiner Bewegungen verrieth, daß er die Welt gesehen habe und mit allerlei Leuten gewandt und sicher zu verkehren wisse.

Er erzählte, daß er auf einer Reise nach Stuttgart begriffen sei, wo er wichtige Geschäfte zu besorgen habe, daß er den Vikar in Enzweihingen aufgesucht und ihn nun nach einer Andeutung, die er im Pfarrhaus erhalten, glücklicherweise bei uns gefunden habe. Denn der Gedanke, daß sein Freund um seinetwillen in Unannehmlichkeiten verwickelt werden könnte, habe ihm in der letzten Zeit Tag und Nacht keine Ruhe mehr gelassen.

Der Vikar sah das Geld an, das vor ihm auf dem Tisch lag, und fragte: „Eduard, kann ichs auch mit gutem Gewissen annehmen?“

„Sei doch nicht närrisch, Heinrich!“ entgegnete der Fremdling mit einem leichten Anflug der Pfälzer Mundart, „mit zweiundzwanzig Gulden hast Du die Güte, mir meine Uhr wieder einzulösen, und das andere hast Du baar für mich ausgelegt. Im übrigen weißt Du ja,

zwei Freunde wie wir theilen alles brüderlich mit einander. Wenn Du mehr brauchst, wirst Du nicht zu stolz sein, etwas von mir anzunehmen, nachdem ich Deine Freundschaft über Gebühr in Anspruch genommen habe." Bei diesen Worte legte er seine Börse auf den Tisch.

„Warum hast Du in den letzten Wochen gar nichts von Dir hören lassen und wie kommst Du auf einmal zu dem vielen Geld?" fragte der Vikar.

Der Fremdling lachte hell auf, und dabei nahm sein Auge einen unheimlichen Ausdruck an. „Ei Du liebe Unschuld," rief er, „das kümmert Dich auch noch? Wie Dein Freund aus einem armen Schlucker plötzlich wieder ein reicher Mann geworden ist? Weißt Du's denn nicht: ‚Das Glück auf einer Kugel steht und wunderlich regiert.'" Dabei machte er mit dem abwärts gerichteten Zeigefinger ein paar schnelle kreisförmige Bewegungen in der Luft.

Was er eigentlich damit sagen wollte, habe ich erst später verstanden, als ich einmal in Baden-Baden die Kugel auf dem grünen Spieltisch rollen sah.

Der Vikar aber hatte sogleich den Sinn seiner Worte gefaßt. „Eduard, spiele nicht mehr!" sagte er ernst und wehmüthig. „Das ziemt einem Republikaner nicht. Das Erste, was wir in unserem Freistaat abschaffen wollen, soll die Spielhölle sein."

„Ei, da kommt die Reihe doch vorher noch an einiges andere!" lachte der Fremdling. „Indessen dieses Geld darfst Du ruhig einstecken, es ist kein Höllengeld. Es kommt von einem frommen Mann, meinem geistlichen

Kurfürsten, also von einem Herrn Amtsbruder, er hat mir vor wenigen Tagen meine rückständige Besoldung ausbezahlt. — Sieh, hier ist ja die Bischofsmütze und der Krummstab," setzte er bei, indem er eines der Geldstücke umwendete.

Der Vikar strich das Geld zusammen und sagte kurz und nachdrücklich: „Ich will mich auf Dein Wort verlassen, wie ich mich in Allem auf Dich verlasse. — Nun ists aber Zeit," fuhr er fort, „daß ich Dich diesen guten Leuten vorstelle, und ich weiß nicht, ob —"

„Ob Du meinen ehrlichen Namen nennen darfst? Warum denn nicht? Titel und Rang, worauf Ihr Schwaben so viel haltet, hab ich freilich nicht mehr, das Alles ist, als unser geistliches Kurfürstenthum vor etlichen Jahren zusammenbrach, den Rhein hinabgeschwommen."

„Nun also," nahm der Vikar das Wort, „mein Freund ist der Bürger Eduard Monnier, ein Schweizer, also ein geborener Republikaner, und den großen Freistaat über dem großen Meer drüben hat er auch schon gesehen. Früher stand er in den Diensten eines geistlichen Fürsten am Rhein, jetzt dient er der Sache der Freiheit, er ist Mitglied des Konventes zu Maynz. — Hier diese wackeren Leute," wandte er sich an den Fremdling, „kennst Du bereits, ich habe Dir in Worms von ihnen erzählt, den Bürger Müller und die Frau Müllerin und Mademoiselle Regine."

„Ja," fiel der Fremdling ein, „und wenn es nach dem Kopf Eduard Monniers gienge, so sollte der Vikar von Enzweihingen längst Professor an der Hochschule zu

Maynz sein, anstatt sich im Schwabenland nach den Launen der Stuttgarter Herren von einem Dörflein zum andern schieben zu lassen. Das goldene Maynz ist eine schöne Stadt, Mademoiselle Regine — Sie haben einen stolzen Namen, er bedeutet ‚Königin‘ — aber wenn wir auch für Könige und Königinnen keinen Platz haben in unsrem Freistaat, als wackere Bürgerin sollten Sie uns willkommen sein.“

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt,“ fuhr ich heraus. Dann kam mirs vor, ich habe etwas Ungeschicktes gesagt, und erröthend lief ich aus dem Nebenstübchen. „Setzen Sie dem Mädchen keine Flausen in den Kopf!“ hörte ich meinen Vater sagen, während ich wegeilte.

Ich machte mir in der Küche zu schaffen und kam erst beim Abendessen wieder zum Vorschein. Mein Vater hatte inzwischen von seinem besten Wein auftragen lassen, und der Fremdling sprach ihm ordentlich zu, während der Vikar damals einen Widerwillen gegen den Wein hatte, weil er ihm Fieber mache. Die Männer waren im Gespräch recht warm geworden. Meinem Vater schien der Fremdling zu gefallen, und er lud ihn ein, er solle bis zum andern Tage, bis seine Uhr eingelöst sei, unser Gast sein. Das lehnte er höflich ab, er habe sein Roß im Gasthof eingestellt.

Meiner Mutter und mir war das recht, wir konnten kein rechtes Vertrauen zu dem Mann gewinnen, wiewohl wir es gern hörten, daß er sich während des Abendessens in Lobsprüchen über unsern Hausfreund ergieng.

„Sie wissen gar nicht,“ sagte er, indem er den Vikar

bei der Hand nahm, „welch trefflichen und gelehrten Mann Sie an Heinrich besitzen. Eben darum muß er die Welt sehen und darf nicht in den kleinlichen engen Verhältnissen eines deutschen Kleinstaats verkümmern.“

„Ei was, lassen Sie uns nur unsern Vikar,“ brummte mein Vater, „wir können hierzuland auch etwas Ordentliches brauchen.“

Der Vikar aber sagte, sein Ehrgeiz sei nicht höher gerichtet, als irgendwo in einem freundlichen Dörfchen seinen Pfarrkindern ein treuer Seelsorger zu werden, der für ihr leibliches und geistliches Wohl redlich sorge und Wahrheit, Recht und Tugend in seiner Gemeinde pflanze. Er sei zwar unter seinen Altersgenossen im Tübinger Stift seinerzeit der erste gewesen, und schon mancher habe es seitdem erfahren, daß man ihn in der Wissenschaft oder in Sachen des gemeinen Lebens nicht so leicht über den Stumpen führe, doch er wolle nicht hoch hinaus. Wenn er aber vorher noch ein paar Jahre im Ausland zubringen, wenn er namentlich das herrliche Frankreich sehen könnte, so wäre ihm ein großer Wunsch erfüllt.

Auch auf den Oberzoller in Vaihingen kam das Gespräch noch einigemale, und dabei stellte es sich heraus, daß der Vikar, um für seinen Freund den Zins pünktlich bezahlen zu können, seinen blauen Rock und seinen Stockdegen in Stuttgart verkauft habe. Der Fremdling schien über ein solches Opfer der Freundschaft ganz zerknirscht zu sein und versprach, in Stuttgart sein Möglichstes zu thun, um beides wieder zurückzukaufen.

„Ei was," sagte der Vikar, „um den blauen Rock ists nicht schade, er hat so wie so die Farbe nicht gehalten, wenn Du aber meines Stockdegens wieder habhaft werden kannst, so thust Du mir einen Gefallen."

Er war ein großer Liebhaber von Waffen. Damals trug er einen flaschengrünen Rock, schwarze Kleidung pflegte er nur am Sonntag, oder, wenn er sonst von Amtswegen mußte, anzulegen.

Als mein Vater sagte, für zwei Karolin einen Gulden wöchentlich Zins nehmen, heiße doch ganz unverschämt wuchern, entgegnete der Fremdling hastig: „Lassen Sie nur dem Herrn Oberzoller seinen Zins, geben Sie Acht, ich nehme ihm das Kapital fünfzigfach ab."

Die andern hielten das für einen Scherz, ich aber sah den Mann von der Seite an und dachte: Du wärsts im Stande! — Ich habe diese Worte nicht vergessen, und sie sind mir später wichtig geworden.

Man forderte mich auf, ein Lied auf dem Klavier zu spielen. Wie wir Deutschen nun gewöhnlich, wenn wir vergnügt bei einander sind, irgend etwas Trauriges oder Wehmüthiges zum Singen wählen, so verfiel ich damals, obwohl es mir eigentlich weh ums Herz war, auf Schillers „Lied an die Freude." Der Vikar und der Fremdling begleiteten meinen Gesang. Der letztere hatte eine sehr volle schöne Baßstimme. Als wir an den Vers kamen, wo es heißt: „Unser Schuldbuch sei vernichtet, ausgesöhnt die ganze Welt!" rief der Vikar munter: „Nun, wir wollen auch den Oberzoller in diesen Generalpardon

einschließen! Allen Sündern soll vergeben und die Hölle nicht mehr sein. Aber auch die Spielhölle nicht mehr, Eduard," setzte er ernster hinzu.

Es war später Abend geworden, als mein Vater und der Vikar den Fremden in den Gasthof begleiteten, wo er eingestellt hatte. Meine Mutter und ich hatten nun Gelegenheit, unsere Gedanken über den Mann auszutauschen. Längere Zeit wollte keins von uns beiden mit der Sprache heraus. Endlich sagte ich: „Mir wäre lieber, dieser Herr Monnier hätte die Schwelle unsres Hauses nie überschritten. Der Vikar gibt sich viel zu sehr unter ihn hinunter, Du wirst sehen, er bringt ihn ins Unglück."

„Ganz wohl ists einem nicht in seiner Nähe," erwiderte meine Mutter, „aber man muß von seinem Nebenmenschen immer das Beste denken, solang man nichts Schlechtes von ihm gewiß weiß."

Am andern Morgen schickte der Vikar einen zuverlässigen Boten nach Vaihingen und ließ die Uhr seines Freundes einlösen. Er wollte mit dem Herrn Kammerrath, obwohl er ihn in den Generalpardon eingeschlossen hatte, nicht Aug in Auge verhandeln, und die Weibsperson, die bis dahin die Sache vermittelt hatte, widerte ihn vollends an. Er brachte die Uhr dann selbst nach Eberdingen heraus, und gegen Mittag ritt Herr Monnier, nachdem er sich sehr höflich in unsrem Hause verabschiedet hatte, weiter nach Stuttgart.

Als der Winter zu Ende war, dachten wir wenig

mehr an den ganzen Handel. Ein prächtiger Frühling zog im Enzthal und im Strudelbachthal ein. In der Welt wars nach einigen harten Kriegsjahren gerade damals etwas ruhiger geworden. Im Herbst vorher hatten Oesterreich und Frankreich Frieden geschlossen. Vom neuen Preußenkönig hieß es, er wolle sich nicht mehr in Welthändel mischen. Und von unserem Herzog hofften die Landstände, er werde sich, um das durch den Krieg hart mitgenommene Ländchen zu schonen, ebenfalls allen kriegerischen Unternehmungen fern halten. Napoleon Bonaparte unternahm seinen Kriegszug nach Aegypten, und man sah das als ein gutes Zeichen an, weil man meinte, Frankreich werde nun seine nächsten Nachbarn in Ruhe lassen. Der Vikar, dessen Bewunderung für Napoleon mit jedem Tage stieg, war damals mit seinen Gedanken mehr am Nil und bei den Pyramiden als in Eberdingen oder an der Enz. Nicht weit von uns, im Badischen drüben, in Rastadt, waren die Gesandten der großen Mächte, auch die Gesandten unserer deutschen Staaten beisammen, um, wie man sagte, „die Verhältnisse Europas zu ordnen." Eine Menge neugieriger Leute gieng nach Rastadt, um die hohen Herren mit ihren Sternen und Ordensbändern zu sehen. Auch der Vikar ritt einigemale auf dem Braunen meines Vaters hinüber und traf dort mit seinem Freund Monnier zusammen. Wir suchten nichts Arges dahinter, aber nachher erfuhren wir, er sei viel mit den französischen Gesandten, die später, als sie von Rastadt abreisten, nahe bei der Stadt durch österreichische Husaren ermordet wurden,

zusammengewesen, und das habe man in Stuttgart wohl gewußt.

Der Vikar kam damals seltener zu uns, wenn er kam, war er zerstreut, aufgeregt und oft wie im Fieber. Er habe viel zu thun, sagte er, und müsse wichtige Schriftstücke aus dem Französischen ins Deutsche übersetzen.

Ich blieb ruhig zu Haus und besorgte unser Gärtchen am Strudelbach, doch fieng ich damals an, die Zeitung zu lesen, mein Vater war der einzige Bürger in Eberdingen, der den „Schwäbischen Merkur“ hielt. So unerfahren ich auch in den Welthändeln war, so merkte ich doch soviel, daß die französischen Herren in Rastadt ein unverschämtes Spiel mit uns spielten, daß sich unsre kleinen Staaten mehr, als schön war, vor diesen neugebackenen Republikanern bückten, und daß wirs uns in unserer dummen Gutmüthigkeit gefallen ließen, wenn uns die Franzosen für die Stücke, die sie links am Rhein vom deutschen Reich abgerissen hatten, mit dem bezahlten, was schon vorher unser war, mit dem Besitz geistlicher Herren, mit reichsstädtischen Gebietstheilen und andern Länderfetzen. Mir stieg das Blut in die Wangen, wenn ich sah, wie damals mit Ländern geschachert wurde, und wie wir Deutschen auf den Schacherhandel eingiengen.

So konnte es natürlich nicht fehlen, daß der Vikar und ich manchmal hart aneinander geriethen, wenn ich die Franzosen Länderräuber schalt, er sie dagegen in Schutz nahm und von einer allgemeinen und untheilbaren Republik träumte. Und doch, je heftiger wir miteinander stritten,

um so deutlicher merkten wir beide, wie herzlich gut wir einander waren.

So saßen wir einmal, es war am Abend eines Hochsommertags, in unserem Gärtchen am Strudelbach. Mein Vater war in seine Wiesen hinabgegangen, wo seine Mähder zu mähen anfiengen; der Vikar, der sich gern mit Feldarbeiten beschäftigte, hatte ihm versprochen, ihm in den nächsten Tagen beim Heuumwenden zu helfen, denn das Geschäft drängte. Meine Mutter war zu einer kranken Verwandten ins Oberland gereist, und so lag die Leitung des Hauswesens, das in solchen Zeiten ziemlich weitläufig war, allein auf mir.

Wir saßen schweigend nebeneinander in der Laube. Ohne von einem Lüftlein bewegt zu werden, brannte die Kerze auf dem steinernen Tisch und beleuchtete die dunkelrothen Rosen, die durchs Grün der Laube blickten. Wir waren in Gedanken verloren und sahen den glänzenden Johanniskäferchen nach, die durchs Erlengebüsch irrten. Es war ringsum ganz still, nur von fern hörte man den Schnitt der Sensen im thauschweren Grase.

Endlich nahm der Vikar das Wort: „Regine, aus meiner Reise nach Frankreich scheint nun doch etwas zu werden. Warum soll ichs Ihnen länger verhehlen, was mich bisher abgehalten hat, diese Reise wirklich auszuführen? Das Geld hat mir gefehlt. Vermögen habe ich keines; was ich besaß, mußte auf meine Studienzeit verwendet werden. Meiner Mutter will ich nicht mehr zur Last fallen und meinem Stiefvater vollends nicht. Nun

werden meine edlen Maynzer Freunde ins Mittel treten und mir in höchst uneigennütziger Weise eine sehr beträchtliche Summe zur Verfügung stellen. Ich habe das hauptsächlich dem Betreiben Eduard Monniers zu verdanken, wahrscheinlich wird er mir selbst in den nächsten Tagen das Geld persönlich überbringen. Nachher stehe mir eine Stelle an der Maynzer Hochschule offen; doch — Regine, gebunden bin ich nicht."

„Dann bleibt mir nichts übrig, als Ihnen glückliche Reise zu wünschen," entgegnete ich äußerlich ganz ruhig, während sich mir alles Blut nach dem Herzen drängte.

„Weiter haben Sie kein Abschiedswort für mich?" fragte er, und als ich eine Weile schwieg, setzte er traurig hinzu: „Sie lassen mich also gern aus dem Schwabenland ziehen?"

„Nein, ich lasse Sie nicht gern unter die falschen fremden Leute gehen, Herr Vikar."

„Sie sehen Gespenster, Regine!"

„Und Sie rennen blindlings in Ihr Verderben, wenn Sie nach Frankreich gehen."

„In Maynz, in Frankreich schätzt man mich, würdigt man meine Gaben, hierzuland behandelt man mich wie —" er knirschte mit den Zähnen. — „Mein Pfarrer ist ein braver Mann, aber er tritt nicht für mich ein. Er will nicht einmal Klagen von mir hören. Und ich habe es nun, da ich vom Alter, wo die Schwaben anfangen gescheid zu werden, kein ganzes Jahrzehnt mehr entfernt bin, doch nachgerade satt — Pfarrgehilfe zu sein. Nein,

Regine, gestehen Sie's selbst, mein Vaterland hat schnöde gegen mich gehandelt."

„Ihr Benehmen ist eben auch danach gewesen. Auch Sie sind undankbar gegen Ihr Vaterland."

„So — gegen ein Land, in welchem man noch vor wenigen Jahren Stellen und Aemter kaufen konnte, wenn man wollte und — wenn man das Geld hatte — wie's kaum unter dem Papstthum gewesen ist, da es am schlimmsten war."

„Das ist anders gekommen und wird nie wieder so werden."

„Nun, es ist wahr, unser Herzog Friedrich II. hat die Zügel fest in der Hand und versteht keinen Spaß."

„Wollen Sie den Rath eines unerfahrenen Mädchens annehmen, Herr Vikar?" fragte ich nach einer Pause.

Er nickte.

„So reisen Sie selbst nach Stuttgart, gehen Sie zu Ihren Vorgesetzten, einige derselben sind Ihnen, wie Sie selbst sagen, wohl gesinnt; lernen Sie einmal bescheiden bitten" —

„Wird schwer halten, Regine," warf er ein.

„— und bitten sie um eine Anstellung als Pfarrer."

„Gut, ich will Ihnen folgen," sagte er, „wir haben gegenwärtig Schulvakanz, und übermorgen habe ich einen völlig freien Tag. Ich reite übermorgen nach Stuttgart und stoße die Thüren einiger Konsistorialräthe auf. Hört man mich, gut! Ist aber mein Ritt so vergeblich, wie es bisher meine Bittschriften waren, dann gute Nacht

Württemberg! Und dann Regine, wenn ich württembergischer Pfarrer oder Maynzer Philosophiedoktor bin, darf ich dann einmal kommen und Sie fragen: Ziehen Sie mit mir?“

„Sie dürfen es,“ entgegnete ich, „vorausgesetzt, daß meine Eltern Ja dazu sagen, und vorausgesetzt, daß Sie ein guter Schwabe und ein guter Deutscher bleiben. Wenn Sie ein Welscher werden, dann Herr Vikar — dann nicht!“

In diesem Augenblick löschte ein Nachtfalter, der um das Licht schwirrte, die Flamme aus. Ich tastete mit der Hand auf dem Tisch nach dem Schmetterling, der Vikar ergriff meine Hand und drückte einen Kuß darauf.

Ich beeilte mich, das Licht wieder anzuzünden, denn wir hörten den Vater durch den Garten kommen.

„Schönes Heuwetter, Herr Vikar!“ sagte mein Vater in die Laube tretend, „wenn morgen nichts dazwischen kommt, so ist das Gras übermorgen dürr, und Sie können gleich beim Aufladen helfen.“

„Ich würds herzlich gerne thun, aber wenn morgen nichts dazwischen kommt, so reite ich übermorgen nach Stuttgart und bitte um eine Pfarrei.“

„Eilts auf einmal so?“

„Ja, es eilt.“

„Wenn Sie mir übermorgen nicht im Heuet helfen, so bekommen Sie auch meinen Braunen nicht,“ sagte mein Vater; wir wußten nicht, ob es Scherz oder Ernst war.

„Nun dann hats auch noch andere Pferde. Gute

Nacht, Herr Müller!" sagte der Vikar etwas empfindlich. Und fort war er.

„Strudelkopf!" murmelte mein Vater vor sich hin.

In dieser Nacht schlief ich wenig. Ich schrieb meiner lieben Mutter einen langen Brief, ich schrieb ihr alles, was mein Herz erfüllte. Der Vikar sei jetzt auf dem rechten Weg, ein reifer Mann zu werden — und dann malte ich die Zukunft goldfarbig aus.

Aber es kam alles anders, es kam alles ganz anders.

4.

Die Sägmüllerin hielt mehrere Minuten in ihrer Erzählung inne, ihre Finger spielten mit einer abgebrochenen Syringenblüte.

„Aber Tante?" — fragte endlich Agathe.

„Was denn?" entgegnete Frau Regine.

„Ich würde gern die Fortsetzung der Geschichte hören."

„Heute nicht mehr, Agathe, ich meine, es ist ein wenig kühl geworden. Wir wollen ins Haus gehen und das Abendessen zurichten."

Sie stund auf und gieng in den Gartenwegen auf und ab.

„Aber sag mir einmal," fieng Agathe wieder an, „wie kams denn, daß in Vaihingen ein Zollamt war?"

„Vaihingen," erwiderte Frau Regine, „war ein Grenzstädtchen gegen das markgräflich Badische, und die Grenze war damals gegen allerlei Waaren gesperrt. Deßhalb war dort ein Zollamt."

„Und über ein solch wichtiges Amt war ein Mann wie jener Kammerrath gesetzt? Und das war in der guten alten Zeit?“ Das Mädchen fragte so nicht ohne eine gewisse gutmüthige Schadenfreude, denn die Tante war im Lob der früheren Zeiten hie und da etwas verschwenderisch.

„Nun ja!“ entgegnete Frau Regine, „so ganz glatt und eben war auch damals nicht alles. Aber dafür hat es vor Zeiten auch vortreffliche Menschen gegeben, die für einander und selbst für einen bloß vermeintlichen Freund ein großes Opfer zu bringen im Stand waren. Und das beweist eben die Geschichte des Vikars von Enzweihingen.“

„Deßhalb möchte ich die Geschichte heute Nachmittag vollends hören. Mit dem Zurichten des Abendessens hats noch ein paar Stunden Verzug, und kühl ists gerade auch nicht, aber ich will Dir geschwind ein Umschlagtuch holen.“

Ehe Frau Regine etwas erwidern konnte, war das Mädchen durch den Garten ins Haus geeilt. Sie setzte sich wieder unter den Syringenbusch und blätterte in dem vergilbten Büchlein. Manchmal flog ein Lächeln, öfter ein Schatten wehmüthigen Ernstes über ihr Antlitz, nicht selten schüttelte sie unwillig den Kopf. Agathe kehrte mit dem Tuche zurück, und Frau Regine fuhr in ihrer Erzählung fort:

Ich will das, was jetzt folgt, genau so berichten, wie ich es von andern Leuten erfahren habe, und will nicht im Geringsten meine eigenen Meinungen und Vermuthungen einmischen. Ich wollte, der Vikar hätte es

in diesem Büchlein, in welchem er selbst die Sache beschrieben hat, so wie ers ansah, auch so gehalten. Es ist besser, Du läßt das Büchlein ungelesen, Agathe. Gewiß weiß ein kurzsichtiger Mensch das Verborgene doch nicht, und das Sprichwort: ‚Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen!‘ ist in dieser traurigen räthselhaften Sache bis jetzt noch nicht wahr geworden.

Also am Nachmittag des andern Tages kam der Vikar wieder zu uns. Er war recht munter und aufgeräumt, und ich sah mit Vergnügen, er hatte es meinem Vater nicht ernstlich übel genommen, daß ihm dieser den Braunen abgeschlagen. Er erzählte meinem Vater, die Tage des „Prinz Carl“ als Oberzollers werden gezählt sein. Er habe zuverlässige Nachrichten aus Stuttgart, daß die Klagen der Frachtfuhrleute, die der Herr Kammerrath geplagt und übervortheilt habe, nun bis zum Herzog gedrungen seien, und daß Friedrich II., noch ehe er in den nächsten Tagen in ein Bad reise, die Absetzung des Oberzollbeamten von Vaihingen unterzeichnen werde. „Freilich,“ fuhr er fort, „ich weiß aus derselben zuverlässigen Quelle, daß der Herr Kammerrath alles, was er Ungünstiges und Verdächtiges von mir zu wissen meint, getreulich an die Aristokraten in Stuttgart berichtet hat. Es ist dort kein Geheimniß mehr, daß ich in der letzten Zeit zwei- oder dreimal in Rastadt gewesen bin, daß ich gewisse Schriftstücke aus dem Französischen übersetzt und hiefür eine mäßige Belohnung angenommen habe. Ja, es ist sogar bekannt, daß ich vorigen Sommer in Worms am Gründungs-

festtage der Franken-Republik eine Rede über die Vortheile der republikanischen Regierungsverfassung gehalten habe. Das bekümmert mich übrigens so wenig, daß ich diese Rede jetzt gerade drucken lasse. Ich habe darin nicht viel mehr gesagt, als was in den Schriften der alten Griechen und Römer, die wir schon in der Klosterschule von Amtswegen gelesen haben, auch steht. Ob ich freilich unter diesen Umständen morgen in Stuttgart besonders freundlich empfangen werde, das bezweifle ich stark."

„Seien Sie auf der Hut," entgegnete mein Vater, „wenn Sie nun doch nach Stuttgart reiten, und was meinen Braunen betrifft, so können Sie ihn wie immer reiten, Sie werden hoffentlich meine Worte von gestern Abend nicht für Ernst genommen haben."

„Ich habe bereits den Fuchsen des Ochsenwirths von Vaihingen auf morgen bestellt," erwiderte der Vikar. „Ich will schon morgen Abend in Stuttgart sein, um dann übermorgen den ganzen Tag zur Besorgung meiner Geschäfte frei zu haben. Ich reite dießmal auch nicht auf der langweiligen Poststraße, sondern will mir einen kurzweiligeren und weniger staubigen Weg aussuchen."

Mein Vater wurde durch ein dringendes Geschäft abgerufen, das ihn bis gegen Abend vom Haus fern hielt. Wir waren allein.

„Regine," begann der Vikar, „ich bringe noch eine andre Neuigkeit, die mich auch nach Stuttgart treibt. Freund Monnier ist wieder im Land!"

„Weiter nichts?" entgegnete ich äußerlich ganz gleich-

giltig, vielleicht in etwas verächtlichem Ton. In Wahrheit war, als ich den Namen Monnier hörte, ein Schreck in mich gefahren.

„Wenn Ihnen mein Freund Monnier gleichgiltig oder widerwärtig ist,“ versetzte er, „so werde ich dafür sorgen, daß er Ihnen, wenn wir miteinander von Stuttgart zurückreiten, gar nicht unter die Augen kommt. Sagen Sie übrigens nichts Beleidigendes gegen ihn, er ist mein Freund. Lesen Sie einmal diesen Brief!“

Der Brief lautete ungefähr folgendermaßen. Er war in einer außerordentlich schönen und geläufigen Handschrift geschrieben und ich habe ihn, von den verzwickten Fremdwörtern, deren sich Monnier bediente, abgesehen, noch ziemlich wohl im Gedächtniß.

„Mein Lieber!

Seit etlichen Tagen bin ich in Stuttgart und bin im „König von England“ zu erfragen. Deines blauen Rocks und Deines Stockdegens bin ich nach mancherlei Irrfahrten endlich habhaft geworden. Hole beides bald hier ab! — Daß es dem Oberzoller an den Hals geht, ist mir keine Neuigkeit mehr. Hier spricht man an den Wirthshaustafeln von der Sache. Möge es jedem Schurken so gehen, der einen Mann wie Dich anzuschwärzen und zu verleumden wagt! Du wirst vielleicht später einmal erfahren, in wie weit ich beim Fall des Herrn Kammeraths die Hand im Spiel hatte.

Ich gedenke übrigens, noch einen Hauptstreich auszuführen, wie im Schwabenland schon lang keiner mehr

vorgekommen ist. Komme daher, wenn es Dir irgend möglich ist, am 28. in aller Frühe oder noch besser am Abend des 27. hieher, Deine altbackenen Begriffe von spießbürgerlicher Ehrenhaftigkeit wirst Du freilich zu Haus lassen müssen. Denke daran, daß die neue Zeit kühne Männer fordert, und denke daran, was wir in Mannheim über Karl Moor gesprochen haben, nachdem wir dort der Aufführung der „Räuber“ angewohnt hatten. — Das Geld für Deine Reise nach Franken wirst Du wahrscheinlich hier bereit finden. Mache Dich so weit von Allem in Schwaben los, daß Du jede Stunde über die Grenze gehen kannst. Alles weitere mündlich, es grüßen Dich alle Patrioten.

Noch eins: Schicke mir, wenn Du nicht kommen kannst, unverzüglich eine so genaue Beschreibung des Herrn Kammerraths, daß wir ihn nöthigenfalls augenblicklich steckbrieflich verfolgen lassen können. Von ganzem Herzen

Dein Monnier.

Nachschrift: setze in dem beiliegenden Zettel die Entfernungen ein und bringe den Zettel hieher!

Erst durch diese Nachschrift wurde ich auf einen Zettel aufmerksam, der vor mir auf dem Tisch lag. Er enthielt das Verzeichniß derjenigen Ortschaften, die an der Landstraße von Stuttgart nach Vaihingen liegen.

„Das ist ja Ihre Handschrift?“ fragte ich den Vikar, indem ich ihm den Zettel hinhielt.

„Nein, das hat Monnier geschrieben, nur die Zahlen

sind von mir eingesetzt. Er versteht es allerdings ausgezeichnet, meine Hand nachzuahmen, und hat sich schon einigemale diesen Spaß gemacht. Er war früherhin Schreiber, Sie sehen, daß er in Gedanken immer mit mir beschäftigt ist."

„Und Sie haben ihm die Beschreibung des Kammeraths geschickt?"

„Ja, für alle Fälle habe ich sie heute morgen dem Vaihinger Stadtboten mit nach Stuttgart gegeben."

„Wozu, glauben Sie, daß Monnier diese Beschreibung benützen will, und was stellen Sie sich unter dem Hauptstreich vor, von dem er Ihnen schreibt?"

„Das kümmert mich im ganzen sehr wenig. Ich werd' es ja morgen schon erfahren."

Ich schüttelte den Kopf und sagte mit Nachdruck: „Ihr Herr Monnier ist entweder ein überspannter Narr oder —"

„Oder?" fragte der Vikar.

„Oder er ist ein schlechter Mensch!" fuhr ich heraus.

„Ich bitte Sie, Regine, etwas Derartiges nicht zum zweitenmal zu sagen!" rief der Vikar gereizt. „Hier meine Hand darauf, daß mein Freund ihnen nicht unter die Augen tritt, bis Sie eine bessere Meinung von ihm haben."

Er reichte mir die Hand und schied mit kaltem Gruß. Am Abend fragte mich mein Vater, warum ich verweinte Augen habe? Ich erwiderte, ich habe Heimweh nach der Mutter, und ich hatte damit zwar nicht die volle Wahrheit, doch auch nicht eine Unwahrheit gesagt.

In selbiger Nacht hatte ich einen halb lächerlichen, halb schreckhaften Traum. Der Vikar saß wieder bei uns im Nebenstübchen, und Monnier stand neben ihm am Tische. Wiederum lagen aufgezählte Geldstücke zwischen den beiden, und der Vikar fragte traurig: „Kann ichs auch mit gutem Gewissen annehmen?" Da nahm Monnier zwei Geldstücke und drückte sie ihm tief in die Augenhöhlungen. Der Vikar rief lachend: „Ich habe noch nie eine Brille getragen." So lief er aus dem Zimmer durch unsern Garten, und anstatt des Strudelbachs floß an unsrem Garten vorbei ein gewaltiger Strom mit schäumenden Wogen. Ueber dem Strom lag eine prächtige Stadt mit vielen Thürmen, aus dem Häusermeer ragte eine gewaltige Kuppel — der Vikar hatte mir kurz zuvor ein Bild von Mainz gezeigt. Der Vikar lief gerade auf den Strom zu, und ich eilte hinter ihm her, aber die Kräfte versagten mir. Ich wollte rufen: „dort ist keine Brücke, Du bist ja blind." Aber im nämlichen Augenblick hatten ihn die Wellen des Stromes verschlungen. Ich erwachte an einem Donnerschlag. Im Nebenzimmer hörte ich meinen Vater hin- und hergehen, er rettete meine Nelkenstöcke vom Fensterbrett ins Zimmer vor der Wuth des Gewittersturmes.

Beim Frühstück seufzte er, das Heu werde nun doppelte Arbeit machen. Mir war die Erfrischung der Luft und die Feuchtigkeit, die der Regen gebracht hatte, erwünscht für die Gartenarbeit. Bald schien die Sonne wieder glühend heiß. Mittags aber drohte ein neues Gewitter. So waren alle Hausbewohner auf der Wiese beschäftigt, ich war allein

daheim mit einem alten Knechte. Meine Gedanken begleiteten den Vikar auf seinem Weg nach Stuttgart, während ich im Garten Unkraut jätete. Als ich mich einmal emporrichtete, stand wie aus der Erde gewachsen — Monnier vor mir.

„Ah, Mademoiselle Regine," rief er, „schön, daß ich Sie endlich treffe, entschuldigen Sie — das Haus war verschlossen, der Garten stand offen, und einen Menschen, der mich hätte anmelden können, sah ich weit und breit nicht. Heinrich wird wohl hier sein? In Enzweihingen traf ich ihn nicht."

„Der Herr Vikar ist nach Stuttgart geritten, um mit Ihnen zusammenzutreffen," entgegnete ich ruhig.

„Da müßt ich ihm doch begegnet sein, denn ich komme eben von Stuttgart her."

„Auf welchem Wege?"

„Auf der gewöhnlichen Landstraße. Bis zum neuen Wirthshaus bin ich geritten, da verletzte sich mein Pferd am Fuß, so daß es nicht mehr weiter konnte. Ein anderes Pferd konnte ich nicht haben, und so legte ich die übrige Strecke des Wegs nach Enzweihingen und hieher zu Fuß zurück. Denn es ist mir alles daran gelegen, daß ich meinen Freund heute Abend noch spreche."

„Ah, nun fällt mir ein, daß der Herr Vikar den kürzeren Weg durchs Strohgäu geritten ist. Gleich nach Mittag ist er abgereist."

Monnier zog die vom Vikar eingelöste Uhr. „Sechs!" sagte er, „da ist er wohl nicht mehr weit entfernt von Stuttgart?"

„Er wird ohne Zweifel dort sein.“

Monnier biß sich auf die Unterlippe und murmelte: „Schlimm, sehr schlimm!“

Nun sah ich erst, wie erhitzt und bestaubt der Mann war. Ich dachte im Stillen, er sei am Ende doch ein treuer Freund des Vikars und that ihm innerlich Abbitte. Vor allem sorgte ich für eine Erfrischung. Aber er wollte weder essen noch trinken, sondern bat mich dringend, ich möchte ihm ein Pferd besorgen, wenn er nicht heute Abend noch, spätestens morgen früh den Vikar spreche, so stehe für ihn alles auf dem Spiel. Auf meine weiteren Fragen, bei denen ich, so gut es gieng, meine Erregung zu verbergen suchte, gab er mir ausweichende Antworten. „Ein Pferd,“ sagte er, „ein Königreich für ein Pferd!“

Meines Vaters Braunen, der im Stall stand, weil er nie zur Feldarbeit benützt wurde, für den Fremdling satteln zu lassen, widerstrebte mir. Ich schickte daher den alten Knecht zu etlichen Nachbarn, aber nirgends war ein Pferd zu haben. So blieb mir keine andere Wahl: ich überließ dem Fremdling den Braunen, den mein Vater anfänglich dem Vikar abgeschlagen hatte. Meines Vaters Einwilligung einzuholen, dazu war keine Zeit mehr. Dem Knecht legte ich Stillschweigen auf, und Monnier versprach, das Pferd am andern Tag uns zustellen zu lassen.

Das Gewitter hatte sich inzwischen zusammengezogen, und schon fielen die ersten Tropfen, als Monnier aus unsrem Hof ritt. Eine Viertelstunde später brachte mein Vater die Heuwagen in die Scheune. Unglücklicherweise gieng

er noch durch die Ställe und bemerkte, daß das Reitpferd fehlte.

Als er mich darnach fragte, sagte ich, der Vikar habe es gleich nach Tisch doch holen lassen, worauf mein Vater erwiderte, es freue ihn, daß der Vikar nicht empfindlich sei.

Das war eine ebenso feige als dumme Lüge von mir — laß Dir nie einreden, Agathe, daß Nothlügen zu entschuldigen seien! Und diese Lüge sollte sich bitter rächen.

5.

In der Krone zu Vaihingen wuchs damals ein Kind auf — es ist jetzt die Engelwirthin in Föhrenberg. Der Kammerrath wohnte in der Krone, hatte aber den Betrieb der Wirthschaft seit langen Jahren einem Pächter übergeben. Das Kind hatte der Kammerrath, der sein Leben lang ledig geblieben ist, einmal von einer Reise mitheimgebracht und vertrat Vaterstelle an ihm, wobei er ein gutmüthiges Herz zeigte, das manche Leute dem Zollbeamten nicht zugetraut hatten.

Dieses Kind überbrachte am Abend desselbigen Tages seinem Pflegvater einen seltsamen Brief. Woher das Kind den Brief hatte, ist bis heute nicht aufgeklärt worden. Anfangs nahm man an, der Vaihinger Stadtbote, der zwischen sieben und acht Uhr Abends von Stuttgart zurückkehrt, habe ihn von dort mitgebracht. Der Stadtbote aber versicherte hernach, er wisse nichts von dem Brief, vielleicht

weil er es nicht Wort haben wollte, daß er das große schwarzgesiegelte und als „pressante Herrschaftssache" bezeichnete Schreiben einem vierjährigen Kind zur Ablieferung übergeben habe.

Der Kammerrath fragte damals nicht, aus wessen Hand der Brief komme. Er war, wie sein Vater später dem meinigen sagte, den ganzen Tag umher gelaufen wie ein Mann ohne Kopf. Denn das Gerücht, daß der Herzog ihn seines Amtes entsetzen werde, war auch zu ihm gedrungen, und er hatte allen Grund anzunehmen, daß es kein leeres Gerücht sei. Nun wollte er es noch einmal versuchen, ob er bei einflußreichen Gönnern in der Hauptstadt nicht doch noch etwas mit Geld ausrichten könne. Er hatte deßhalb schon um Mittag einen alten aber immerhin noch rüstigen Vaihinger Invaliden, den man den Korporal nannte, bestellt, daß er ihm Geld nach Stuttgart trage. Den Nachmittag über war er da und dorthin gegangen, um Ausstände einzuziehen. So kam er Abends erschöpft, nachdem er einige hundert Gulden zusammengerafft hatte, heim und erhielt den Brief. Er war vom Geheimenrath, dem Grafen Zeppelin, einem Ehrenmann, der damals des Herzogs rechte Hand war und leider jung hat sterben müssen, sowie vom Herzog eigenhändig unterzeichnet und lautete etwa dahin:

Friedrich II., diesmal noch zur Nachsicht geneigt, stelle es dem Kammerrath frei, ob er an eine Industrieschule die Summe von Elfhundert Gulden bezahlen oder aber in seinem Prozeß der Gerechtigkeit den Lauf lassen wolle, in

welch letzterem Fall ihm freilich Amtsentsetzung und Festungsstrafe bevorstehen dürften. Uebrigens solle er sich den Fall zur Warnung dienen lassen und künftig den treuen Diener und Verwalter der herrschaftlichen Gefälle machen. Die angesetzte Summe habe er persönlich nach Stuttgart zu überbringen und zwar sofort am andern Tage, weil der Herzog ins Wildbad reise. Zunächst solle er im Löwen zu Schwieberdingen, einem Dorf, in dessen Nähe Graf Zeppelin ein Gut besaß, einkehren, und, wenn ihm dort kein weiterer Befehl zukomme, ein Viertel nach zehn Uhr seinen Weg nach Stuttgart fortsetzen. Wenn ihm dann ein Bedienter des Grafen begegne und ihm eine näher bezeichnete Kokarde und eine von Friedrich und Zeppelin eigenhändig unterzeichnete Quittung übergebe, so solle er diesem Bedienten augenblicklich das Geld abliefern und mit Vermeidung alles Aufsehens nach Hause zurückkehren.

Dem Kammerrath fiel eine Zentnerlast vom Herzen, nachdem er diesen Brief gelesen hatte. Hundert Karolin bezahlen, dünkte ihm zwar keine Kleinigkeit, er hatte, obwohl er sich vorgesehen und obwohl er ein reicher Mann war, doch nicht so viel bar daliegen. Indessen überwand er sich und entlehnte von seinem Vater, der ihm schon manchmal aus der Noth geholfen hatte, das, was ihm fehlte, ohne jedoch seinen Vater näher in die Sache einzuweihen.

Gold war in Vaihingen nicht zu haben, und so wars ein stattlicher, in Wachstuch eingeschnürter Pack, den

am andern Morgen der Korporal, von dem reitenden, wohlbewaffneten Kammerrath begleitet, aus Vaihingens Thoren trug. Den Korporal nahm der Kammerrath mit, theils weil es ihm unbequem war, das viele Geld mit aufs Pferd zu nehmen, theils weil er den Mann schon bestellt hatte, theils weil er bei einer etwaigen Uebergabe des Geldes an einen Bedienten einen unverdächtigen Zeugen haben wollte.

In Schwieberdingen machte er der ihm zugekommenen Weisung gemäß Halt, da sich jedoch kein Bote des Grafen zeigte, ritt er zur bestimmten Zeit, wohl auch etwas früher, fürbaß.

Zum Glück für den armen Korporal, der sich nicht vorgestellt hatte, wie schwer elfhundert Gulden in Silber zu tragen seien, war bis dahin der Himmel bewölkt und der Morgen kühl gewesen. Die steigende Sonne aber zehrte die Wolken auf, dem Korporal erlahmte der Arm und der Schweiß troff von seiner Stirn. So blieb er endlich eine Strecke Wegs hinter dem Kammerrath zurück, der ungeduldig bald voran bald rückwärts trabte.

Sie waren kaum mehr zwei Stunden von Stuttgart entfernt, und dem Kammerrath wäre es höchst mißlich gewesen, wenn er mit seinem Lastträger schließlich hätte in die Hauptstadt einziehen müssen, wo er wohlbekannt war, und wo man, wie er voraussetzte, mit Fingern auf ihn deuten würde. Zudem war der Korporal aufs äußerste ermattet und konnte kaum mehr folgen.

Da endlich, an der Stelle, wo die von Vaihingen

nach Cannstatt führende Straße die Ludwigsburg-Stuttgarter schneidet, sprengte von Stuttgart kommend ein Reiter des Wegs daher. Es war ein Mann von mittlerer Größe und starker Postur auf einem braunen Pferd, den Hut hatte er tief in die Stirn gedrückt, Kinn und Wangen hatte er mit einem weißen Tuch umschlungen. Aus einer Wunde zwischen linker Wange und Nase rann ihm Blut, was sein Antlitz vollends entstellte. Er ritt in den Schatten eines alten Birnbaums und herrschte schon von weitem den Kammerrath barsch an:

„Ist Er der Oberzoller von Vaihingen?"

Der Kammerrath zog höflich den Hut ab und wollte sich in die Nähe des Reiters verfügen, wurde aber von diesem herrisch zurückgewiesen: „Dort bleibt Er stehen und sagt mir zuerst, ob Er wirklich der Mann ist, mit dem ich hier zusammentreffen soll."

Der Kammerrath war sonst nicht gewöhnt, in diesem Ton mit sich reden zu lassen, hielt es übrigens in diesem Fall für das Gerathenste, höflich zu bleiben, und antwortete, da er nicht wußte, ob er einen „Hohen" oder einen „Niederen" vor sich habe, unterwürfig: „Euer Gnaden zu dienen bin ich allerdings der Oberzollbeamte von Vaihingen und habe, herzoglichem Befehl gemäß, Euer Gnaden etwas Wichtiges zu übergeben."

„Dann sput Er sich," tönte es unter dem Birnbaum hervor, „daß Er das Geld herschafft! Ists nicht genug, daß ich mir um Seinetwillen durch Eilritt einen Sturz vom Pferd und eine Wunde im Gesicht beigebracht habe?

Wenn Er nicht ein saumseliger Mensch wäre, der herzogliche Befehle schlecht beachtet, könnte Er Seine Sachen längst ins Reine gebracht haben!"

Der Kammerrath erlaubte sich noch zu bemerken, daß er sich streng an die ihm zugekommenen Weisungen gehalten habe, und sah sich jetzt nach dem Korporal um, der sich ermüdet neben einen Steinschläger an den Wegrain gesetzt hatte. Da sich der alte Mann nur mit Mühe aufrichtete, riß er ihm ungeduldig den Geldpack aus der Hand, übergab ihn dem jugendlichen Steinschläger und forderte ihn auf, den Pack dem Herrn unter dem Birnbaum zu überbringen.

Inzwischen hatte der Reiter eine Kokarde von seinem Hut genommen und die Quittung aus der Tasche gezogen, übergab beides dem Steinschläger und nahm von ihm den Pack in Empfang. Der Kammerrath prüfte die Kokarde sowie die Quittung und fand beides in Richtigkeit, während der Reiter den Geldpack verächtlich in der Hand wog und ausrief: „Mit dieser Kegelkugel soll ich mich also den ganzen langen Weg schleppen!" Dann fügte er an den Steinschläger gewendet bei: „Guter Freund, könnte Er mir das Ding nicht eine Strecke weit auf der Straße gen Ludwigsburg tragen?" Der Steinschläger erwiderte, das treffe sich ganz geschickt, er gehe so wie so nach Zuffenhausen zum Mittagessen.

Nun rief noch der Reiter dem Kammerrath zu: „Er wird wissen, daß Er sich ohne alles Weitere und mit Vermeidung alles Aufsehens nach Haus zu begeben hat."

Und als er sah, daß der Kammerrath den ermüdeten Korporal aufs Pferd steigen ließ und neben ihm hergehend den Weg nach Vaihingen einschlug, ritt er selbst, während der Steinschläger vorangieng, Zuffenhausen zu.

Der Kammerrath gieng mit dem Korporal bis zum neuen Wirthshaus zurück und sah anfangs recht vergnügt nach dem Hohenasperg, der für Strafgefangene bestimmten Bergfestung hinüber. Im neuen Wirthshaus sah er sich noch einmal die Quittung an, und es fiel ihm zunächst auf, daß des Herzogs Namenszug etwas anders gestaltet war, als in dem Brief.

„Korporal,“ sagte er, „mir ist nicht ganz wohl bei der Sache, wenn es nur auch der Bediente des Grafen war, dem ich das Geld übergeben habe. Wenn es ein Gauner gewesen wäre, der dem Bedienten die Kokarde und die Quittung abgejagt hat, vielleicht mit Gewalt — nicht wahr, er hat im Gesicht geblutet? Haltet übrigens reinen Mund!“

„Ein Bedienter,“ versetzte der Korporal, „ist der Reiter keinesfalls gewesen, ein Bedienter redet doch anständiger mit unser Einem und vollends mit einem herzoglichen Beamten. Eine Livree hat er auch nicht getragen.“

„So? Was hatte er denn für eine Kleidung? Ich erinnere mich nicht mehr, mir geht die ganze Geschichte wirr im Kopf herum, wie ein Traum.“

„Einen grauen Mantel hat er angehabt — wer trägt bei einer solchen Hitze einen Mantel? — und darunter einen blauen Rock. Auch eine Waffe hatte er bei sich, so

etwas wie einen Hirschfänger mit einem Terzerol. Und das Pferd, das er geritten hat, das Pferd, mein ich, hab ich schon etlichemal in Vaihingen gesehen, nur weiß ich nicht gleich, mit wem."

„Korporal, reitet in aller Ruhe nach Vaihingen zurück und sagt meinem Vater, ich komme erst morgen heim, ich gehe stehenden Fußes nach Stuttgart und gleich vor die rechte Schmiede, damit ich weiß, wie ich daran bin."

„Wenn ich an Ihrer Statt wäre, so würd' ich dem Kerl, der Ihnen das Geld abgenommen hat, nachreiten, bis ich ihn hätte. Das hätt' ich Ihnen freilich schon vor einer Stunde sagen sollen, aber man hat die besten Einfälle immer hintendrein."

„Nein, das geht nicht, wenn es nun doch der Rechte gewesen wäre, ich hätte die Gnade des Herzogs und die Gunst des Grafen für immer verspielt." —

Der Korporal ritt nach Vaihingen, und uns brachte am Abend desselbigen Tages ein Bursche aus Ludwigsburg unsern Braunen. Der Herr lasse eine höfliche Empfehlung ausrichten, er habe Extrapost nach Heilbronn genommen. Mehr wußte der Bursche nicht, und das Pferd wurde in den Stall gebracht, ohne daß mein Vater sich erkundigte, woher es gekommen.

Der Kammerrath aber fuhr in einem geschlossenen Gefährt nach Stuttgart, wo er jedoch nichts weiter inne ward, als daß der Herzog mit dem Grafen über Calw ins Wildbad gereist sei. Am andern Morgen fuhr er nach Ludwigsburg, wo er im gräflich Zeppelinschen Haus

einen guten Bekannten hatte, einen Schreiber. Der Schreiber untersuchte den Brief und die Quittung und gab die Entscheidung, beides sei wahrscheinlich gefälscht, doch könne ers nicht gewiß sagen, besonders der Namenszug des Grafen sei erstaunlich gut nachgeahmt. Schriftlich bei seinem Herrn anzufragen, dazu habe er den Muth nicht, er wolle aber am Sonntag selbst ins Wildbad reisen, persönlich Erkundigungen einziehen und auf dem Rückweg dem Kammerrath Gewißheit bringen.

So fuhr der Kammerrath schließlich heim, legte dem Korporal tiefstes Stillschweigen auf, sprach selbst über die Sache kein Wort und schwebte zwei Tage lang zwischen Furcht und Hoffnung.

Am Sonntag aber brachte ihm der Schreiber von Wildbad die Nachricht, der Graf wisse weder vom Brief noch von der Quittung eine Silbe. Der Herzog habe sich die Geschichte beim Nachtisch vom Grafen erzählen lassen, sie sei ihm anfangs spaßhaft vorgekommen. Aber die Frechheit, mit welcher irgend ein Betrüger sich erdreistet habe, seine Handschrift und die Handschrift seines Geheimenraths nachzuahmen, habe ihn schließlich in den größten Unwillen versetzt. Er habe dem Grafen befohlen, die Sache müsse sofort aufs genaueste untersucht und der Betrüger, möge er sein, wer er wolle, aufs strengste bestraft werden.

Nun schlug der Kammerrath Lärmen. Er erschien in der herzoglichen Kanzlei zu Stuttgart und gab die ganze Geschichte zu Protokoll. Wie ein Lauffeuer verbreitete

sich das Gerücht von der Begebenheit in der Umgegend. Die Geschichte von dem geheimnißvollen Reiter stand in der Zeitung und wurde in allen Wirthshäusern besprochen. Die Leute erschöpften sich in den seltsamsten Vermuthungen über den Sachverhalt. Manche fanden es wahrscheinlich, daß alles nur ein Gaukelspiel sei, das entweder der Oberzoller selbst veranstaltet habe, oder einer seiner Freunde, um seine Absetzung vom Amt, wenn nicht ganz abzuwenden, doch wenigstens hinauszuschieben. Andere meinten, der Streich sei so geschickt ausgeführt worden, daß sehr einflußreiche Personen in der Hauptstadt ihre Hand dabei im Spiel haben müssen, man habe den Kammerrath auf die Probe stellen wollen, ob er sich durch die Ablieferung der elfhundert Gulden schuldig bekenne, er sei in die Falle gegangen und habe sich schuldig bekannt, die eigentliche Strafe werde erst noch nachkommen. So bestürmten denn die erklärten Feinde des Kammeraths aufs neue die herzogliche Kanzlei. Dem Menschen müsse nach Urtheil und Recht geschehen. Bei nicht Wenigen regte sich freilich auch das Mitleid mit dem Manne. Es hieß, so hinterlistig sei er nicht, daß er selbst die Sache zum Schein sollte angezettelt haben, wohl aber so gutmüthig, daß er irgend einem schlechten Schlaukopf, der die Umstände klug erforscht und benützt habe, ins Garn gegangen sei, er habe sich früher einmal in ähnlicher Weise hinters Licht führen lassen, das Kind, das in seinem Hause aufwachse, sei von einer schlechten Person ihm unterschoben worden, und er sei weichherzig genug, das Kind nicht zu verstoßen. Jeden-

falls sei er durch die Einbuße der hundert Karolin empfindlich genug bestraft.

So redeten die Leute hin und her. Der Kammerrath aber setzte einen Preis von zwanzig Goldstücken auf die Entdeckung des Reiters aus. —

6.

Inzwischen war meine Mutter heimgekehrt und hatte mit Verwunderung die Neuigkeiten vernommen, die sich in den letzten Tagen ihrer Abwesenheit begeben hatten.

Wir warteten jeden Tag auf einen Besuch des Vikars, er zeigte sich aber nicht.

Dagegen kam der Kammerrath mit dem Korporal nach Eberdingen und fragte meinen Vater, ob es ihm gestattet wäre, sein Reitpferd zu besichtigen.

Mein Vater entgegnete kurz, sein Pferd sei ihm nicht feil, da aber der Kammerrath auf seinem Wunsch bestand, führte er die beiden Männer in den Stall.

Der Korporal musterte das Pferd so genau wie nur irgend ein Roßhändler, schüttelte den Kopf und sagte endlich: „Ja, das ist der Gaul und kein anderer!“

„Nun dann haben wir ja den Betrüger!“ rief der Kammerrath aus. „Denn merken Sie wohl, Herr Müller, der Mann, der dieses Pferd am Tag vor Peter und Paul von Stuttgart nach Ludwigsburg geritten hat, hat mir die elfhundert Gulden abgeschwindelt. Und dieser Mann ist, wie Sie zugeben werden, der Vikar von

Enzweihingen. Nicht wahr, Korporal, Ihr könnt darauf schwören?"

„Den Vikar kenne ich nicht genau genug," entgegnete der Korporal, „aber daß es der Gaul gewesen ist, ja, das will ich auf meinen Eid nehmen."

Mein Vater lachte anfangs aus vollem Hals und fragte, ob die Männer ein Glas zu viel getrunken haben. Als diese aber ihre Behauptungen wiederholten und anfiengen, den Braunen aufs neue zu mustern, bekomplimentirte er sie etwas unfreundlich zum Stall hinaus, schlug die Thüre zu und sagte, er bitte sichs ernstlich aus, daß man sein Pferd und ihn und den Vikar von Enzweihingen bei dem Handel, der ihn nichts angehe, aus dem Spiel lasse.

„Wir wissen genug!" sagte der Kammerrath und gieng.

Ich wurde leichenblaß, als mein Vater ärgerlich ins Zimmer trat und uns die Sache mittheilte. Ich gieng in den Garten und warf mich an den Tisch, wo der Vikar mir die Hand geküßt hatte, auf die Kniee, um zuerst Gott meine Sünden abzubitten. Dann kam ich gefaßt zu meinen Eltern zurück und sagte: „Die Wahrheit muß jetzt heraus: nicht der Vikar, sondern der Herr Monnier hat am Tag vor Peter und Paul unsern Braunen gehabt."

Mein Vater gab mir einen strengen Verweis. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, um dem Kammerrath deutsch zu sagen, wie schändlich falsch sein Verdacht gewesen sei. Ehe er aber den Brief vollendet hatte, stand er auf, lief unruhig im Zimmer hin und her und sagte:

„Aus des Vikars eigenem Mund muß ichs wissen, daß er am Tag vor Peter und Paul den Braunen nicht geritten hat, sonst fahren wir ja doch schließlich alle mit der Stange im Nebel herum. — Warum thut denn der Vikar neuerdings so fremd gegen uns?“ wandte er sich an meine Mutter und an mich. „Er hat mirs am Ende doch übel genommen, daß ich ihm damals den Braunen abgeschlagen habe?“

Ich hatte schon ein: „Kann wohl sein!“ auf der Zunge, da besann ich mich noch, daß ich damit wieder nicht die volle Wahrheit sagen würde und rief: „Nein, Vater, er hat mir etwas übel genommen, er ist das letztemal im Unfrieden von mir gegangen, und das Weitere wird Euch die Mutter sagen.“ Mit Thränen in den Augen lief ich aus der Stube in den Garten und saß dort eine bange halbe Stunde mit meinem Strickstrumpf.

Endlich, endlich kam auch meine Mutter herunter. „Der Vater weiß jetzt alles,“ sagte sie, „wie's zwischen dem Vikar und Dir steht, er hat nichts dagegen, daß Ihr einander gern habt, vorausgesetzt, daß der Vikar sich seine französischen Grillen aus dem Kopf schlägt und sich ernstlich um eine Anstellung umthut. Eh er eine Anstellung hat und ehe man Euch in der Kirche ausrufen kann, sollt Ihr Euch aber nicht als Brautleute betragen. Das ist bei uns anders als bei den vornehmen Leuten. Du darfst also mit dem Vikar nie mehr zusammen sein, ohne daß eins von uns beiden dabei ist, sonst gibts im Dorf ein Gerede.“

Ich versprach das und habe mein Versprechen treulich erfüllt.

„Halte Dich jetzt wacker," fuhr meine Mutter fort, „der Vater hat den Müllerburschen nach Enzweihingen geschickt und den Vikar auf ein Stündlein zu uns bitten lassen!" —

Ehe der Müllerbursch zurückkehrte, sah ich schon den Vikar das Wiesenthal heraufkommen. Er gieng munter am Garten vorüber, ohne mich zu bemerken, und verschwand in unserem Hause.

Nach einer kleinen Weile gieng ich auch hinein.

„Nun, Herr Müller," rief der Vikar, „wir haben jetzt lange genug darum herumgeredet, warum ich mich in der letzten Zeit so rar gemacht habe. Hier kommt die Schuldige! Fräulein Regine" — der Vikar nannte mich zum ersten Male Fräulein — „hat vor meiner Abreise nach Stuttgart einen unwürdigen Verdacht gegen meinen Freund Monnier ausgesprochen. Das konnte ich nicht ertragen!"

„Und wissen Sie, was für ein unwürdiger Verdacht vor etlichen Stunden gegen Sie ausgesprochen worden ist?" entgegnete mein Vater. „Der Kammerrath war da und behauptete, der Mann, der am Tage vor Peter und Paul meinen Braunen geritten habe, habe ihm seine elfhundert Gulden abgenommen, und der Mann seien — Sie. Sagen Sie mir nur gleich, daß Sie damals meinen Braunen nicht geritten haben!"

„Vortrefflich, ganz vortrefflich! Das fehlte gerade noch! — Nun, Herr Müller, Sie wissen, daß ich den Fuchsen des Vaihinger Ochsenwirths geritten habe. Und

ich, ich habe den Beweis in der Hand, daß die ganze Geschichte erfunden vom Oberzöllner selbst erschwindelt ist, ich kann wenigstens beweisen, daß der angebliche Brief des Herzogs nicht von Stuttgart gekommen, sondern vom Herrn Kammerrath selbst in Vaihingen fabrizirt worden ist."

„Wie so?" fragte mein Vater begierig. „Das wäre von Werth!"

„Wie so?" entgegnete der Vikar. „Ich gehe heute morgen eine Strecke Wegs mit dem Vaihinger Stadtboten. Ich hatte ihn nach meinem Freund Monnier zu fragen, denn diesen hab' ich während meines Aufenthalts in Stuttgart gar nicht zu Gesicht bekommen. Der Stadtbote bestätigte mir, daß er am Tag vor meiner Reise meinen Brief an Herrn Monnier im „König von England" abgegeben habe. Herr Monnier habe ihn auf den andern Tag bestellt, um einen Brief mitzunehmen, der Herr sei aber am andern Tag nicht mehr im „König von England" zu treffen gewesen. Dies nebenbei! — Natürlich kam das Gespräch zwischen uns auch auf das oberzöllnerische Lügengeschichtlein, und als ich den Stadtboten fragte, ob ihm denn der angebliche als „pressante Herrschaftssache" bezeichnete Brief nicht sogleich aufgefallen sei, versicherte er hoch und theuer, er wisse überhaupt nichts von einem solchen Brief. Deßhalb, Herr Müller, deßhalb mußte der Umschlag des fabrizirten Briefs dem Kammerrath noch am Tag vor Peter und Paul abhanden kommen. — Man muß wahrlich den Stockschnupfen haben, wenn man nicht

gleich hier den plumpen Betrug des Oberzöllners von A bis Z wittert. — Ich hätte gleich heute morgen gute Lust gehabt, die Angaben des Stadtboten bei herzoglicher Kanzlei anzuzeigen, allein ich will mich in das Zöllnermärlein nicht mischen, bis mich am Ende der Herr Kammerrath selbst an den Haaren hineinzieht."

„Aber der Brief soll ja," fiel meine Mutter ein, „dem Herrn Kammerrath nicht durch den Stadtboten, sondern durch sein Pflegekind übergeben worden sein!"

„Gleichgiltig," entgegnete der Vikar, „aber von Stuttgart ist der Brief nicht gekommen, soviel ist bewiesen."

„Wir können der Sache sogleich auf die Spur kommen," sagte ich, „wenn wir wollen. Des Kammeraths Pflegekind, das Gretchen, ist seit ein paar Tagen bei einer hiesigen Verwandten des Kammerraths, bei unsrer Nachbarin Christine zu Besuch. Drüben im Garten der Nachbarin ißt es Kirschen."

Wir giengen in unsern Garten und sahen das Kind unter dem Kirschbaum sitzen, es ließ sich die rothgelben Früchte herrlich schmecken. Ich gieng an die Zaunlücke und rief das Kind beim Namen. Es guckte nicht auf, sondern schüttelte nur den Kopf. Als ich aber einen Zweig mit reifen Stachelbeeren über den Zaun hielt, kam es schüchtern herbei und langte nach dem Zweig.

„Gretle," begann ich, „gelt, Du darfst immer Deinem Vater die Briefe vom Stadtboten bringen?"

Das Kind nickte: „Alle Briefe, und ich hab' noch nie einen in den Dreck fallen lassen."

„Gelt, und ein paar Tage vor dem Kirschenpeter hast Du Deinem Vater einen großen Brief mit schwarzen Streifen außenherum — geben dürfen. Hast Du den auch vom Stadtboten gehabt?"

„Das Kind schüttelte den Kopf: „Nein, den hat mir ein Herr von einem Gaul herunter gegeben."

„Da lügt jemand!" rief der Vikar dazwischen.

Ich beschwichtigte den Vikar und fuhr fort zu fragen: „Was hat denn der Herr zu Dir gesagt?"

„Ich bin auf unserer Hausstaffel gesessen und habe nach dem Regenbogen geguckt. Da ist der Herr hergeritten und hat gesagt: ‚Wem gehörst Du denn, liebes Kind?' Da hab ich gesagt: ‚Ich gehöre dem Herrn Kammerrath von Vaihingen an der Enz.' Da hat der Herr Zuckerlein aus seiner Tasche gezogen und hat zu mir gesagt: ‚Die Zuckerlein kriegst Du, wenn Du den Brief da Deinem Papa bringst. Verlier ihn aber ja nicht!' Dann ist der Herr fortgeritten, und ich bin auf unserer Hausstaffel gesessen und habe den Brief in meiner Hand gehabt, so — ganz fest hab' ich ihn gehabt. Und dann ist der Regenbogen vergangen, und mein Vater ist heimgekommen und hat mir einen Weck mitgebracht. Und da hab' ich den Brief meinem Vater gegeben und da hat er gesagt: Du bist ein braves Gretle."

Der Vikar stampfte wüthend auf den Boden und rief: „Noch so jung und schon so verdorben." Dann fuhr er das Kind an: „Nicht wahr, das hast Du alles gelogen, das hat Dich Dein Vater zu lügen angewiesen!"

Das Kind sah ihn fragend an, dann traten ihm Thränen in die großen blauen Augen, es warf den Stachelbeerzweig auf den Boden und lief weinend durch den Garten in der Base Haus.

„Sie hätten das Kind nicht so barsch behandeln sollen!“ sagte ich vorwurfsvoll zum Vikar.

„Das Gretle ist entweder noch sehr dumm oder schon sehr schlecht, und das letztere ist mir wahrscheinlicher,“ entgegnete er kurz.

„Es ist doch eine merkwürdige Geschichte!“ meinte mein Vater kopfschüttelnd.

Das Gespräch kam jetzt auf andere Dinge, und nun erfuhren wir erst, was der Vikar eigentlich bei seiner letzten Reise nach Stuttgart ausgerichtet habe.

„Bei den Herren vom Consistorium,“ sagte er, „habe ich so gut wie nichts erreicht. Man war gerade nicht unfreundlich gegen mich, aber viel Tröstliches wußte man mir auch nicht zu sagen. Ich solle geduldig warten, hieß es, und michs nicht verdrießen lassen, noch einige Dutzend Bittschriften einzureichen. Meinen Freund Monnier hab' ich am Abend des ersten Tages im „König von England“ gar nicht getroffen. Am nächsten Morgen hatte ich meine Geschäfte zu besorgen, und als ich gegen Mittag wieder in den Gasthof kam, hieß es, er sei vor etlichen Stunden abgereist, wahrscheinlich Vaihingen zu.“

„So war es auch,“ fiel ich ein, „Ihr Herr Monnier war an demselben Tag, an welchem Sie nach Stuttgart reisten, hier, entlehnte unser Pferd, ritt nach Stuttgart

zurück, wo er aber vor Mitternacht kaum angelangt sein kann, und was das Merkwürdigste ist, er scheint am andern Tag unsern Braunen von Stuttgart nach Ludwigsburg geritten zu haben. — Sie haben einander zweimal verfehlt."

„Demnach könnte Herr Monnier der geheimnißvolle Reiter gewesen sein," bemerkte mein Vater halb im Scherz, halb im Ernst.

Des Vikars Stirn umwölkte sich, finster sah er zu Boden: „Wir wollen das oberzöllnerische Lügengeschichtchen ganz bei Seite lassen," entgegnete er. „Wer Pech anrührt, besudelt sich. Nein, ich weiß, warum Monnier mir ausgewichen ist, erstlich scheint er das Geld, das er mir von Maynz mitbringen wollte, nicht beisammen gehabt zu haben. Die Freunde dort ließen ihn, wie mir vorkommt, im Stich, und vielleicht hatte er von Anfang an zu viel versprochen. Und dann," setzte er wehmüthig hinzu, „ich habe in Stuttgart erfahren, daß er dort wieder einmal in die Gesellschaft von Spielern gerathen und, wie es scheint, tüchtig gerupft worden ist. Darum wagte er nicht, mir unter die Augen zu treten."

„Wissen Sie denn, wo sich Herr Monnier gegenwärtig aufhält?" fragte mein Vater.

„Wohl!" erwiderte der Vikar. „Ich solls aber eigentlich nicht sagen: in einem kleinen Unterländer Bad. Von dort aus hat er mir vor etlichen Tagen geschrieben und mir aufs neue Geld zu einer Reise nach Frankreich angeboten, so viel ich haben wollte. Ich will nun aber weder von ihm, noch von den Maynzer Freunden etwas

annnehmen. Es heißt nicht umsonst: ‚Seid niemand nichts schuldig!‘ Ich habs auch nicht nöthig. Im „König von England“ wurde ich von einem Bekannten, an den ich durch Monnier empfohlen war, gefragt, ob ich nicht Lust hätte, bei einem reichen Engländer, der Mitte dieses Monats nach Straßburg komme, Hofmeister zu werden und seine beiden Söhne auf einer Reise ins südliche Frankreich und nach Italien zu begleiten. Ich habe mit Freuden zugesagt und noch in Stuttgart ein Gesuch um mehrjährigen Urlaub eingegeben. Ich zweifle nicht, daß mir der Urlaub gewährt wird, und so werd' ich in ein paar Wochen nicht mehr württembergischer Vikarius sein. Jetzt lerne ich über Hals und Kopf Englisch und Italienisch.“

„Die Hauptsache ist mir vorläufig, daß Sie am Tag vor Peter und Paul meinen Braunen nicht geritten haben,“ entgegnete mein Vater, „und das wollen wir nun doch dem Herrn Oberzoller so deutlich zu wissen thun, daß er uns künftig in Ruhe läßt.“

Die Männer giengen in die Stube an den Schreibtisch und setzten, wie sie sagten, einen gesalzenen Brief auf. Dem Kammerrath wurde bedeutet, daß nicht jedermann das Zeug zu einem Untersuchungsrichter habe, und daß ein Schuster am besten thue, wenn er bei seinem Leisten bleibe. Sodann wurde er ersucht, einen Gang zu seinem Nachbar, dem Ochsenwirth zu machen, um sich zu überzeugen, daß der Vikar an dem bewußten Tag des Ochsenwirths Fuchsen geritten habe. Es war anzunehmen, daß dieser Gang dem Kammerrath besonders schwer fallen

werde, weil er mit dem Ochsenwirth seit Jahren in Feindschaft lebte. Endlich wurde der Korporal vor leichtsinnigem Schwören ernstlich gewarnt, wobei die Bemerkung eingeflochten wurde, daß es eine Vermessenheit sei, ein Pferd, das man höchstens fünf Minuten aus der Entfernung gesehen habe, nach mehreren Tagen wieder erkennen zu wollen. Uebrigens sei man erbötig, in der Umgegend sogleich ein halb Dutzend Reitpferde namhaft zu machen, welche mit dem Braunen leicht verwechselt werden können.

Mein Vater siegelte den Brief mit Befriedigung, und man glaubte nun Ruhe zu haben.

Dazu daß der Vikar etliche Jahre Hofmeister in der Fremde werden wollte, sagten meine Eltern kein Wort, und so schwieg auch ich ganz stille.

7.

— Die Erzählerin unter dem Syringenbusch hielt inne und Agathe fragte:

Was waren denn eigentlich die Maynzer Freunde des Vikars für Leute, Franzosen oder Deutsche? Ich komme nicht recht draus.

Eigentlich keins von beiden! gab Frau Regine zur Antwort. In den neunziger Jahren hatte ein französischer General Maynz weggenommen. Die Männer, welche nun das Heft in die Hand bekamen, wollten aus der Stadt ein kleines Paris machen und thaten sich unter dem Namen „Konvent“ zusammen, um eine republikanische Verfassung

einzuführen. Ich glaube, das dauerte auch später — wenigstens im Geheimen fort, als sich die Oesterreicher der Stadt bemächtigt hatten. Kurze Zeit übrigens, ehe unsere Geschichte beginnt, waren wiederum die Franzosen für mehrere Jahre Herren der Stadt geworden. Soll ich in unserer Geschichte weiter machen?

Agathe nickte eifrig, und Frau Regine fuhr zu erzählen fort:

Der Vikar war ein sehr geselliger Mann, und so fiel es ihm kaum auf, daß in dieser Zeit eine Vaihinger Gesellschaft, die in der Krone zu Enzweihingen eingekehrt war, ihn in diesen Gasthof bitten ließ. Er war bei den Vaihingern im Herrenstübchen, und als er zufällig ins große Wirthschaftszimmer trat, um eine andere Sorte Wein zu verlangen, bemerkte er, daß ein Mann, der neben dem Wanduhrgehäuse saß, ihn unablässig und scharf betrachtete. Es dauerte etwas lang, bis der neue Wein kam, und der Vikar entfernte sich schließlich etwas unwillig über den neugierigen Menschen, der kein Auge von ihm verwandt hatte, doch ohne ein Wort zu sagen.

Dieser Neugierige war aber kein anderer als der Steinschläger, der dem geheimnißvollen Reiter den Geldpack des Kammerraths eingehändigt hatte. Der Kammerrath hatte ihn am Morgen dieses Tages nach Vaihingen geholt und hatte ihn alles, was er wußte, zu Protokoll geben lassen. Er war in seinen Angaben nicht sehr sicher gewesen, namentlich hatte er von dem Pferd des Reiters durchaus keine genaue Beschreibung geben können. Auch

wollte er sich nicht mehr recht entsinnen, ob der Reiter unter seinem Mantel einen blauen oder braunen Rock angehabt habe. Dagegen hatte er mit großer Bestimmtheit bezeugt, die Waffe des Reiters sei ein Stockdegen gewesen, dessen Griff aus einem Terzerol bestanden habe. Er habe nämlich, während der Reiter das Geld umgepackt und gezählt habe, diesen Degen eine Zeitlang in der Hand gehalten. Und diese Beschreibung paßte allerdings sehr genau auf den Stockdegen, den der Vikar früher besessen, jedoch, um den Zins für seinen Freund bezahlen zu können, in Stuttgart verkauft hatte.

Wahrscheinlich hätte der Steinschläger gerne den vom Kammerrath ausgesetzten Preis verdient, denn schon zuvor war auf seine Angaben hin in Murrhardt ein Reiter festgenommen, jedoch vom dortigen Oberamt, da er seine Unschuld klar beweisen konnte, nach einigen Stunden Haft wieder freigelassen worden.

Als nun der Steinschläger nach dem Verhör in Vaihingen vom Kammerrath des Vikars Namen hörte, erinnerte er sich, daß er als lediger Mann in einer Gemeinde gearbeitet habe, wo der Vikar auch angestellt und einmal recht unfreundlich gegen ihn gewesen sei. In dieser Gemeinde nämlich war der Steinschläger, sonst ein einfältiger rechtlicher Mann, den Sektirern in die Hände gefallen, und der Vikar hatte ihn scharf vor diesen Leuten gewarnt. Deßhalb meinte er, der Vikar sei gar kein rechter Pfarrer, dem würde ein solcher Streich schon gleich sehen, und jedenfalls wäre es gut, wenn die Verderbniß der mit

so vielen ungläubigen Gliedern behafteten Landeskirche einmal recht klar an den Tag käme.

Darauf hin hatte ihn der Kammerrath mit nach Enzweihingen genommen, wo, wie er wußte, der Vikar mit der Vaihinger Gesellschaft zusammenkam.

Der Steinschläger aber hatte die Aehnlichkeit des geheimnißvollen Reiters mit dem Vikar so erschreckend groß gefunden, daß er, wie er sagte, um sich zu erholen, aus der Wirthsstube gehen mußte.

Vor der Stubenthüre aber stand der Kammerrath und fragte: „Nun, wie habt Ihrs gefunden?"

„Er ists!" brachte endlich der Steinschläger heraus, „wahrhaftig, er ists. Mein Geist hat mirs gleich gesagt."

„Könnt Ihrs vor Gericht beschwören?"

„Ich schwöre nicht. Eure Rede sei Ja — Ja, Nein — Nein, was darüber ist, das ist vom Uebel. Aber mein Geist sagt mirs, und das ist sicherer, als wenn ich schwöre."

Auf seiner Versicherung: „Mein Geist sagt mirs!" bestand denn auch der Steinschläger bei einem gerichtlichen Verhör, in das er nochmals genommen wurde. Er meinte nämlich, seitdem er mit den Sektirern umgieng, Eingebungen zu haben. Der Mann bedachte nicht, daß es auch einen Lügengeist gibt, der einfältigen und gescheiden Leuten schon vieles in den Kopf gesetzt hat.

Und diesem Lügengeist gelang es, viele Leute bei uns zu bethören. Schon in den nächsten Tagen war es so weit gekommen, daß wir in der Mühle mit niemanden

mehr gern von der oberzollerschen Geschichte sprachen. Denn wer seine Zunge nicht ganz gehörig zähmte, der deutete es wenigstens an, der Reiter sei kein anderer gewesen, als der Vikar. Wo man hinhorchte, mußte man gefaßt sein, auf diese schändliche Rede zu stoßen wie auf eine giftige Schlange, die sich unter den Blättern birgt. Und als ich eines Abends die Läden in meiner Kammer schloß, hörte ich die ledigen Bursche hinter dem Wiesenzaun singen:

„Jo währle, jo währle,
Die Gülde sind hin;
Vikärle, Vikärle,
Gib mir au en Karlin!“

In dieser Nacht konnte ich kein Auge zuthun. Am andern Tag war Vaihinger Markt, meine Mutter und ich besuchten ihn morgens, am Abend wollte uns der Vater abholen. Auf dem Wege sagte ich meiner Mutter, daß ich den Verdacht nicht los werde, Herr Monnier sei der Reiter gewesen.

„Sieh, Mutter,“ sagte ich, „dieser Herr Monnier spielt nicht nur um Geld, sondern er spielt auch mit dem guten Namen des Herrn Vikars. Deßhalb käme es ihm gerade gelegen, wenn sein Freund aus dem Land fliehen müßte, damit er ihn vollends zu einem ganzen Franzosen machen könnte. Ich traue einem Spieler zu, daß er gewissenlos genug ist, dem Kammerrath hundert Karolin abzuschwindeln. Anfangs wollte er den Streich in Gemeinschaft mit dem Vikar ausführen, das hat er in einem

Brief an den Vikar deutlich genug gesagt. Dann reut es ihn, und er denkt, es sei besser, der Vikar bleibe am Tag vor Peter und Paul ruhig zu Haus. Inzwischen hat er sich Rock und Degen des Vikars verschafft und bekommt, ich weiß nicht, ob mit Willen oder unabsichtlich, jedenfalls durch meine Schuld unser Pferd, das der Vikar gewöhnlich reitet. In Vaihingen spielt er durch das Gretle dem Kammerrath den angeblich herzoglichen Brief in die Hände, und am andern Tag glückt ihm der Streich."

Ich sagte noch einiges andere, was ich hier nicht wiederholen will und schloß mit den Worten: „Mutter, wir müssen dem heillosen Gerede gegen den guten Namen des Vikars ein Ende machen. Wir gehen geradenwegs zum Herrn Oberzoller, und er muß den Herrn Monnier verhaften lassen. Dann wird die Wahrheit an den Tag kommen."

„Den Herrn Oberzoller in seiner Wohnung aufsuchen," erwiderte meine Mutter, „das geht nicht an, er hat ja keine Frau. Aber wir wollen heute anstatt im Ochsen — in der Krone zu Mittag essen; nach Tisch trinkt der Herr Kammerrath regelmäßig im Nebenstübchen Kaffee. Dann sage nur alles, alles; mir kommt es selbst nicht ganz richtig vor mit diesem Herrn Monnier." —

Meine Mutter hatte nicht falsch gerechnet. Wir hatten uns in der Krone im Herrenstübchen decken lassen; nachdem die Tafel aufgehoben war, und alle Gäste sich verlaufen hatten, kam der Kammerrath herein. Er grüßte freundlich, als er, von seinem gewaltigen Hund begleitet,

an uns vorübergieng, und setzte sich in den mit schwarzem Leder überzogenen Lehnsessel in der Zimmerecke, von wo aus er das Gewühl der Marktleute draußen auf dem freien Platz beobachten konnte. Die Kellnerin, die aus Eberdingen war, stellte ihm die Kaffeetasse auf das Gesimse, und nachdem er sich leise flüsternd bei ihr vergewissert hatte, wer wir seien, betrachtete er uns aufmerksam. Dann lehnte er sich in den Sessel zurück und faltete die Hände über der blumigen Weste. Er sah recht bescheiden und wohldenkend aus, der Herr Kammerrath, ja, er gab sich sichtlich Mühe, die Miene der gekränkten Unschuld anzunehmen. Wir hatten vorher in Vaihingen erfahren, er besuche neuestens sehr fleißig die Kirche, die er bis dahin seit seiner Konfirmation gemieden hatte. Endlich strich er mit seinem spanischen Rohr seinem Hund, der ihm schläfrig den Kopf aufs Knie gelegt hatte, sacht über den Rücken: „Gelt, Sultan, Dich hätt' ich eben damals bei mir haben sollen, Du hättest Deinen Herrn nicht in die Hände der Spitzbuben fallen lassen."

Dann wandte er sich an meine Mutter: „Haben Sie gut eingekauft, Frau Müllerin?"

„Ach, nur wenig! Keine gute Waare und hohe Preise!"

„Ja, es ist eine schlimme Zeit und eine böse Welt," seufzte der Kammerrath. „Gelt, Sultan? Und man darf wohl auf der Hut sein vor den schlechten Leuten, Frau Müllerin."

Meine Mutter nickte, und er fuhr fort: „Es ist mir recht lieb, daß ich Sie hier treffe. Ich bin dem Herrn

Müller vielen Dank schuldig für den Brief, den er mir kürzlich geschrieben hat. Wollen Sie ihm meinen Dank ausrichten?"

Nun nahm ich das Wort: „Und wir sind recht froh, daß wir Ihnen einen Nachtrag zu dem Brief geben und Sie hoffentlich überzeugen können, daß der Herr Vikar von Enzweihingen völlig unschuldig ist."

Der Kammerrath zuckte die Achseln: „Ob der Herr Vikar schuldig ist oder unschuldig? — ich sage nicht Ja und sage nicht Nein, ich lasse der Gerechtigkeit freien Lauf. Ich thue nicht gern einem Menschen Unrecht, sondern sage: ‚Hie gut Württemberg allweg'. Gelt Sultan?" Der Hund fieng zu bellen an, der Herr klopfte auf den Deckel seiner Dose und nahm eine Prise. Er erzählte uns kurz die Angaben des Steinschlägers. — „Daß ich alle diese verdächtigen Umstände," fuhr er fort, „bei Pflichten habe an eine herzogliche Kanzlei berichten müssen, ist selbstverständlich. Mir thut es übrigens aufrichtig leid, daß ein geistlicher Herr in den schlimmen Handel soll verwickelt werden. Wir wollen gern annehmen, daß der Herr Vikar unschuldig ist, aber es bleibt doch immer etwas hängen. Und ich schätze die Herren Geistlichen aufrichtig hoch, nur müssens rechte Geistliche sein, sie müssen ihrem Amt nachkommen, von der Liebe und von der Versöhnung predigen und alles zum Besten kehren. So hat sich aber der Herr Vikar von Enzweihingen nicht immer gegen mich benommen."

„Wie so?" fragte ich.

„Wie so? — Er hat das Gerede verbreiten helfen, ich verwalte mein Amt schlecht. Ach, wenn Sie wüßten, wie ich oft unter der Bürde dieses Amts geseufzt habe! Bin ich streng gewesen, so hats geheißen: ‚Der meint, er dürfe gewaltthätiger sein als der Herzog, der Prinz Carl!‘ Bin ich mild gewesen und habe fünf gerade sein lassen, so hats geheißen: ‚Jetzt betrügt er wieder, der Zöllner und Sünder!‘ — — Ja zu mild bin ich gewesen, das bringt mich wahrscheinlich um mein Amt. So gehts! Gelt Sultan? — Und ich wollte gern abdanken, gern, lieber heut als morgen, wenn ichs nur jetzt noch mit Ehren könnte. — Aber warum ist der Herr Vikar mir feind? Weil ich ihm Gutes gethan, weil ich ihm oder seinem Freund Geld auf eine Uhr geliehen habe. Ist das auch ein christlicher Prediger?“

„Nun — Sie haben einen sehr respektabeln Zins genommen, Herr Kammerrath!“ wandte meine Mutter ein.

„So? — Einen sehr respektabeln Zins? Ist mir neu! Nachdem ich beim Bankerott des Uhrmachers 60 Prozent so wie so verloren hatte, hätte ich die Uhr am Ende noch herschenken sollen? Die paar Gulden Zins habe übrigens nicht *ich* genommen, sondern ich habe sie einer armen Person geschenkt, die in meinem elterlichen Haus früher Magd war.“

„Wir wollen auf die Hauptsache kommen,“ nahm ich das Wort. „Sie sind überzeugt, daß der Herr Vikar unschuldig ist. Er hat am Tag vor Peter und Paul meines Vaters Braunen *nicht* geritten.“

„Kann sein," erwiderte der Kammerrath, „aber was soll hiedurch bewiesen werden, nachdem Ihr Herr Vater selbst mir geschrieben hat, sein Brauner könne leicht mit einem halben Dutzend anderer Pferde verwechselt werden, — warum nicht auch mit dem Fuchsen meines Herrn Nachbars?"

„Wenn ich Ihnen nun aber den Mann nenne, der am betreffenden Tag unsern Braunen gehabt hat, was dann? —"

„Dann kann mirs gehen, wie mit dem Reiter in Murrhardt, bei dem ich zum Schaden den Spott noch hatte. Nein, ich bin vorsichtiger als Sie und thue niemanden gern Unrecht."

Ich ließ mich aber nicht irre machen, sondern setzte ihm meine Verdachtsgründe gegen Monnier kurz auseinander.

Er lachte und rief: „Aha, dann wäre wenigstens ein Freund des Herrn Vikar der Spitzbube. Und dieser Mann, der sich von einem seiner Freunde eine solche Suppe einbrocken, der sich so über den Stumpen führen läßt, hat Jahre lang für den halben Bezirk den Advokaten gemacht! Aber so gehts, wenn man statt Geistlicher — Jurist und statt ein guter Württemberger — ein Franzose sein will! — Wie soll ich aber den saubern Freund bekommen? Ein Sperling in der Hand, Jungfer Regine, ist mir lieber als eine Taube auf dem Dach."

„Sie haben," entgegnete ich, „den Betrüger durchaus nicht mit der nöthigen Umsicht und Thatkraft verfolgt. Ihre Pflicht wäre es gewesen, dem Reiter sofort nach

Ludwigsburg und von da nach Heilbronn und von da weiter und nöthigenfalls bis an die französische Grenze nachzusetzen. Statt dessen versäumen Sie die kostbare Zeit und bürden die Schuld einem Unschuldigen auf. Man muß doch in Heilbronn wissen, wohin der Mann, der am betreffenden Tag mit Extrapost von Ludwigsburg gekommen, weiter gereist ist."

„Die Jungfer Regine ist scharf!" sagte der Kammerrath lächelnd zu meiner Mutter. Dann besann er sich eine Weile. „Sie sollen sehen, daß ich Recht und Gerechtigkeit will, nicht mehr und nicht weniger!" setzte er noch hinzu. Er klingelte, der Hausknecht erschien. „Der Martin soll mein Gefährt richten, wir fahren heute Abend nach Heilbronn. — Ich wünsche, daß Sie Recht haben, Jungfer Regine, dann kann ich die zwanzig Louisdor, die ich als Preis auf die Entdeckung des Reiters ausgesetzt habe, selbst verdienen." Nach einer Viertelstunde meldete der Kutscher Martin, der Wagen sei bereit, das Reisegepäck sei schon im Wagen. Der Kammerrath trank seine Tasse aus, empfahl sich uns höflich und rief seinem Hund zu: „Sultan, Du darfst diesmal auch mit. Hie gut Württemberg allweg!" —

Als uns der Vater Abends abholte, fuhren wir vergnügt heim. „Du wirst sehen," sagte ich zu meiner Mutter, „der Kammerrath faßt den Betrüger. Er hat doch ein schneidigeres Wesen, als ich ihm zugetraut hätte. Die losen Mäuler wollen wir aber jetzt stopfen."

8.

Den Erfolg der Reise des Kammerraths erfuhren wir von seiner Base in Eberdingen.

Der Kammerrath war wirklich nach Heilbronn gereist; und es hatte sich günstig getroffen, daß man ihm dort sagen konnte, der Herr, den er suche, habe sich am Feiertage Peter und Paul in das kleine Löwensteiner Bad begeben. Man nennt den anmuthig gelegenen Ort jetzt gewöhnlich das Theusserbad. Der Kammerrath nahm dorthin einige Heilbronner Bekannte mit, sie kamen um Mittag an, die Badgesellschaft saß an der Tafel, man hatte soeben das Rindfleisch aufgetragen. Da erhub sich, ehe der Kammerrath bei dem Wirth nähere Erkundigungen einziehen konnte, plötzlich ein Fremder, der mit dem Gesuchten eine entfernte Aehnlichkeit hatte, von seinem Sitz und gieng auf sein Zimmer. Der Kammerrath wollte den verdächtigen Mann sofort festnehmen lassen und nahm die Hilfe des Wirthes in Anspruch. Dieser aber machte Schwierigkeiten, holte das Fremdenbuch herbei, in welches sich der Betreffende mit einem unleserlichen russischen Namen eingetragen hatte, und erklärte, er dulde durchaus nicht, daß in seinem Haus einem solch geordneten und nobeln Mann ein Haar gekrümmt werde. Auch einige Herrn von der Badgesellschaft legten sich ins Mittel und bemerkten, das plötzliche Verschwinden des Fremden habe lediglich nichts Auffallendes, er sei nicht an die schwäbische Kost gewöhnt, und so wandle ihn über Tisch manchmal ein Unwohlsein an.

Während sie noch miteinander heftig herumstritten,

erschien der Fremde wieder und benahm sich, als er hörte, um was es sich handle, aufs feinste und liebenswürdigste, anstatt, wie der Kammerrath erwartet hatte, grob zu werden. Er holte verbindlich lächelnd seinen Paß herbei, bewies, daß er am 28. Juni die Grenze bei Mannheim passirt habe, und ließ sich von dem verdutzten Kammerrath die ganze Geschichte des Ueberfalls haarklein erzählen, wobei er nicht allein die herzlichste Theilnahme zeigte, sondern auch einige Winke gab, wie man des Uebelthäters habhaft werden könnte. Kurz, nachdem etliche Stunden verflossen waren, und nachdem sie miteinander ein paar Flaschen Wein, die der Fremde kommen ließ, geleert hatten, schieden der Kammerrath und der „russische Edelmann“ als die besten Freunde. Ja, der Kammerrath bat seinen neugewonnenen Bekannten dringend, er solle ihn sobald als möglich in Vaihingen besuchen und seinen Roswaager versuchen, worauf der Fremde versicherte, das könnte möglicherweise schon in den nächsten Tagen geschehen. —

„Konnte aber,“ rief ich aus, als uns die Base Christine das alles erzählte, „konnte Euer Herr Vetter nicht soweit denken, daß ein Mann, der die Unterschrift des Herzogs und seines Geheimenraths nachmacht, auch einen Paß zu fälschen im Stande ist?“

Meine Mutter jedoch verwies mir mein heftiges, vorlautes Wesen ernstlich und sagte, ihr sei es wie ein Stein vom Herzen gefallen, daß die Geschichte im Theusserbad einen solchen Ausgang genommen habe. Denn wir seien im Begriff gewesen, einem Fremden, der uns gar nichts

angehe, eben so schändlich Unrecht zu thun, wie die geschwätzigen Leute dem Vikar.

Inzwischen war der Tag herangekommen, an welchem der Vikar nach Straßburg reisen und seine Hofmeisterstelle bei dem reichen Engländer antreten sollte. Er hatte uns nur noch einmal besucht und wir wußten bloß, daß er mit großer Ungeduld auf seinen Urlaub warte.

So saßen meine Mutter und ich einmal im Zwielicht bei einander, und meine Mutter hob an: „Der Herr Vikar nimmt am Ende gar keinen Abschied von uns.“

„Er muß Englisch und Italienisch lernen, das ist wichtiger,“ sagte ich traurig.

Da gieng plötzlich die Thüre auf, und herein trat ein vermummter Mann. „Jetzt ist er verloren!“ sagte er dumpf und tonlos, ohne uns näher zu treten.

Wir fiengen beide an, an allen Gliedern zu zittern. „Der Herr Vikar?“ riefen wir wie aus einem Munde. „Woher wissen Sie das? Wer sind Sie, daß Sie uns so erschrecken?“

„Er ist verloren!“ wiederholte die Gestalt. „Fragen Sie nicht weiter, ich beschwöre Sie. Befolgen Sie meine Anordnungen! Noch etliche Stunden haben wir Zeit, ihn zu retten, ihm zur Flucht behilflich zu sein.“

Nun trat auch mein Vater ins Zimmer und verlangte von dem Vermummten, er solle, was er vorzubringen habe, in Ordnung und vernünftig auseinandersetzen.

Der Vermummte lachte bitter: „Wenn Ihnen Ihr Hausfreund nicht so viel werth ist, daß Sie um seinet-

willen Ihre Neugierde ein wenig zügeln, und wenn Sie meinen Worten keinen Glauben schenken, so will ich allein versuchen, ihn heute Nacht über die Grenze zu schaffen. Verrathen Sie uns wenigstens nicht und sagen Sie mir noch das Eine: wie liegt das Zimmer des Vikars im Pfarrhaus zu Enzweihingen? Ich bin nämlich von Vaihingen hieher über Aurich und über den Berg geritten, um alles Aufsehen zu vermeiden."

„Das Zimmer des Vikars," rief ich, „liegt zu ebener Erde, und die Fenster gehen aufs freie Feld hinaus."

Der Vermummte wandte sich zu gehen. Aber mein Vater hielt ihn fest und erklärte, er wolle alles thun, was man von einem Ehrenmann verlangen könne, um den Vikar zu retten.

Es wurde nun in der Eile verabredet, die Flucht solle weder von Eberdingen noch von Enzweihingen, sondern von Rieth aus bewerkstelligt werden.

Rieth ist ein Dörflein, das zwischen Eberdingen und Enzweihingen abseits der Straße liegt. Von hier führt die Straße über den Berg nach Pforzheim; die badische Grenze war also schnell zu erreichen. Unweit der Straße bei Rieth steht ein Schlößlein, von der Herrschaft war es damals nicht bewohnt, den Schloßverwalter kannte mein Vater gut. Im Schatten der alten Nußbäume des Schloßgartens sollte mein Vater mit dem Pferde des Fremden, das in unserem Hof stand, und mit dem Braunen warten. Der Fremde selbst sollte sich eilig nach Enzweihingen begeben und den Vikar nach Rieth holen.

Kaum waren die beiden Männer abgeritten, so litt es auch mich nicht mehr im Haus. Ich eilte, nachdem ich mit Mühe von meiner Mutter die Erlaubniß erhalten hatte, dem Riether Schlößchen zu und traf meinen Vater und den Verwalter, den er ins Geheimniß gezogen hatte, im Schatten der Nußbäume.

Eine bange halbe Stunde verfloß, da sahen wir den Vermummten und hinter ihm her den Vikar auf der Straße von Enzweihingen kommen. Der Fremdling stellte sich in den Schatten der Bäume, der Vikar stand ebenfalls still, schöpfte Athem und rief: „Halt, was ists? Ich gehe keinen Schritt weiter.“

„Sie sind verloren,“ erwiderte der Fremde, „wenn Sie nicht sogleich die Flucht ergreifen! Hier finden Sie ein Pferd, ich reite mit Ihnen! Denken Sie an Rieger, denken Sie an Schubart und Moser, an Asperg und Hohentwiel! In wenigen Stunden sind wir in der Markgrafschaft, morgen Mittag gehen wir bei Selz über den Rhein und wir sind auf dem Boden der Freiheit, ehe man in Schwaben zu einem Entschluß gekommen ist, was jetzt zu thun sei.“

„Eduard,“ sagte der Vikar lachend, „lege Deine Maske ab! Ich habe Dich jetzt erkannt; Du hast aber Deine Verstellung meisterhaft durchgeführt. Ich kannte Dich wirklich nicht, als Du mir Erdschollen ans Fenster warfst und mich aus dem Dorfe locktest.“

Der Fremdling entfernte einen Augenblick seine Maske sammt Perücke und falschem Bart — Monnier stand vor uns.

„Und warum soll ich fliehen?" fragte der Vikar, der nunmehr auch uns bemerkte.

„Heute vor Mitternacht kommen der Spezialsuperintendent und der Oberamtsverweser von Vaihingen, geistliche und weltliche Obrigkeit, um Dich „wegen nicht ungegründeten Verdachts" festzunehmen und abzuführen."

„Das ist die ganze Neuigkeit? So ziemlich dasselbe sagte mir schon heute Nachmittag eine Kaufmannsfrau in Enzweihingen. Gut, sie sollen kommen, ich bin bereit."

„Du giltst in Stuttgart als Republikaner."

„Ist mir gleichfalls nicht mehr neu."

„Herr Vikar," nahm jetzt mein Vater das Wort, „stoßen Sie die Hand, die sich Ihnen zur Rettung bietet, nicht muthwillig zurück! Wenn Sie verhaftet und in eine Untersuchung verwickelt werden — der Spruch mag schließlich ausfallen wie er will, ein Makel bleibt an Ihnen haften. Und kein Mensch bürgt Ihnen dafür, ob Sie nicht Jahre lang im Kerker sitzen müssen. Frisch, besteigen Sie meinen Braunen, Sie reiten ihn heute Nacht nicht zum erstenmal."

„Es wäre zu bedenken," sagte der Vikar. „Uebrigens Eduard, woher weißt denn eigentlich Du die Neuigkeit von der mir bevorstehenden Verhaftung?"

„Von dem Herrn Kammerrath in Vaihingen."

„Was? Wie kommst Du zu dem?"

„Er hat mir einen freundschaftlichen Besuch in dem Bad abgestattet, in dem ich mich aufhielt; eigentlich hatte er im Sinn, mich verhaften zu lassen."

„Dich verhaften zu lassen? Wie so? Warum?"

„Aus demselben Grund, aus welchem Du heute verhaftet wirst. Du siehst, mit dem Kammerrath ist nicht zu spassen. — Unsere Begegnung im Bad löste sich übrigens schließlich bei einigen Flaschen Heilbronner in beiderseitiges Wohlgefallen auf. Heute gebe ich ihm nun den Besuch heim, versuche seinen Roswaager, und dabei — entdeckt mir mein neuer Freund, was er gegen Dich im Schild führt."

„Aber ich bitt' Euch um alles, meine Herrn," fiel mein Vater ein, „das könnt Ihr miteinander unterwegs besprechen. Es ist nichts mehr zu bedenken. Die Zeit drängt. Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Machen Sie's kurz, Herr Vikar, steigen Sie auf. So — leben Sie wohl."

Er hatte den Fuß schon im Steigbügel, da sah er mich an und fragte:

„Was sagen eigentlich Sie dazu, Fräulein Regine?"

Ich kämpfte einen furchtbaren Kampf, aber ich mußte nach meiner Ueberzeugung reden. „Sie sind unschuldig," sagte ich fest, „also bleiben Sie und fechten Sie hier Ihre Sache aus wie ein Mann. Im übrigen vertrauen Sie auf Gott, der den Gerechten nicht zu Schanden werden läßt!"

„Wohlgesprochen!" sagte der Vikar, „ich bleibe."

Monnier warf mir einen durchbohrenden Blick zu, den ich nie vergessen werde, und mein Vater sagte unwillig: „Es ist nicht brav, wenn man da, wo reife Männer zu handeln haben, das Frauenzimmer drein reden läßt. Wann müssen Sie in Straßburg sein, Herr Vikar, um Ihre Hofmeisterstelle anzutreten?"

„Morgen, spätestens übermorgen,“ erwiderte der Vikar.

„So reisen Sie in Gottes Namen jetzt nach Straßburg ab.“

„Ich habe keinen Urlaub.“

„So gehen Sie ohne Urlaub!“

„Der Urlaub kann in den nächsten Stunden kommen, ich habe einen Extraboten nach Stuttgart geschickt, der morgen früh zurück sein muß. Ich bin bereits reisefertig, meine Koffer sind gepackt.“

„Wenn aber der Urlaub verweigert wird?“

„Dann kann ich immer noch nicht dem Herrn Kammerrath den Gefallen thun, bei Nacht und Nebel zu entfliehen und den Verdacht, den er mir so gern aufhalsen würde, mit mir zu nehmen!“

„Sie können auch im Ausland Ihre Vertheidigungsschrift aufsetzen und sich rechtfertigen.“

„Ich ziehe vor, dies im Lande zu besorgen.“

„Das ist Dein letztes Wort?“ fragte Monnier, der inzwischen sein Pferd bestiegen hatte.

„Es ist mein unerschütterlicher Entschluß,“ erwiderte der Vikar.

„So lebe wohl, erwiderte der Fremdling, indem er ihm und meinem Vater die Hand reichte. „Leb wohl, Heinrich! Ich danke Ihnen für Ihren guten Willen, Bürger Müller. Im Schwabenland seht Ihr mich nicht mehr. Auch gegen mich ist ein Haftbefehl von Stuttgart aus erlassen. — Heinrich, vergiß mich nicht! Und wenn Du in der Noth bist, werd' ich Dir unsichtbar nahe sein.“

Er gab seinem Pferd die Sporen und ritt davon. Vom niedrigen Dorfkirchthurm tönte durch die stille mondhelle Nacht der Glockenschlag Zehn herüber. Der Vikar sah dem Reiter nach und sagte: „Er ist ein treuer Mensch, aber seine Wege sind diesmal nicht die meinigen.“

9.

Der Vikar gieng vom Riether Schlößchen nach Enzweihingen zurück. Das Pfarrhaus lag in tiefem Frieden. Er schloß, wie er gewöhnt war, die vordere Hausthüre ab und brachte den Schlüssel ins Wohnzimmer der Pfarrleute. Der Vikar dachte noch nicht ans Schlafengehen, sondern warf sich angekleidet aufs Bett, nahm ein französisches Buch und rauchte eine Pfeife Tabak.

Da wurde Nachts um elf Uhr an die Pfarrhausthüre geklopft. Er meinte anfangs, vielleicht sei der Extrabote mit dem Urlaub schon von Stuttgart zurückgekommen, erkannte jedoch, als er durchs Fenster blickte, sogleich den Oberamtsverweser von Vaihingen — der Oberamtmann selbst war damals verreist — an der Stimme. Er rief, die Herren möchten sich gedulden, und holte den Hausschlüssel. Als er geöffnet hatte, traten herein der Amtsverweser, der Kammerrath und der Kronenwirth, diese beide bewaffnet, der Stadtknecht und ein Gerichtsdiener von Vaihingen, von Enzweihingen der Amtmann und der Dorfschütze.

Man kündete dem Vikar sofort seine Verhaftung an.

Vergebens erbot er sich, sich in den strengsten Hausarrest zu fügen, was für ihn weniger verletzend und für seinen Ankläger weniger kostspielig wäre. Die Antwort darauf war, daß man sein Zimmer, seine Bücher, seine Kleider durchsuchte.

Vergebens versicherte er, daß er gar nicht mit Fluchtgedanken umgehe, er hätte ja ganz leicht den Tag vorher entfliehen können, wie seine mit dem Nothwendigsten gepackten Koffer beweisen, auch hätte er ohne Schwierigkeit durch die hintere Hausthüre, die er mit seinem Zimmerschlüssel öffnete, unmittelbar vor der Verhaftung noch ins Freie entweichen können. Die Antwort darauf war, daß man ihm befahl, vollends so ziemlich alle seine Habseligkeiten in die Koffer zusammenzuraffen, und daß man die Koffer versiegelte.

Vergebens berief er sich auf seinen Pfarrer, der als Hausherr und Geistlicher doch auch ein Wort werde dreinzureden haben. Ein Geistlicher sollte nämlich nach Landesgesetzen in solchen Fällen zuerst vor den Spezialsuperintendenten und den Oberamtmann gestellt und dann erst — nach Befinden — der weltlichen Obrigkeit übergeben werden. Man gab zur Antwort, der Herr Spezialsuperintendent habe sich wegen Unwohlseins der Nachtluft nicht aussetzen können. Und nachdem sich der Oberamtsverweser zum Pfarrer als Hausherrn begeben hatte, brachte er den Bescheid zurück, derselbe habe überhaupt keine Lust, sich in diese Händel zu mischen.

So wurde denn der Vikar in die „Krone" gebracht,

vor welcher ein Gefährt zu seiner Abführung bereit stand. Hier benahmen sich die Herren ziemlich kameradschaftlich und tranken in Gesellschaft mit ihm einige Flaschen Wein. Auch in Vaihingen ließ man ihm eine ganz anständige Behandlung angedeihen, obwohl er auf dem dortigen Rathhaus in der ersten Nacht auf einer Schranne, einen Stein als Kopfkissen, hatte schlafen müssen.

Ueberhaupt hielten die Leute anfangs die Verhaftung des Vikars, als sie bekannt wurde, mehr nur für einen Schreckschuß, mein Vater nahm von Anfang an die Sache bedenklicher. — Es war merkwürdig, daß diejenigen Leute, die zuvor am eifrigsten den guten Leumund des Vikars hatten schädigen helfen, nunmehr am steifsten behaupteten, sie seien immer von seiner vollkommenen Unschuld überzeugt gewesen. — Sieh, Agathe, darum kann ich das Sprichwort nicht leiden, des Volkes Stimme sei Gottes Stimme.

Der Prozeß nahm seinen langsamen, schleppenden Gang. Der Vikar verzögerte die Sache selbst dadurch, daß er sich durchaus auf kein entscheidendes Verhör einließ, so lange man ihm nicht einen Rechtsbeistand bewillige. So wurden nur einige Zeugenverhöre in Vaihingen vorgenommen.

Als in Vaihingen der Amtsoberamtmann von Stuttgart eintraf, der von der Regierung besonders beauftragt war, den Prozeß zu führen, merkte man den Plan, die ganze Sache nach Stuttgart zu spielen.

Dieses Umstands wegen, der dem Vikar ziemlich

gleichgiltig war, gab es in Vaihingen einen Volksauflauf. Die Altwürttemberger und die Vaihinger insbesondere haben immer große Stücke auf ihr „altes gutes Recht“ gehalten. Dieses alte gute Recht, das ihnen von Kaiser und Reich verbrieft und verbürgt sei, behaupteten sie, sei schon bei der Einleitung des Prozesses mißachtet worden.

Einige Vaihinger Bürger und einige aus der Umgegend, die den Vikar zu besuchen gekommen waren, unter ihnen mein Vater, riefen dem Gefangenen zu: „Nun ist es weit genug gekommen mit den Kanzleiherzogen! Seien Sie unser Anführer, geben Sie nur Ihr Wort, daß sie es sein wollen, und wir schlagen Sturm und vernichten alles, was sich uns widersetzt bis Stuttgart hin.“ Der Vikar beschwor sie, um seiner Ehre willen, derartige Aeußerungen zu unterlassen. Die Regierung aber war darauf bedacht, ihn von Vaihingen fortzuschaffen.

So wurde er Ende des Monats Juli bei Nacht und auf einem seltsamen Umwege nach Stuttgart abgeführt. Das Volk der Hauptstadt betrachtete den Gefangenen nicht nur mit müßiger Neugierde, sondern mit wirklicher Theilnahme, und die Bürgerschaft Stuttgarts stand während seiner ganzen Gefangenschaft treu auf seiner Seite.

Der Vikar wurde in Stuttgart von einem Gefängniß zum andern geschleppt, seine Bewachung war meist eine sehr strenge, und namentlich in den Wochen, in denen er auf dem Smolenskythurm saß, war seine Gefangenschaft unleidlich.

Ohne Buch, ohne irgend welche Beschäftigung, in

einem Thurm, in welchem er nur von zehn Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags Licht hatte, war er aufs Sinnen und Grübeln angewiesen, soweit seine Zeit nicht durch die Verhöre im Rathhaus ausgefüllt war. Er verfiel auf seltsame Dinge. So wollte er ein neues Heizungsmittel entdeckt haben, wodurch, wie er meinte, die Hälfte an Holz erspart werden könnte. Kein Wunder! Der arme Mann fror in den kühlen Herbstnächten empfindlich. Er gab der Regierung Nachricht hievon, erhielt aber natürlich keine Antwort.

Mein Vater reiste nach Stuttgart, ihn zu sehen, und kam traurig nach Haus. Er hatte ihn auf der Straße, während er ins Verhör geführt wurde, gesehen und durchs Gitter der Gefängnißthüre einige Worte mit ihm unter strenger Bewachung gesprochen. Der Vikar, sagte mein Vater, sehe verwildert aus. Er habe sich einen struppigen Bart wachsen lassen und den Scherz gemacht, Christus und die Apostel haben auch Bärte getragen. Sein Geist scheine verdüstert zu sein. Ein merkwürdiges Blatt Papier brachte mein Vater von Stuttgart mit. Einer der Gefängnißwärter hatte es ihm eingehändigt, dem hatte es ein Unbekannter zur Besorgung an den Vikar übergeben, der Unbekannte hatte gebeten, man möge es um ein Arzneifläschchen wickeln und es so dem Vikar, der damals krank war, in die Hände spielen. Der Wärter war aber zu gewissenhaft gewesen, den Auftrag zu erfüllen. Doch wollte er keine Anzeige davon machen. Das Blatt war dem Anschein nach aus einem Schülerheft gerissen und enthielt

in kindlicher Handschrift geschriebene, abgerissene Sätze, theils in französischer, theils in deutscher Sprache. Ich konnte noch so viel französisch, daß ich die Sätze zu verdeutschen im Stand war. Ich merkte auch, was sie zu bedeuten hatten. Sie lauteten etwa also:

„Der Freund verläßt den Freund nicht in der Noth. — Philippus der König der Macedonier pflegte zu sagen, keine Festung widerstehe einem mit Gold beladenen Esel. — Der Freund ist im Bade. — Baden-Baden ist im Schwarzwald. — In wenigen Tagen werde ich bei Dir sein.“ Und so weiter. Am Rande standen mehrere E und M.

Es war klar, Monnier hielt sich in Baden-Baden auf und hoffte wahrscheinlich, durch Bestechung den Vikar aus dem Gefängniß zu befreien. Ich zweifelte damals, ob ich dem Mann nicht doch in Gedanken Unrecht gethan habe.

Etwas später fiel mir ein Zeitungsblatt in die Hände, in welchem alle Württemberger bei ihren Unterthanenpflichten wiederholt aufgefordert wurden, anzugeben, was sie während eines halben Jahrs von dem Vikar bezahlt erhalten oder ihm geliehen haben.

Gleich daneben stand eine Zeitungsnachricht aus Baden-Baden: vor wenigen Tagen sei wieder ein Mann in den besten Jahren der Leidenschaft des Glückspiels zum Opfer gefallen. Nachdem er eine ansehnliche Summe am grünen Tisch verloren gehabt, habe er sich früh morgens in seinem Zimmer erschossen. Der Unglückliche, dem Vernehmen nach

ein Franzose, ein liebenswürdiger heiterer Gesellschafter, werde allgemein bedauert.

Wie ein Blitz fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, dieser Unglückliche sei Monnier. Ich bat meinen Vater, nach Baden zu reisen und Erkundigungen einzuziehen. Vielleicht habe Monnier einen wichtigen Auftrag an den Vikar mündlich oder schriftlich hinterlassen. Mein Vater wollte lange nicht, die Spur sei gar zu unsicher. Da er aber meiner Mutter und mir längst eine Vergnügungsreise nach Baden versprochen hatte, die nie zur Ausführung gekommen war, entschloß er sich endlich, uns dorthin zu begleiten. Die Vergnügungsreise gestaltete sich zu einer recht traurigen Fahrt. In Baden wollte man uns lang überhaupt keine näheren Aufschlüsse über den Selbstmörder geben, nach welchem wir uns erkundigten. Doch gelang es, den Gasthof zu ermitteln, in welchem er zuletzt gewohnt hatte. Der Wirth war freilich nichts weniger als mittheilsam, sondern bedeutete uns, die Angelegenheit sei bereits ins Reine gebracht, wir möchten die traurige Sache ruhen lassen, um sein Haus nicht weiter ins Gerede zu bringen. Erst als er sah, daß wir uns mit so kahler Auskunft nicht zufrieden gaben, nahm er uns in ein besonderes Zimmer und berichtete, was er wußte.

Der Name, den der Unglückliche ins Fremdenbuch eingetragen hatte, klang fremd, er ist mir entfallen; wohl aber paßte die Beschreibung, die der Wirth von dem Manne gab, ziemlich genau auf Monnier. Der Mann habe im ganzen still und ruhig für sich gelebt, bei der Gesellschaft

sei er beliebt gewesen. Den Spieltisch habe er von Anfang an besucht, doch erst in den letzten Tagen seines Lebens habe er selbst zu spielen angefangen. Er habe an einem einzigen Abend erstaunlich viel gewonnen, eben so schnell aber das Doppelte und Dreifache seines Gewinnes — man spreche von elfhundert Gulden — verloren. Er sei jedoch gleichmüthig nach Haus gekommen und habe in guter Laune zu Nacht gespeist.

„Dann,“ fuhr der Wirth fort, „hörte ihn die Dienerschaft bis zur Morgendämmerung in seinem Zimmer auf- und abgehen. Man dachte, er werde seinen Koffer zur Abreise packen. Nach Sonnenaufgang hörte man einen Schuß fallen. Als man in das verschlossene Zimmer drang, saß er entseelt auf dem Sopha, eine kleine Handfeuerwaffe lag am Boden. Auf dem Tisch lag ein offener Zettel und ein versiegelter Brief, an einen Herrn in Maynz addressirt. Der Zettel enthielt die Bitte, man möchte den Brief sofort befördern und bis sein Freund aus Maynz herbeieilen und alles Nöthige besorgen werde, seine übrige Hinterlassenschaft, die er verpackt und versiegelt hatte, vollständig unberührt lassen. Nach zwei oder drei Tagen kam auch der Maynzer Freünd, sorgte für das Begräbniß, ohne irgend welche Gemüthsbewegung zu verrathen, und tilgte alle Schulden des Verstorbenen — denn dieser hatte, wie es schien, seine ganze Baarschaft buchstäblich bis auf den letzten Heller verspielt. Dann reiste er schleunig ab.“

„Hat denn der Arme sonst gar nichts Schriftliches

hinterlassen," fragte ich, „was seinen verzweifelten Schritt erklären würde?"

„Doch!" versetzte der Wirth, „es ist gut, daß Sie mich daran erinnern. Ein kleines Packet hat er besonders versiegelt, es trägt die Aufschrift: ‚Dem Freund aus Württemberg, der nach mir fragt, zu übergeben. Vorher nicht zu öffnen.' — Da nun Sie," wandte er sich an meinen Vater, „der Sprache nach ein Württemberger sind, will ich nicht versäumen, Ihnen dieses Vermächtniß auszuliefern."

Er brachte ein längliches Packet herbei und legte es auf den Tisch mit den Worten: „Mir ists recht, wenn ich auch diese letzte Erinnerung an die traurige Begebenheit los habe." Dann entfernte er sich. Mein Vater war im Zweifel, ob er das Packet annehmen dürfe. Meine Mutter und ich bejahten dies entschieden. Als wir die Schnur gelöst hatten, fiel uns der blaue Rock und der Stockdegen des Vikars von Enzweihingen entgegen. Am Stockdegen fehlte das Terzerol. Dabei lag noch ein Zettel: „Lebe wohl, Heinrich, lebe ewig wohl und vergib mir! Aufklärung wirst Du nur erhalten, wenn es ein Jenseits gibt." — —

10.

Die Haft des Vikars war inzwischen milder geworden. Der Stadtdirektor von Stuttgart hatte an Stelle des äußerst gestrengen Amtsoberamtmanns die Leitung des

Prozesses übernommen und ließ dem Vikar alle Erleichterungen zu Theil werden, so weit er es irgend mit seiner Amtspflicht vereinigen konnte. Der Gefangene saß auch nicht mehr auf dem Smolenskythurm, sondern war in ein menschlicheres Gefängniß verbracht worden. Hie und da durfte er eine Stunde in der Stube eines der Stadtknechte zubringen. Die frische Luft that ihm wohl, wenn er aus dem Gefängniß ins Verhör geführt wurde. Dagegen war es ihm nicht gestattet, auch nur einen Spaziergang unter Bewachung im geschlossenen Raum zu machen, und seine Kost war sehr schmal: Morgens und Abends Wasser und Brot, Mittags leeres Gemüse. Das alles erfuhren wir in Stuttgart, wohin ich mit meiner Mutter gereist war.

Mich trieb es dorthin. Ich wollte den Vikar zu einem entscheidenden Schritt drängen. Er sollte eine strenge Untersuchung verlangen, ob nicht Monnier der geheimnißvolle Reiter gewesen sei.

Durch besondere Vergünstigung erhielten wir die Erlaubniß, in der Stube des Stadtknechts den Vikar eine Stunde lang zu sprechen.

Er streckte uns beide Hände entgegen und rief wehmüthig: „Ich bin krank und gefangen gewesen, und Ihr seid zu mir gekommen. O wie hab' ich manchmal so leichten Herzens über diesen Spruch gepredigt, und nun weiß ich erst, was er bedeutet!“

Uns traten die Thränen ins Auge, als wir ihn ansahen. Er war bleich und verfallen. Ein feierlicher

Ernst lag über seinem Wesen, den man sonst nicht an ihm gewöhnt war. —

Zwischenhinein blitzte freilich wieder sein alter Frohsinn auf, aber es war keine rechte Fröhlichkeit, die von Herzen kam, es war ein gemachtes, gesteigertes Wesen. So zog er ein Ding aus der Tasche, das mit einer Tabakspfeife eine entfernte Aehnlichkeit hatte.

„Sie wissen nicht," flüsterte er, „welch ein Erfindungsgeist in mir steckt. Die Pfeifen waren mir bei meiner Verhaftung abgenommen worden. Aber Rauchtabak und Feuerstein hatte ich in genügender Menge in dem Futter meines Ueberrocks verborgen. Ich hatte, wenn mir auch der Feuerstahl genommen wurde, stählerne Schnallen auf den Schuhen, welche Feuer gaben wie eine Schmiedesse. Ein auf Pfeifenkopfart geformtes Papier klebte ich mit weichem geknetetem Brot aus, welches bald die Festigkeit eines gebrannten Ziegelsteins annahm. Mit einem Stückchen Glas von einem zerbrochenen Fenster — kein anderes Schneidwerkzeug war mir geblieben — stach ich in den Kopf eine Oeffnung für einen Strohhalm, welcher mir nun zum Pfeifenrohr wurde. Herrlicher hat mir lebenslang das Tabakrauchen nicht geschmeckt, als zum erstenmal aus dieser Pfeife meiner Erfindung. Und wie hat der Rauch die dumpfe Luft meines Thurmes erheitert! Jetzt schmeckt mir freilich auch das nicht mehr, es ist mir alles entleidet. Die Pfeife ist mir bloß noch ein Andenken an den Smolenskythurm."

Die beiden Gefängnißwärter, die während unserer

Unterredung zugegen sein sollten, hatten sich bei Seite gemacht. Die kostbaren Minuten verstrichen. Wir mußten ihm sagen, warum ich gekommen war. Als wir ihm das Ende Monniers so schonend als möglich mittheilten, schrie er laut auf in wildem Schmerz und verbarg sein Angesicht mit beiden Händen. — Und ich sollte nun noch Anklagen häufen auf das Haupt des Todten, um den er so trauerte! Ich überwand mich um seinetwillen und that es. Er verstand mich schneller, als ich erwartet hatte, aber er war ungeduldig und ließ mich nicht leicht einen Satz vollenden.

Ich stellte alle Verdachtsgründe der Reihe nach auf: die Drohung Monniers, er wolle dem Kammerrath die zwei Karolin fünfzigfach wieder abnehmen — seine Gewandtheit in der Handschriftenfälschung und Verstellung, die man beweisen könne — seinen kecken Brief aus Stuttgart — sein räthselhaftes Benehmen während der Stuttgarter Reise des Vikars — auch die Geschichte vom Theusserbad verschwieg ich nicht. Aber der Vikar blies mir die ganze Reihe meiner Gründe um wie ein Kartenhaus.

„Nein," rief er aus, „ich wäre kein Mensch, eine Hyäne wäre ich, wenn ich an meinem Freund, der vor Gottes Richterstuhl steht, so handeln würde, wie Sie es mir zumuthen. Vergib mir, theurer Freund, vergib mir, wenn auch nur einen Augenblick ein Schatten des schwarzen Verdachts gegen Dich meine Seele gestreift hat."

Ich bat, er möchte mir wenigstens erlauben, den blauen Rock und den Stockdegen zu Gerichtshänden zu

geben, vielleicht erkenne der Steinschläger in beidem das Kleid und die Waffe des geheimnißvollen Reiters.

Er schüttelte den Kopf: „Das würde mir nur schaden, das würde die gerichtliche Verhandlung nur noch schleppender und verwickelter machen. Auf den 20. Oktober ist der peinliche Rechtstag angesetzt. Ich werde an das Volk eine Rede halten. Vor allem Volk wird mein Vertheidiger, der wackere Zeller, beweisen, welch schreiendes Unrecht man an mir gethan hat. — Ehe der Winter ins Land kommt, werde ich frei sein, dann hole ich Rock und Degen bei Euch ab.“ —

Nach einer Weile setzte er traurig hinzu: „Aber Regine, ich glaube, wir dürfen nicht glücklich werden. Nein, geben Sie mir die Hand nicht! Sie würden ja die Hand eines Räubers erfassen, oder eines Narren. Eines Räubers nach der Leute Meinung, eines Narren nach Ihrer eigenen Ansicht. — So lange Sie Ihren Verdacht gegen Monnier nicht aufgeben, steht der blutige Schatten meines Freundes zwischen Ihnen und mir.“

Dies war das letzte Wort, das ich aus seinem Munde hörte. Die Stunde der Unterredung war abgelaufen.

Ich kann vollends kurz sein, Agathe.

Der peinliche Rechtstag kam heran, wir giengen aber nicht nach Stuttgart, ich lag damals schwer krank darnieder. Die Vertheidigungsrede des Rechtsanwalts war nach allgemeinem Urtheil glänzend. Gleichwohl wurde der Vikar weder verurtheilt, noch freigesprochen. Er

blieb im Kerker. Endlich, endlich wurde der ganze Prozeß der Juristen-Fakultät in Tübingen überwiesen, und durch die Entscheidung dieser rechtsgelehrten Herren wurde der Vikar von Enzweihingen vollständig freigesprochen.

Nach achtzehnmonatlicher Haft wurde er auf freien Fuß gesetzt. Er schrieb einen Brief voll glühenden Dankes an meine Eltern für alle Freundschaft, die sie ihm erwiesen. Aber nach Eberdingen kam er nicht. Den Rock und Degen schickten wir ihm nach Stuttgart. Er trieb sich dort etliche Wochen ohne rechten Plan um, er war wie ein entwurzelter Baum. Die Herren vom Consistorium in Stuttgart führen ein Verzeichniß über die jungen Geistlichen, die noch nicht angestellt sind, man nennt es den Magisterzettel. Aus dem Magisterzettel war der Name des Vikars von Enzweihingen gestrichen worden. Dies und die übertriebene Schmeichelei einiger Stuttgarter Freunde, die den gekränkten Unschuldigen für das was er ausgestanden schadlos halten zu müssen glaubten, hat seinem Charakter einen Stoß versetzt. Es hieß, er habe sich bald aufs neue in staatsgefährliche Unternehmungen eingelassen, er habe sich einem drohenden zweiten Prozeß durch schleunigen Uebertritt auf republikanischen Boden entziehen müssen.

Er wurde Doktor der Weltweisheit an der Maynzer Hochschule, dort schrieb er dies Büchlein, das er meinem Vater zugesandt hat. Bald brach die republikanische Herrlichkeit in Maynz und in ganz Frankreich zusammen.

Napoleon setzte sich die Kaiserkrone auf. Unser Herzog Friedrich wurde Kurfürst und bald darauf König. Der Vikar von Enzweihingen aber war verschollen. Auch von Herrn Monnier hat nie wieder etwas verlautet. Einmal sagte mir eine Vaihingerin, die bei der Begegnung zwischen ihm und dem Kammerrath im Theusserbad zugegen gewesen war, es sei ihr aufgefallen, daß der Fremde, der während des Essens eine Uhr getragen habe, hernach ohne Uhr erschienen sei. Dies könnte die Uhr gewesen sein, die der Kammerrath eine Zeitlang als Pfand gehabt hat. —

Wenn es nun gegangen wäre, wie es in den Romanen steht, so hätte mir das Herz brechen müssen. Aber ich blieb ganz, und als mir im Jahr 1809 ein wackerer Schwarzwälder seine Hand anbot, habe ich Ja gesagt, bin mit ihm vom Strudelbach hieher unter die Tannen gezogen und bin mit ihm in vierzehnjähriger glücklicher Ehe verbunden gewesen.

Gehört hab ich später noch hie und da vom Vikar. Zur Zeit, da Napoleon geschlagen aus Rußland zurückkehrte, kam der Vikar ins Württemberger Land zurück. König Friedrich hatte einen unauslöschlichen Haß auf ihn geworfen. Warum? weiß ich nicht. Es hieß, der König habe sich einmal gegen Napoleon geäußert, auf seine Württemberger könne er sich verlassen, und Napoleon habe ihm erwidert: „Doch nicht so ganz, wenn sie alle sind, wie der Vikar von Enzweihingen!“ Er soll sich nämlich bald dem Franzosenkaiser, bald unserem König

als Spion angeboten haben. Ich hab es aber nie glauben können, daß er so schlecht geworden ist. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich galt sein Geist als gestört, ob mit Recht, hab ich niemals erfahren. Zehn Jahre vorher war einer seiner Universitätsfreunde, der herrliche Dichter Hölderlin, wirklich irrsinnig, ebenfalls aus Frankreich zurückgekommen und ist seitdem bei einem wackeren Tübinger Schreinermeister in der Pflege.

Den Vikar aber ließ König Friedrich in ein eigens für ihn eingerichtetes Gefängniß nach Zwiefalten bringen, wo kein menschlicher Laut an sein Ohr drang, wo niemand seine Seufzer und Thränen gezählt hat, als der, der alle Thränen sieht.

Unser König Wilhelm begnadigte ihn jedoch gleich nach seinem Regierungsantritt auf eine Bittschrift seiner Mutter hin. Gebrochen kam er zu seiner alten Mutter nach Mittelstadt und ernährte sich einige Zeit kümmerlich durch Privatunterricht.

Das Uebrige hat uns Frau Stickel berichtet. Nur hat sie den Herrn Pfarrer um zwölf Jahre zu alt geschätzt, er muß auch darnach ausgesehen haben.

Nur neun Jahre, hat mir heute die Engelwirthin gesagt, sei er bei seiner ersten Gemeinde angestellt gewesen und neun Wochen in Föhrenberg — ein einsamer, stiller Mann. —

Hiemit schloß Frau Regine ihre Erzählung. — —

* * *

Einsam und still ist auch das Grab des Pfarrers auf dem Kirchhof zu Föhrenberg neben der Sakristei. Die Engelwirthin pflegt es, und ihr ältestes Kind hat an dem Spruch, der in schwarzen Buchstaben auf dem Grabstein steht, das Lesen gelernt. Der Spruch aber lautet: ‚Vergib uns unsre Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldigern!‘ Und alljährlich, wenn die Syringen blühen, hängt ein frischer Kranz an dem schmucklosen Kreuz über dem Grabstein.

Kruis